Anthr 125 ib

Schubert

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar
08. April 99

<36614864890014

<36614864890014

Bayer. Staatsbibliothek

Lehrbuch

der

Menschen- und Seelenkunde,

zum

Gebrauch für Schulen und zum Selbststudium

von

Dr. G. H. v. Schubert,
Hofrath und Professor in München.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1842.

156. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem

theuren, verehrten Freunde

Dr. August Neander,

Königl. Preuß. Consistorialrathe und ordentlichem Professor der Theologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin

widmet diese kleine Schrift

in inniger Liebe

der Verfasser.

Vorrede
zur zweiten Auflage.

Das kleine Lehrbuch, welches ich hiermit in einer zweiten, hin und wieder verbesserten und vermehrten Auflage der Oeffentlichkeit übergebe, hatte zunächst die Bestimmung, als Leitfaden zu dienen für den Unterricht in der Anthropologie und Psychologie an höheren Schulen. Dem größesten Theile seines Inhaltes nach ist dasselbe ein Auszug aus meinen beiden größeren Werken: der Geschichte der Seele (dritte Auflage 1838) und der Geschichte der Natur (1835—1837). Vieles, was bei dem engeren Umriß eines Lehrbuches in diesem nur angedeutet werden konnte, findet sich in den eben genannten umfassenderen Schriften, vorzüglich aber in der Geschichte der Seele, weiter entwickelt. Doch ist der Verfasser bemüht gewesen, so weit ihm Zeit und Kräfte dies verstatteten, auch diesem kurzen Abriß an sich allein eine Brauchbarkeit zu geben für das Studium der Menschen- und Seelenkunde. Geht uns doch öfters, gerade

dann, wenn wir ein unvollkommenes, kaum halb gelungenes Menschenwerk betrachten, ein Gedanke auf, welcher das Vollkommnere und Bessere erfindet. So möge denn auch dieses unbedeutende Büchlein in manchem seiner Leser ein Nachdenken wecken über das, was allein und wahrhaft bedeutend ist für des Menschen Thun und Leben.

München, am 21. Juli 1842.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Seite

§. 1. Der Endzweck der Seelenlehre 1

I. Wohnstätte und sichtbare Umgebung des Menschen.

§. 2. Die Schöpfung 3
§. 3. Die Grundkräfte der sichtbaren Natur 6
§. 4. Der Grund d. Mannichfaltigkeit d. sichtbaren Dinge 9
§. 5. Die unorganische Natur 12
§. 6. Das Pflanzenreich 16
§. 7. Das Thierreich 21
§. 8. Der Mensch 27

II. Betrachtung des äußeren leiblichen Menschen.

§. 9. Die systematische Stellung des leiblichen Menschen 30
§. 10. Die chemischen Elemente des Menschenleibes . 31
§. 11. Die Formenelemente des thierisch-menschlichen Körpers 35
§. 12. Das Athmen und der Blutumlauf 35
§. 13. Verdauung und Ernährung 40
§. 14. Die Knochen 42
§. 15. Die Muskeln und ihre Bewegung 47
§. 16. Die Stimm- und Sprachorgane 50
§. 17. Hirn und Nerven 53
§. 18. Das Geschäft der Sinnen 59
§. 19. Bau der Sinnorgane 62
§. 20. Schlaf und Wachen 68
§. 21. Die Erzeugung 73
§. 22. Der natürliche Grund des leiblichen Todes . . 78
§. 23. Sterben und Verwesung 85
§. 24. Die Eigenthümlichkeiten des Menschenleibes . 90

III. Die Seele des Menschen.

§. 25. Allgemeine Stellung der Seele zur Leiblichkeit . 96
§. 26. Die Seele in ihrer Besonderheit vom Leibe . . 100
§. 27. Von den Seelenkrankheiten, namentlich dem Wahnsinne 110
§. 28. Die Wirklichkeit, als Element der Seele . . . 116
§. 29. Die drei Elementarformen der Wirksamkeit der Seele 120

Seite

§. 30. Von einem Wechselverkehr der Seele, welcher dem leiblichen Athmen vergleichbar ist 127
§. 31. Die Gefühle 131
§. 32. Temperament und Charakter 136
§. 33. Das Begehrungsvermögen 140
§. 34. Gemeingefühl, Mitgefühl und Gewissen . . . 144
§. 35. Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand . . 149
§. 36. Die innren Sinne des Menschen, namentlich Einbildungskraft und Gedächtniß 159
§. 37. Das Wechselverhältniß der innren Sinnen und der Erkenntnißkräfte zu einander 163
§. 38. Von schlafähnlichen Zuständen der Seele . . . 168
§. 39. Der Anfang der Seele 182
§. 40. Der Tod in seiner psychischen Bedeutung . . 184
§. 41. Das Schicksal der Seele im Tode 187
§. 42. Unterschied der Seele des Menschen von der Seele des Thieres 191

IV. Die Lehre vom Geist.

§. 43. Anknüpfung dieses Abschnittes an den vorhergehenden 196
§. 44. Scheidung d. innren Menschen nach Geist u. Seele 197
§. 45. Der Geist als mütterlich bildende Kraft . . . 198
§. 46. Der Geist als selbstthätig bewegende Kraft . . 199
§. 47. Der Geist als innwohnend im Menschen . . . 200
§. 48. Von einem geistig Guten und geistig Bösen . . 201
§. 49. Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiste . 208

V. Die Herrschaft des Leibes.

§. 50. Normale u. abnorme Macht d. Leibes über d. Seele 212
§. 51. Die mittelbare Macht des Clima's an der Seele 214
§. 52. Einfluß der Nahrungsmittel 218
§. 53. Der Einfluß der mitlebenden organischen Welt . 224
§. 54. Einfluß der leibl. Bewegung und der Lebensweise 225
§. 55. Der Einfluß der leiblichen Organisation . . . 229
§. 56. Einfluß des kranken leibl. Zustandes auf die Seele 232

VI. Die Herrschaft der Seele.

§. 57. Die Macht der Seele über den Leib 234
§. 58. Das Werk der Seele mit und an andren Seelen 241
§. 59. Die Alter der Kunst 249
§. 60. Entwicklungsgang der Wissenschaft 257
§. 61. Der Staat 269
§. 62. Die Erziehung zum Wissen 271
§. 63. VII. Die Herrschaft des Geistes 272

Bayerische Staats-Bibliothek München

Der Endzweck der Seelenlehre.

§. 1. Wenn auch der Mensch ganz nach Wunsche von den Gütern der Welt gesättigt ist, wenn er Alles hat, was sein Leib begehrt, so bleibt doch immer noch ein Bedürfniß in ihm, das durch Speise und Trank und alle Vergnügungen des Leibes nicht gestillt wird. Dieses Bedürfniß ist jenes, das seine Seele nach einem Etwas hat, welches mit ihr von verwandter Art, ihr angehörig ist. Denn wie das Auge eines im Dunklen sitzenden Menschen mit all der Nahrung, die seinem Munde, mit der Ruhe, die seinen Gliedern geboten wird, noch nicht befriedigt ist, sondern über das Alles doch immerhin nach dem Lichte verlangt, für welches es gemacht war; so verlangt die Seele, die von ewiger Natur ist, nach einem Ewigen, an dem sie als an ihrem eigenthümlichen Element, nur allein ihre Beruhigung und Sättigung finden kann.

In diesem Verlangen nach einem Ewigen, für das sie gemacht und geschaffen ist, besteht eigentlich die wahre Natur der Seele, eben so wie in der Einrichtung für die Aufnahme des Lichtes die Natur des Auges. So wie man aber, wenn man das Sehen des leiblichen Menschen beschreiben will, zugleich von dem Lichte redet, welches gesehen wird, und von dem Bau und der Bestimmung der leiblichen Theile des Auges, so beschäftigt sich auch die Lehre von der Seele nicht allein mit der Betrachtung des Seyns der Seele, sondern mit der jenes Ewigen, nach welchem das Sehnen des innern Menschen mitten unter den Vergnügungen und Arbeiten des äußern gerichtet ist, und mit der Betrachtung des Verhältnisses, in welchem der äußere und vergängliche zu dem innern, ewigen Menschen stehet. Die Seelenlehre, wenn sie das recht zu lösen vermöchte, was ihre

Aufgabe ist, wäre deshalb ein Inbegriff jener Erkenntnisse, die den Menschen wahrhaft über sich verständigen, und ihn weise und ruhig in seinem Innern machen können.

Die Seelenlehre oder Psychologie beschäftiget sich zuvörderst mit jenen sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen, woran und worinnen sich die in der Leiblichkeit waltende Seele kund giebt. Sie betrachtet mithin zuerst in dem Spiegel des sichtbaren Weltalls jenes Gesetz, jene Ordnung der gedankenvollen Zusammenfügung aller Einzelnen zu einem harmonischen Ganzen, woran der allbewegende, allbedenkende Geist erkannt wird, von dessen Art und Natur, nach ihrem Maaße, auch die denkende Seele des Menschen ist. Diese Betrachtung liegt ihr näher gerückt in der Geschichte der eignen Leiblichkeit, welche als Anthropologie oder Menschenkunde im engeren Sinne von dem körperlichen Bau des Menschen, von seiner Ernährung, äußren wie innren Bewegung, seinen Lebensperioden, so wie von seinem Verhältniß zu dem gesammten großen, göttlichen Haushalte der Natur handelt. Aber in und an dem Menschen ist noch etwas ganz Anderes, Höheres zu beachten als das bloß Leibliche. Derselbe wird, schon im System der Naturgeschichte, mit einem sehr bezeichnenden Beiwort als homo sapiens, als (vernünftig) erkennendes Wesen charakterisirt. Man könnte auch sagen als ein Sprechender; denn die eigentliche (Wort=) Sprache kommt unter allen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit doch nur dem Menschen zu, welcher mit all seinen Anlagen und Kräften für das Werk der Sprache bestimmt und geschaffen ist. Diesen Vorzug empfängt seine Natur lediglich durch die in ihr waltende Seele; durch ihren das Göttliche erkennenden, denkenden Geist; die ganze Leiblichkeit des Menschen stehet im Dienste der vom Geist durchdrungenen Seele. Will deshalb die Lehre von der Natur des Menschen ihre Aufgabe auf genügende Weise lösen, dann muß sie von der Betrachtung des Niederen und Aeußeren auf die des Höheren und Innerlicheren sich wenden: zur Betrachtung des Seyns und Wesens der Seele, ihrer eigenthümlichen Kräfte so wie jener Hoffnungen der Ewigkeit, welche der Geist ihr verleihet. Wenn auf solche Weise die Menschenkunde mit der Seelenkunde sich vereinet, dann wird jene zur Menschenkenntniß, mittelst welcher wir uns selber, so wie unsre zeitliche und ewige Bestimmung kennen lernen, sammt alle dem, was die Erreichung dieser Bestimmung fördern oder hemmen kann. Wie die Betrachtung der Natur in ihrer Gesammtheit zur Erkenntniß des Schöpfers, so muß uns deshalb die Betrachtung der Natur des Menschen auf jedem ihrer Schritte zur Erkenntniß der Seele geleiten, welche dadurch als Beherrscherin und selbst als Schöpferin des Leiblichen sich offenbart, daß sie die Elemente desselben nach eignem Gesetz regiert (m. v. den „Genius von Rhodus" in Schillers Horen II., 5.) und aus eigner Macht sie nicht nur anziehet, sondern auch abstößet (nach §. 12.), weil sie in

dem Stoff nicht zunächst die wägbare Masse, sondern die ihrem eignen Wesen verwandten Kräfte aufsuchet, endlich aber dadurch, daß sie (nach §. 12.) aus sich selber Lebendige der gleichen Art hervorbringet (erzeugt).

I. Wohnstätte und sichtbare Umgebung des Menschen.

Schöpfung.

§. 2. Die Welt der Sichtbarkeit erscheinet unsren Sinnen eben so gränzenlos und unendlich, als dem berechnenden Verstande der Gedanke der Ewigkeit; das Auge findet kein Ende, weder nach oben, nach der Lichtregion der Gestirne, noch nach unten, nach der Tiefe der zahllosen belebten oder unbelebten Stäublein hin. Wir blicken da zur Rechten wie zur Linken in eine Weite der Schöpfungen Gottes, welche eben so unergründbar ist als die Tiefe unsres denkenden Geistes, denn nur Den kann jene Endlosigkeit des sichtbaren Wesens erschrecken, welcher nichts weiß von der Tiefe des unsichtbaren Wesens, die in seinem eignen Innren sich eröffnet; hier ist Ewigkeit, was dort Unendlichkeit. Und nicht nur in dem innren Kreise seines geistigen Erkennens, sondern in seiner ganzen, auch leiblichen Natur findet der Mensch einen Spiegel, worinnen er, wenn auch nur „stückweise" den Schöpfer wie seine Schöpfungen zu erblicken vermag. Wir wollen dieses hier etwas näher betrachten.

Schon die Alten haben den Menschen eine Welt im Kleinen, einen Mikrokosmus genannt. In der kleinen Welt unsers Leibes wiederholt sich auch in der That alles das, was die Natur der Erde, ja die ganze weite Sichtbarkeit in sich fasset; wie das Licht der großen Welt die Sonne, so ist das Licht der kleinen Welt, oder des Leibes, das Auge; wie auf der Erde giebt es auch in unserm Leibe nicht bloß ein Flüßiges und Festes, sondern Gebilde von der Natur des Steinreiches, des Pflanzenreiches und solche von thierischer Art. Diese

unsre Welt im Kleinen, unser Leib, lebt aber, wie wir dieß weiterhin näher und ausführlicher betrachten werden, weder durch die Kraft des Flüßigen noch des Festen, oder irgend eines andern körperlichen Bestandtheiles, der in und an ihm ist, sondern durch die Kraft einer ihm inwohnenden Seele, und, wenn diese entflohen ist, da lebt er nicht mehr. Eben so bestehet und erhält sich auch die große Welt der Sichtbarkeit nur durch eine ihr inwohnende, beständig über ihr waltende Kraft des Schöpfers.

Auch die Menschenseele kann man einen Schöpfer im Kleinen nennen. Wenn ich auch nur auf das alltägliche Thun meiner Seele acht gebe, so bemerke ich, daß ich mir z. B. einen verstorbenen Freund auf einmal und in einem Augenblicke, ganz so wie er war und lebte, vorstellen kann; dieser Freund war aber, seiner leiblichen Natur nach, erzeugt und geboren worden, war unter mannichfaltigem Wechsel groß gewachsen und ist dann gestorben und verwest. Und so ist es mit alle dem, was die Seele thut, im Vergleich mit dem beschaffen, was der Leib macht. Wie schnell kann jene sich in ihrem Innern, in ihrer Vorstellung ein Haus erschaffen, das sie ausgeführt haben möchte, und wie lange hat der Leib, Stück vor Stück daran zu bauen und zu arbeiten, ehe er es zu Stande bringt. Der unsichtbare Anfang aller unsrer Handlungen in der Seele ist nur ein einiger Moment; zu der in die Sichtbarkeit hineingehenden Ausführung dieser Handlungen braucht es aber meist gar vieler Momente.

Dasselbe was wir so eben von unsrem täglichen Thun und Treiben bemerkten, hat auch bei dem anfänglichen Entstehen des Leibes stattgefunden. So wie der Keim eines Thieres im Mutterschooß oder im Ei zuerst sich bildet, bemerkt man auch gleich die Anlage zu all den nothwendigsten und wesentlichsten Theilen, von denen die Lebensverrichtungen des Empfindens, des Ernährens und des Bewegens abhängen. Die schaffende Kraft der Seele hat auch auf einmal, in dem einen Moment des Entstehens ihrer Leiblichkeit den Grundriß zu dem Ganzen dieser Leiblichkeit in sich getragen und

angelegt und nicht jetzt erst den Flügel des Küchleins, oder den Fuß, sondern Haupt und Rumpf, Herz und Eingeweide mit einem Male entworfen, obgleich von den einzelnen Theilen der eine etwas früher, der andere später aus dem flüßigen Zustand in den sichtbar festen übergehet. Und so hat denn die Seele in jeder Hinsicht das vor dem Leibe voraus: daß sie die Kraft zu ihren Werken als eine eigenthümliche und ursprüngliche in sich trägt, und daß diese Werke alsbald als ein in allen seinen Theilen zusammenstimmendes, ausführlich Ganzes in ihr geboren werden, während der Leib seine Kraft sich zu gestalten und zu wachsen erst aus der belebenden, herrschenden Seele empfängt und seine Werke stückweis, Einzelnes nach Einzelnem ausführt.

Was schon die Menschenseele nach ihrem kleinen Maaße vermag, das kommt in noch unendlich höherem Maaße der Schöpferkraft zu, welche diese ganze, in all ihren Theilen so schön und harmonisch zusammengeordnete Sichtbarkeit hervorrief ins Seyn. Wie weit wir dieses auch hinausschieben wollen, einmal muß diese Sichtbarkeit aus einem, dieselbe nach all ihren Theilen bedenkenden Verstand und Willen, aus einer Schöpfermacht hervorgegangen seyn, welche vor der Welt war, wie der unsichtbare Gedanke und Vorsatz des Menschen vor der sichtbaren That.

Alles was unser Auge sieht und unser Verstand in dem unermeßlichen Werk der Natur begreift, das beweiset und bezeuget uns das Daseyn eines allmächtigen Schöpfers, einer alles bedenkenden und erhaltenden Liebe und einer alles ordnenden Weisheit.

Der Geist des Menschen, wenn er der Kräfte der Ewigkeit, welche in ihn gelegt sind, sich bewußt und ihrer mächtig geworden ist, erhebt sich leicht zu dem Gedanken einer Allmacht, deren Werke unermeßbar und unendlich sind (m. sehe dieses weiter ausgeführt in der 4ten Auflage von Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft in der Einleitung zur 5ten Vorlesung „über das Weltgebäude").

Die Erfindung des Fernrohres, wahrscheinlich durch den Brillenfabrikanten Zacharias Jansen zu Middelburg, gegen Ende des 16ten oder Anfang des 17ten Jahrhunderts gemacht, führte schon im Jahre 1609 den Simon Marius zur Ent-

deckung der Jupitermonde, im Jahre 1610 den Galilei zu jenen des Saturnusringes, der Lichtgestalten der Venus u. s. f. Die Einrichtung des eigentlich astronomischen Fernrohres erfand und lehrte zuerst Kepler (1611). Die Beobachtung des Sternenhimmels schwang sich von nun an von Cassinis bis zu Herschels Zeiten immer weiter zur Erkenntniß der unermeßbaren Höhen der Schöpfungen Gottes auf, während nach einer andren Seite hin die Erfindung des Mikroscopes (durch Cornelius Drebbel im J. 1621) die Aussicht von Leeuwenhoeks und Swammerdams bis zu Ehrenbergs u. A. Zeit in eine eben so unermeßbare Tiefe jener Schöpfungen eröffnete und erweiterte, (m. v. Schuberts Geschichte der Natur, B. I. S. 39 bis 41 und S. 81 bis 187, dann B. III. S. 156 u. f.). — Schon das Gesetz der Ordnung und innren Bewegung des gesammten Weltalls lässet es erkennen, daß das Unsichtbare (das Denken einer ewigen Weisheit) vor und über dem Entstehen des sichtbaren Wesens war, wie denn auch anderwärts, um mit dem alten Meistersänger Hans Sachs uns auszudrücken, die Kuh nicht aus dem Käse, sondern dieser aus der Milch entstehet, welche von der Kuh kam.

Die Grundkräfte der sichtbaren Natur.

§. 3. Daß in der Körperwelt eine Kraft der Anziehung des Einen gegen das Andre, vor allem der größeren, übermächtigeren Masse gegen die kleinere sey, das lehrt uns jeder zum Boden fallende Stein oder Wassertropfen. Es geht ein allgemeines Band, das alle einzelne Körpertheile zusammenhält, durch die ganze Natur; dieses Band heißt uns in seiner allgemeinsten Erscheinung die Schwere. Die Schwere ist es, die nach einem unabänderlichen Gesetz nicht bloß alle irdische Körper, sondern auch den Mond gegen den Mittelpunkt oder die Gesammtmasse der Erde hinziehet; sie ist es, welche alle Planeten und Cometen mit der Sonne zu einem wohlgeordneten Ganzen vereint.

Wenn wir aber auf die Art merken, wie sich der Zug der Schwere, der die Planeten mit der Sonne verbindet, an diesen äußert, so erkennen wir, daß bei der Bewegung der Weltkörper um ihren Centralkörper außer der Schwere, die jene beständig gegen den Mittelpunkt ihres Systemes hinführt, noch eine andre Kraft wirke, die sie beständig hinaus- und hinwegwärts von jenem Mittelpunkt treibt. Das was die erstere einwärts

gehende Richtung des Bewegens hervorbringt, wird die Centripetalkraft, das was die auswärts gehende erzeugt, die Centrifugalkraft genannt, und aus dem beständigen Zusammenwirken beider entstehet die Bewegung der Weltkörper in ihren Bahnen.

Auch an jedem einzelnen uns vor Augen liegenden Körper der Erde, wie etwa der Stein es ist, oder das Metall, erkennen wir das Zusammenwirken zweier, einander entgegengesetzter und doch zusammengehöriger Kräfte: die der Zusammenziehung und der Ausdehnung. Aus der Wechselwirkung beider gehet das eigenthümliche Gefüge und das Maaß des spezifischen Gewichtes der Naturkörper hervor, welche, um einstweilen nur den allgemeinsten Ausdruck zu wählen, leichter sind, wenn die ausdehnende, schwerer, wenn die zusammenziehende Kraft in ihrer Gestaltung mehr vorwaltet.

Besser noch und deutlicher fällt der Gegensatz der beiden Grundkräfte da in die Augen, wo er sich in manchen unsrer physikalischen Erscheinungen, z. B. beim Magnetismus oder in der Elektrizität als Anziehung und Abstoßung, oder in den chemischen Operationen der Natur als Ineinandergehen und Auseinandergehen, Verbindung und Ausscheidung kund giebt.

So nahe auch die Uebergänge der einen Stufe in die andre sich liegen, kann man doch mit Recht vier Haupterscheinungsformen annehmen, unter denen die erwähnten Grundkräfte in der Gesammtordnung der Körperwelt sich offenbaren: Centripetal- und Centrifugalkraft, Contraktion und Expansion, Anziehung und Abstoßung, chemische Vereinigung und Zersetzung. Ueberall wo jene Grundkräfte der Natur wirken, steigern oder vermindern sie sich in einem quadratischen Verhältniß der räumlichen Abstände, oder der zeitlichen Intervallen, so daß der Zug der Schwere, welcher z. B. einen Planeten nach der Sonne hinführt, in dem doppelten oder dreifachen Abstande vier- oder neunmal schwächer erscheint. Das nämliche Verhältniß (es ist im Grunde genommen jenes zwischen dem Durchmesser und der Oberfläche, oder der räumlichen Begränzung einer Leiblichkeit) findet auch bei der Ab- oder Zunahme

der Wirksamkeit der Elektrizität wie des Lichtes und bei andren ähnlichen Erscheinungen statt, ja man kann sagen, daß auf diesem Gesetz der quadratischen Bekräftigung zum Theil das Fortgehen und die beständige Wiedererneuerung der lebendigen Bewegungen in unsrer Sichtbarkeit beruhe; die plötzliche Aufeinanderfolge jener Momente und Erscheinungen, die so verschieden von einander sind wie der Schlaf vom Wachen und dennoch als zusammengehörig, eines an das andre sich anreihen. Wir wollen dieses in dem nächsten §. noch weiter betrachten.

Das Erkennen des eigentlichen, wahren Gesetzes der Schwere verdankt die Wissenschaft den gegenseitig sich ergänzenden Forschungen und Bemühungen namentlich von 3 Männern: des Italieners Galilei (geb. 1564, gest. 1642), des Deutschen Joh. Keppler (geb. 1571, st. 1630) und des Engländers Isaak Neuton (geb. 1642, gest. 1727). Die Schwere in ihrer ursprünglichen Form ist jener Zug des Bewegens und Erhaltens, welcher zuletzt von einem Alles tragenden, haltenden Mittelpunkt des Seyns ausgehet und die ganze Welt des Sichtbaren durchdringt so wie umfasset. Das Wesen und Wirken dieser hehren Kraft stehet über der Region der Zeitlichkeit; ist keiner Zeit unterworfen, denn selbst im Vergleich mit der Geschwindigkeit des Lichtes, welche doch fast um eine Million Mal größer ist denn die des Schalles, erscheinet jene der Schwere als eine unermeßbare, was sie nicht seyn würde, wenn sie nicht mehr denn zehn Millionen Mal größer wäre als die des Lichtes. Aber außer jener urbildlichen, primären Form der Alles tragenden allgegenwärtigen Kraft, giebt es eine abbildliche, secondäre: die Schwere im beschränkteren Sinne des Wortes, welche in einem noch viel untergeordneteren Verhältniß zu ihrem Urbilde stehet als das bloß geliehene, reflectirte Licht der Planeten und des Mondes zu dem ursprünglichen, eignen Lichte der Sonne. Denn in diesem Falle geschähe die Mittheilung noch von einem Körper an den andern, die Gravitation der Massen aber, gleich dem Wiederhall der lebendigen Menschenstimme vom todten, starren Felsen ist ein Bewegen des sichtbaren, endlichen Wesens durch eine unsichtbare, ewige Kraft. Diese Schwere im engeren Sinne kettet als zusammenhaltendes Band das Leibliche an das, was gleich ihm leiblich ist: den einzelnen Körper an eine allgemeinere Körperwelt, in welcher ein Glied der Kette durch das andre fest und in seinen bestimmten Schranken gehalten wird. Den freien Aeußerungen der Kräfte und Lebensbewegungen gegenüber, welche in der Leiblichkeit walten, erscheint deshalb die Schwere der niederen Art als etwas Hemmendes; ja sie würde vernichtend darauf wirken, wenn jene Bewegungen nicht eine andre Attrak-

tion der höheren Art, des Einzellebens gegen das allgemeine Leben (das Urbild der Schwere) zu Hülfe käme. So begründet sich in unsrer Sichtbarkeit das Wechselverhältniß zwischen dem selbstthätigen Bewegen und dem passiven Dahingegebenseyn unter ein herrschendes Gesetz des leiblichen Zusammenhaltes; ein Wechselverhältniß, durch welches dem besondren Seyn seine eigenthümliche, festbestimmte Form gegeben und erhalten wird. Am leichterfaßlichsten zeigt sich das Verhältniß beider Richtungen in den Wirkungen der Expansion und Contraktion, ja selbst der Wärme des siedenden Wassers unter verschiedenen Graden des Luftdruckes. Die Wärme im Innern der Erde wie am übermächtigen Körper der Sonne, der feurige Glanz, welchen der harte Demant ausstrahlt, und zahllose andre Erscheinungen verwandter Art bezeugen es, wie durch die Hemmung die entgegenstrebende, positive Richtung zwar nicht extensiv, wohl aber intensiv gesteigert werde. Man wird dabei an jene alte Ueberschrift der Gewicht-Schlaguhren erinnert: ubi onus ibi sonus.

Der Grund der Mannichfaltigkeit der sichtbaren Dinge.

§. 4. Das, was wir im vorhergehenden §. als Centripetalkraft betrachteten, ließe sich auch unter einem allgemeineren Namen als die aufnehmende Empfänglichkeit für den höheren, schaffenden und belebenden Einfluß, die Centrifugalkraft aber als jene Richtung der Selbstthätigkeit bezeichnen, welche dem besondren Seyn bei seiner Erschaffung mitgetheilt wurde. Aus diesen beiden Wurzeln gehet jene Verschiedenheit der Einzelwesen hervor, von welcher wir hier handeln wollen. —

Wie die Weltkörper unsres Planetensystemes nach himmlischer Ordnung durch bestimmte Abstände von einander geschieden oder durch die Lage der Bahnen von einander gesondert sind; so sehen wir die Geschlechter und Arten der irdischen Wesen durch augenfällige Verschiedenheit der Eigenschaften fest von einander abgegränzt. Es ist da nirgends ein Ineinanderfließen oder unmerkliches Uebergehen des Einen ins Andre, nirgends eine Unbestimmtheit der Formen, sondern was Art ist, das hat seinen feststehenden Charakter, der sich nie in den Charakter einer andern Art verwandeln oder umstimmen kann.

Geschähe das Abscheiden in Arten in unsrer Sichtbarkeit auf eine solche Weise, wie das Zertheilen einer allgemeinen Masse in viele besondre, wie etwa die Gestaltung vieler kleiner Marmorblöcke aus einem großen, oder wie das Füllen verschiedener Gefäße des einen mit einer etwas größeren, des andern mit einer geringeren Menge derselben Flüßigkeit, so könnte die Abgränzung dieser Einzelformen keine festbestimmte seyn. Denn wenn nur die verschiedene Portion der Flüssigkeit, welche in die Gefäße gefüllt wird, den Unterschied begründete, diese aber, die Gefäße selber, bei dem Entstehen der Abgränzung sich ganz negativ verhielten, so würde ein geringer Zusatz, Tropfen nach Tropfen, allmählig das eine Gefäß dem andern vollkommen gleich machen. So aber verhält sich, wie wir im vorhergehenden §. sahen, das Gefäß keinesweges bloß negativ, sondern es liegt in ihm ein Etwas, es waltet in ihm eine Kraft, welche ihrerseits selbstständig sich steigert, oder vermindert, in einem Maaße, das mit der Ab- oder Zunahme des andren, füllenden Elementes in festem Verhältniß stehet. Mit andern Worten: das Gesetz des nicht bloß arithmetischen, sondern quadratischen Fortschreitens und Auf- oder Niedersteigens von einer Stufe der Bekräftigung zur andern ist es, was die scharfe, festbestimmte Sonderung in wirkliche Arten und Geschlechter hervorbringt. Was jenes Etwas eigentlich sey, das im Gefäß liegt, das wird uns deutlicher werden, wenn wir den Grund des Entstehens der Mannichfaltigkeit der Dinge noch von einer andern Seite betrachten.

Jene Zweiheit von Kräften, die unsern Blicken überall in der Natur begegnet, ist, wenn wir bis zu ihrer Quelle hinangehen, zuletzt keine andre, als der Gegensatz von einem Schaffenden und einem Andern, das geschaffen wird, zwischen Schöpfer und Geschöpf. Das Schaffende ist nur Eines und immer sich selber gleich; es ist der allgemeine Grund alles Seyns und Lebens; aus Seiner Kraft ward das besondere Seyn erzeugt. Aber eben in wiefern dieses ein besondres, in wiefern es ein Seyn außer dem einigen Grund des Seyns ist, ist es zugleich ein Endliches, ein Begränztes. Der

Mangelhaftigkeit des besonderen Seyns stehet jedoch ohne Aufhören die Ergänzung durch die Kraft und Fülle des allgemeinen Seyns, aus und in welchem es bestehet, gegenüber und zur Seite. Schon der gemeine Augenschein lehret uns, daß in der sichtbaren Natur jener eigenthümliche Mangel, jenes Bedürfniß, das in dem einen Dinge liegt, durch einen Ueberfluß erstattet werde, der in einem andern gefunden wird. Gewöhnlich liegen sich, nach der weislichen Anordnung der sichtbaren Welt beide, das Bedürfniß und seine Sättigung ganz nahe; die Speise drängt sich dem Hunger des Thierleins fast von selber in den Mund; wo viele Bäume und Kräuter wachsen, die des Wassers bedürfen, da bildet sich von selber in der Luft eine größere Menge des wässrigen Niederschlages: Regen und Thau. Aber die Ergänzung des innern, eigenthümlichen Mangels durch eine diesem von außen zu Hülfe kommende Kraft, wird noch auffallender in den Aeußerungen des sogenannten Instinktes der Thiere. Je hülfsbedürftiger, je schwächer ein lebendiges Wesen ist, desto hülfreicher nimmt sich seiner jene allwaltende Weisheit an, die der Noth jedes Einzelnen gedenkt; für das zarte Ei, wie für das Würmchen der Insekten ist schon im voraus durch den Instinkt gesorgt, der das mütterliche Thier zum Bau der Eier oder Wurmgehäuse antrieb; der Instinkt ist es, welcher das Thier zur Speise wie zum sichern Bergungsort, den wandernden Vogel weit über Land und Meer in seinen Winteraufenthalt und aus diesem zurückführt in die Heimath. Je selbstständig vollkommner jedoch die Wesen sind, desto mehr nimmt an ihnen das ab, was uns als Instinkt erscheint, und an dem Menschen scheint derselbe ganz zu verschwinden; ihm ist statt des Instinktes ein selber bedenkender, selbstbewußter Geist gegeben. Betrachten wir dann das, was sich dort als Hülfe des Mangelhaften annimmt, als ein äußerliches, ergänzendes Element, die selbstständige Kraft, die in das Wesen gelegt ist, als ein Innres, so scheint die Steigerung des äußern, mit der Abnahme des innern in einem festen Verhältniß zu stehen, wie umgekehrt die Bekräftigung des Innern mit dem Zurücktreten des Aeußern.

Das Ergänzende indeß, was dem Mangel der sichtbaren, endlichen Creaturen zu Hülfe kommt, bezeiget sich dieser gegenüber immer als eine Welt der unsichtbaren Kräfte und Anfänge des Werdens, und dieser Welt der unsichtbaren Hülfleistungen und Beistände ermangelt auch das höher gestellte Wesen des Menschen nicht, sondern sie ist diesem nur in einer andern individuelleren, näherstehenden Form, denn jene des thierischen Instinktes ist, zugesellt worden.

Kein Blatt eines und desselben Baumes ist (nach Leibnitz) dem andren vollkommen gleich. — Die Mannichfaltigkeit des sichtbaren Wesens gründet sich auf eine Polarisation desselben, welche ihm gleich bei seinem Werden mitgetheilt worden. Denn wie der Magnetismus in dem Eisen, das er durchdringt, einen Nord- und einen Südpol, wie das beleuchtete Bild an der Platte des Daguerrotyps ein Abbild seiner Lichter und seiner Schatten hervorruft; so theilt die Schöpferkraft Allem, was aus ihr und durch sie wird, ein abbildliches Maaß ihres eignen Wirkens mit, indem sie in den Dingen den Gegensatz zwischen einem Gestaltenden oder Bewegenden und einem Gestaltbaren oder Bewegten, zwischen einem Positiven und einem Negativen hervorruft. Scheidung in 2 gegenseitig sich aufsuchende und ergänzende Pole wird nicht nur an den Einzelwesen der Sichtbarkeit erkannt, an deren jedem auf abbildliche Weise, schon in den beiden Grundkräften ihrer Leiblichkeit ein Positives und ein Negatives gefunden wird, sondern noch mehr in der Sonderung und Gegeneinanderstellung der Ordnungen, Klassen, Familien, Gattungen und Arten, deren feststehende (nicht veränderliche) Charaktere hierauf beruhen. Ueber die gegenseitige, hülfreiche Ergänzung und Erstattung des Mangels, welche dem einen Wesen durch das andre, der einen Ordnung oder Klasse durch die andre gewährt wird, vergl. man die erläuternden Bem. zum §. 4. m. Geschichte der Seele, namentlich unter f, so wie jene zu dem §. 1. m. Gesch. d. Natur (1ster Band) und den §. 19. des 3ten Bandes desselben Werkes.

Die unorganische Natur.

§. 5. Genau genommen lassen sich in unsrer irdischen Sichtbarkeit vier Naturreiche unterscheiden, nämlich: das Reich der Steine, das der Atmosphärilien, jenes der Pflanzen und das der Thiere. Die beiden ersteren wollen wir hier als ein zusammengehöriges Ganze, unter dem Namen der unorganischen Natur betrachten.

Während sich nämlich an und in dem Körper der Pflanze, wie an und in dem Körper des Thieres viele besondre Theile oder Werkzeuge (Organe) zur Aufnahme der Nahrung, zum Kreislauf der Säfte, für Erzeugung der Saamen, für Bewegung und Empfindung unterscheiden lassen, wird zwischen den Theilen eines zertrümmerten Steines, wenn ihm nicht eine andre Steinart beigemengt ist, so wie zwischen den verschiedenen Tropfen des Quellwassers keine wesentliche Verschiedenheit bemerkt, weder die Körper des Steinreiches noch die Atmosphärilien haben Organe.

Wenn wir diesen Unterschied zwischen den unorganischen und organischen Dingen noch etwas weiter betrachten; so erkennen wir, daß die Werkzeuge oder Organe der letzteren unter sich durch ihre Gestalt und Eigenschaften eben so von einander abgegränzt sind, und in einem gegenseitigen, polarisch sich ergänzendem Verhältniß stehen, wie die Geschlechter und Arten der irdischen Wesen; von anderem Geschlecht und anderen Arten sind die Sinnesorgane, von andren die Gefäße, von noch andren die Werkzeuge der Verdauung und der thierischen Bewegung, oder bei den Pflanzen die Blätter und die inwendigen Saftgefäße. Dem Entstehen aber dieser verschiedenen Arten von Theilen liegt dieselbe Ursache zu Grunde, wie nach dem vorhergehenden §. dem Entstehen der Mannichfaltigkeit in dem gesammten Gebiete der uns umgebenden Sichtbarkeit. Denn so wie in diesem die Scheidung oder Polarisation in vielfache Geschlechter und Arten auf das Wechselverhältniß begründet ist, das zwischen einem Schöpfer und den von ihm erschaffenen Dingen bestehet, so gehet auch die Mannichfaltigkeit der Werkzeuge an einem Pflanzen- oder Thierleib aus dem Wechselverhältniß dieser einzelnen Theile zu einer dem Leibe inwohnenden schaffenden Ursache oder Seele hervor. *Der Organismus ist eine Wirklichkeit von Polaritäten*, bedingt durch eine über den Gegensätzen waltende Einheit, oder mit andern Worten, die organischen Wesen sind darum organische, weil sie beseelt sind, der Stein oder das Wasser sind deshalb unorganisch, weil sie keine solche

ihnen inwohnende Schöpferin oder Seele haben, weil sie unbeseelt sind.

Wie wir schon oben sagten, zerfallen die unorganischen Körper in zwei Naturreiche, in das der Steine und in jenes der Atmosphärilien. Der vorherrschende Charakter der ersteren bestehet in ihrer festen Beziehung auf das Erdganze, dessen sie alle durchdringende Kraft ihnen den Zug der Schwere, den wechselseitigen Zusammenhalt der Theile und regelmäßige Gestalt giebt. Vermöge dieser feststehenden Beziehung auf das Erdganze ist das Steinreich nur der Zerstörung, nicht einem beständigen Kreislauf der Veränderungen unterworfen. Dagegen unterliegen die Körper des andern Reiches der Unorganischen: die der Atmosphärilien, wozu das Wasser, die Luft und die in dieser sich erzeugenden Meteore gehören, ohne Aufhören dem Einfluß des Wechselverkehrs des Erdganzen, zunächst mit der Sonne. Licht sowie Wärme und Elektrizität haften nicht nur ruhend an ihnen, wie an den Körpern des Steinreiches, sondern bewegen sich durch sie und in ihnen, und ziehen hierdurch die Atmosphärilien in ein Bewegen hinein, das ohne Ruhe und Rast von einer Verwandlung in die andre übergehet. Wie sich dies namentlich an dem Wasser zeigt, welches bald als unsichtbarer Dampf, bald als Regenwolke in der Luft schwebt, dann zum Quellwasser sich gestaltet, als Bach und Fluß zum Meere eilt, oder als nährender Saft in den Gefäßen der Pflanze emporsteigt, bis es von neuem in die anfängliche Dampfform zurückkehrt.

Für den Zweck der hier vorliegenden Untersuchungen genügt es, wenn wir außer dem eben erwähnten Unterschied der unorganischen Natur von der organischen, die Hauptbestimmung betrachten, welche die Welt der unbeseelten Dinge in unserer Sichtbarkeit hat. Diese Bestimmung ist keine andre denn die, ein Condensator oder Sammelpunkt für die Leben-fördernden Naturkräfte zu seyn, ohne deren Mitwirkung das Leben der beseelten Wesen unsrer Erde nicht bestehen könnte. Denn wie das Metall am kräftigsten und besten die Elektrizität leitet, weil ihm selber keine Elektrizität inwohnet, wie dasselbe am stärksten und hellesten das Licht der Sonne

zurückstrahlet, weil es selber von vollkommen undurchsichtiger, lichtloser Natur ist; so wird das Reich des Unorganischen, an sich selber seelenlos, zu einem Behältniß und Träger jener Kräfte, welche dem Leben der Seele befreundet und förderlich sind. Die Wärme, welche die Strahlen der Sonne an der Erde wecken, würde, dies lehrt uns schon der Aufenthalt auf hohen, mit beständigem Schnee bedeckten Bergen, nicht seyn, wäre nicht die Masse der Körper da, aus denen die Oberfläche des Planeten bestehet; die Elektrizität, deren mitbelebende Regung ohne Aufhören durch alle lebensfähige Naturen gehet, würde nicht seyn, ohne den Gegensatz einer Erdveste und eines über dieser schwebenden Luftkreises; das Leben in allen organischen Dingen der Erde würde, wie die Flamme, alsbald verlöschen, gäbe es keine Lebensluft der Atmosphäre, welche ihrerseits, wie sich dies erweisen läßet, ihre gasförmige Natur und Ausdehnung einzig dem polarischen Verhältniß verdankt, in welchem sie mit dem Naturreich des Erdkernes und seiner festen Umhüllung stehet.

Die Körper der unorganischen Natur, in ihrer Gesammtheit haben mithin für die lebenfördernden Kräfte, welche unsre Sichtbarkeit durchwirken, eine ähnliche Bestimmung wie die dichten felsigen Massen, oder die Thonlager, auf deren Sohle das Quellwasser sich sammlet und zu Tage ausgeht, für das nährende Wasser. Denn wie an diesen das Wasser, so sammlen sich an und in dem Reich des Unorganischen jene Kräfte, welche zuletzt nichts anders sind, denn mittelbare Wirkungen eines oberen Lebenseinflußes, der allen Dingen ihr Wesen und ihre Gestalt giebt.

Das Vorhandenseyn eines doppelten Paares von Polaritäten, oder einer Vierheit, nicht nur der irdischen Naturreiche, sondern der gesammten Leiblichkeit, gehet unmittelbar aus dem Grunde des Entstehens und des Fortbestehens der Materie hervor. „Nur von Einem, dem ewig Wahren, von Gott kann (nach Plato) gesagt werden er ist.“ In dem Werden eines Etwas außer Gott, liegt der Grund der Vergänglichkeit und Unvollkommenheit; des Entstehens der Materie oder des Nicht-Seyenden. Diese centrifugale Richtung des Werdens, hinauswärts aus dem einen Grunde des Seyns würde gleich bei ihrem Beginnen wieder vergehen, wenn dem besondren

Seyn nicht zugleich mit jener Richtung eine andre, centripetale: die der aufnehmenden Empfänglichkeit für den höheren, beständig neu schaffenden und belebenden Einfluß gegeben wäre. Aber auch so würde das besondre Seyn seiner feststehenden Form entbehren; es würde sich zwischen einem immerwährenden Entstehen und Wiedervergehen bewegen, wenn nicht ein allerhaltendes Band, um und durch alle Einzelnen geschlungen, diese zu einem Etwas für andre werdende und gewordene Dinge machte, ihnen durch ihre polarische Entgegensetzung zu andren Dingen die bestimmte Form des Fortbestehens (für ein Andres) aufprägte. So entsteht ein doppeltes Verhältniß des besondren Seyns, einmal zu der allgemeinen Ursache ihres Seyns und Werdens, dann zu der gleichartigen Welt der Werdenden und Gewordenen; sowohl in jenem als in diesem kann die Stellung eine positive oder eine negative seyn (m. v. den §. 4. m. Gesch. d. Seele, so wie den §. 3. des ersten Bandes der Gesch. d. Natur). Wenn hier ein freilich nach allen Seiten hinkendes Gleichniß erlaubt wäre, möchten wir ein allbekanntes aus der Meteorologie wählen. Das Wasser, von der Wärme und Elektrizität durchdrungen und in Kraft derselben, wird als gasförmiges Wasser (als Dunst) in der Luft gehalten und ist in diesem Zustand ein dem Auge Unsichtbares. Entrückt aus diesem Zustand durch Entziehen der Wärme u. s. geht es alsbald in die gröber körperlichen, dem Auge sichtbaren Gestaltungen der Regen- oder Schneewolken über, dann von der Schwere gezogen, träufelt es hinab zum Boden und wird nun, als Nahrungsstoff, mit den Formen des Pflanzen- oder Thierlebens, so wie der andern irdischen Verkörperungen überkleidet.

Als Beleg zu dem, was im §. namentlich über die Bedeutung der unorganischen Welt für die organische gesagt worden, sind vorzüglich die merkwürdigen Eigenschaften des Sauerstoffgases oder der Lebensluft, so wie die des Wassers zu betrachten. — Beachtenswerth ist der Zug der menschlichen Natur zu den Metallen und edlen Steinen. — Auch am Steinreich, wie an den vier Hauptformen der Gasarten ist die Theilung in 2 Paare von Polaritäten (in Vier) bemerkbar.

Das Pflanzenreich.

§. 6. Näher als die Betrachtung des Steinreiches liegt dem Gebiet der Seelenkunde die Betrachtung des Pflanzenreiches, denn die Gestaltung und das Leben der Pflanze ist das Werk einer ihr inwohnenden Seele. Als ein beseeltes Wesen erscheint uns die Pflanze dadurch, daß sie organisch ist, daß sie erzeugt wird und ihres Gleichen erzeugt, und eben darum auch durch

innre Kraft wächset, abnimmt, stirbt und verwest. Denn nach dem, was wir im §. 3 über den Grund des Entstehens der Mannichfaltigkeit in der sichtbaren Natur anerkannten, kann nur ein solches Wesen organisch seyn, das eine Seele inwohnend in sich selber hat; seines Gleichen kann dieses Wesen nur erzeugen, weil in ihm, als Seele, ein Funke jener Schöpferkraft lebet, durch welche die Sichtbarkeit geworden ist.

In diesen eben erwähnten Eigenschaften stimmt die Natur der Pflanze mit der des Thieres und des leiblichen Menschen überein, sie hat aber zugleich in ihrem Wesen etwas, wodurch sie sich von beiden sehr augenfällig unterscheidet. Das Wirken der Seele nämlich, welche in der Pflanze lebt, ist nur für den Leib da, nicht aber das Wirken und Weben des Leibes für die Seele, wie dieses bei dem Thiere der Fall ist. Denn die ganze schaffende Thätigkeit der Seele, die im Gewächs waltet, beschränkt sich auf die Gestaltung und Belebung jener Werkzeuge oder Organe, die zur Aufnahme der Nahrung, zur Bereitung und Bewegung der Säfte, und zu jener Wechselwirkung mit dem Licht, der Wärme, sowie der elektrisch bewegten Luft gemacht sind, welche dem Wachsthum und Gedeihen des Pflanzenleibes dient. Dagegen hat das Thier außer den für die bloße Ernährung und das Wachsthum des Leibes bestimmten Organen noch andre, namentlich die Sinnen, mittelst deren das Licht, die bewegte Luft und andre Agentien der äußern Natur nicht blos ein Etwas für den Leib, sondern als Gegenstand des Empfindens ein Etwas für die Seele werden, und selbst am unvollkommensten Thiere ist eine vereinigende Mitte da, auf welche als einen Stellvertreter des Gehirns die Wechselwirkungen des Leibes mit der Außenwelt nach innen sich beziehen. Während daher die Seele, die in der Pflanze lebt, den Leib nur an die Einflüsse der äußern Natur dahingiebt, ohne das Gegebene wieder zurück zu empfangen, wird dagegen der Seele, die im Thiere waltet, der Leib, mit seinen Wechselbeziehungen zur Außenwelt als Gegenstand des Empfindens wieder zurückgegeben. Hiermit wird derselbe ein Eigenthum der Seele, mit welchem diese

selbstthätig bewegend waltet. Darum hat das Thier mit der Empfindung zugleich die Kraft der selbstthätigen Bewegung, weil es eine allvereinigende Mitte, ein Seelenorgan besitzt; die Pflanze ist der Empfindung wie der selbstständigen Bewegung beraubt, weil in ihrer Leiblichkeit keine allvereinigende, Alles auf sich zurückführende Mitte, kein Seelenorgan enthalten ist. Auf die Pflanze wirkt das allgemein lebenfördernde Bewegen das durch die ganze Sichtbarkeit gehet, nur so ein, wie auf den schlafenden Leib eines Thieres; sie ist dem Walten und Drange des allgemeinen Lebensstromes passiv, ohne Kraft demselben zu widerstehen, dahingegeben, weil das Ende des Bewegens nicht in ihr selber (wie im Thier), sondern außer ihr liegt.

Aber eben durch diese scheinbare, innre Beschränkung seiner Natur, der bloßen Erhaltung der Leiblichkeit zu dienen, empfängt das Pflanzenreich die Fähigkeit das zu seyn und zu werden, was es seiner eigenthümlichen Bestimmung nach im Gebiete der irdischen Sichtbarkeit seyn soll: ein großes System der Gefäße, darinnen für das gesammte Reich der lebenden Wesen das nährende und heilkräftige Flüßige zubereitet wird und enthalten ist. Denn über diese allgemeine Bestimmung des Gewächsreiches, giebt uns, abbildlich schon die Welt im Kleinen: der Menschenleib, Aufschluß. Auch dieser enthält in sich eine ganze Reihe von Organen, welche ihrer Natur und Bestimmung nach der Pflanzenwelt gleichen, es sind dies jene, die der Verdauung, dem Athmen, dem Kreislaufe dienen. Dieses ganze Reich der leiblichen Organe gleichet schon darinnen dem Pflanzenreiche, daß es der willkührlichen Bewegung, ja in gewissem Maaße selbst der Empfindung beraubt ist; es ist keinem Wechsel zwischen Schlaf und Wachen unterworfen, sondern das Athmen wie die Verdauung und der Blutumlauf gehen bei Tage wie bei Nacht ihren ungestörten Gang fort; im Vergleich mit der Lebensthätigkeit der Sinneswerkzeuge und der willkührlich beweglichen Theile erscheinen jene pflanzenähnlichen Organe als ein beständig Schlafendes. An unsrem eignen Leibe erfahren wir es deutlich, daß aus dem Schlafe das

Wachen, aus der unwillkührlichen Ernährung das willkührliche Bewegen seine Nahrung und Kräfte entnehme; so empfängt auch das Thierreich die Elemente seines Ernährens und Bestehens zum größten Theil, ja zunächst aus dem Pflanzenreiche. Die Gewächse schaffen durch die eigenthümliche Lebensthätigkeit ihrer Natur den unorganischen Stoff in ein Element um, welches der allgemeinen Natur der organischen Wesen befreundet, diesen zur leiblichen Nahrung zu dienen vermag.

Zu dieser Bestimmung aber wird die Natur des Gewächsreiches in solchem vorwaltenden Maaße nur durch das befähigt, was an ihr, im Vergleich mit der thierischen Natur, ein Mangel ist: durch das Entbehren einer alleinherrschenden, allvereinenden Mitte, die sich beim Thier zum Seelenorgan gestaltet. Wo die Kraft des organischen Lebens mit dem Element des Unorganischen sich verbinden, dieses sich zueignen soll, da muß die Seele ihr eignes Wesen, welches Einheit ist, dahingeben in die Entzweiung. Darum findet selbst noch bei dem vollkommneren Thierleibe die Gestaltung des Nahrungssaftes wie des Blutes nur an der äusserſten (wenn auch hier scheinbar innerlich gelegenen) Gränze des Herrscherreiches der Seele statt; an jener Gränze, da die empfindende und selbstständig bewegende Kraft der herrschenden Mitte zu enden, und sich aufzulösen anfängt.

Nur im Vorübergehen bemerken wir noch, daß eben so wie im Steinreiche, welches in die vier Grundtypen der metallischen, der brennbaren, der salzigen und erdigen Fossilien zerfällt, auch im Pflanzenreiche eine Sonderung in vier verschiedene Richtungen des Gestaltens bemerkt wird: jene in die Zellenpflanzen, die in die kryptogamischen Gefäßpflanzen, jene in die Monokotyledonen, endlich die in die Dikotyledonen.

Zu dem Inhalt des vorstehenden §. vergl. man die Einleitung zur neunten Vorlesung in der vierten Auflage m. „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" S. 120 u. f. Beachtenswerth ist schon die mächtige Anziehung, welche die Pflanze gegen den Wassergehalt der Atmosphäre ausübt. Das Pflanzenreich wird hierdurch zu einer Ernährerin

der Quellen und viele Pflanzen, wie die Phytocrene gigantea in Ostindien, Thoa urens in Guiana, Omphalea diandra werden durch die Menge der wäßrigen Flüßigkeit, welche sich aus den Schnittflächen ihrer jüngeren, frischen Zweige und Blätter ergießen, wahrhafte lebendige Wasserbehältnisse. Namentlich wird die Tetracera potatoria, ein Schlingstrauch, aus der Familie der Dilleniaceen, an der Küste von Sierra Leona zu dem Zwecke angepflanzt, um an ihr einen unversiegbaren Brunnen des trinkbaren Wassers zu haben. Von den jungen Zweigen der Caesalpinia pluviosa in Brasilien träufelt das Wasser wie ein Regen herab; die schlauchartigen Blattbildungen der Sarracenia, des Nepenthes und des Cephalotus follicularis sind von wäßrigen Flüßigkeiten erfüllt, nicht minder die ganze fleischig-zellige Masse der an ihrer Oberfläche furchtbar bewaffneten Melocacten des wärmeren Amerikas. Wichtiger jedoch als das bloße Weitergeben des aus der Atmosphäre und aus dem Boden aufgenommenen, oder in den tropfbar flüßigen Zustand zurückgeführten Wassers ist die Bereitung der für den thierisch-menschlichen Organismus unmittelbar assimilirbaren Stoffe. Um nur einige Beispiele anzuführen, so giebt der amerikanische Milchbaum oder Hoa-hya (wahrscheinlich eine Tabernaemontana) bei Verletzungen seiner Zweige einen so nahrhaften, trinkbaren Milchsaft von sich, daß man ihn, unter Kaffee gemischt, vom Kuhmilchrahm nicht unterscheiden kann; auch der Saft des Kuhbaumes, Galactodendron (Brosimum) utile ist von ähnlicher Beschaffenheit, obwohl mit wachsartigen Theilen vermischt, eben so der Milchsaft der jungen Zweige der indischen Asclepias lactifera. Während der Milchsaft des Hoa-hyabaumes den Kaffeetrinkern den einen gewöhnlichen Zusatz zu ihrem Kaffee darreicht, erzeugt die Lippia dulcis ohne alle künstliche Mitwirkung den andern, denn diese zu den Verbenaceen gehörige Pflanze sondert aus den Drüsen ihrer jüngsten Zweige, Blätter und Kelche ohne Aufhören Zucker aus. Wichtiger jedoch als diese Zubereitungen aus der großen Küche des Pflanzenreiches sind die nahrhaften, z. B. mehlartigen Bestandtheile, welche in vielen Saamen, vor allem der Getreidearten erzeugt werden. Jede Region der Erde hat ihre eigenthümlichen Gefäße und gleichsam Schüsseln des großen, vegetabilischen Haushaltes, in denen sie solche Genüsse darreicht, und selbst die sonst minder benutzbare Familie der Chenopodeen, gewährt in dem Saamen des hoch in den peruanischen Gebirgsländern gedeihenden Chenopodium Quinoa, (dem kleinen Reis von Peru) ein Nahrungsmittel, das mit den kräftigsten Erzeugnissen der fruchtbaren, warmen Ebenen wetteifert. Eben so beachtenswerth als die ernährenden Stoffe, welche dem Pflanzenreich entnommen werden, sind jene, die dem Menschen zur Bekleidung dienen. — Ernährung und Wachsthum ist, wie der Name derselben in allen Sprachen andeutet, das nächste Lebenswerk der Pflanzen, namentlich ist das Wachsthum der Längenaus-

dehnung nach bei manchen Schlingpflanzen etwas Riesenhaftes; der Stengel einer Windenart (Convolvulus) im Garten zu Caracas, streckte sich in 6 Monaten zu einer Länge von 6000 Fuß (im Mittel täglich um 27 Fuß) aus.

Das Thierreich.

§. 7. Schon im vorhergehenden §. betrachteten wir im Allgemeinen den Unterschied zwischen der Natur der Pflanze und jener des Thieres. Beide sind belebt, weil in ihnen die Kraft wohnet, den Wechselverkehr mit den Dingen der Außenwelt länger fortwährend zu erhalten; diese gemeinschaftliche Eigenschaft aber, wodurch sie sich als belebt zeigen, gründet sich bei beiden darauf, daß der Leib mehrere und viele polarisch sich ergänzende Theile — Organe umfasset, welche in einem solchen Verhältniß stehen, daß durch die Sättigung der einen das Verlangen der andern geweckt wird: daß die Thätigkeit der einen die Ruhe der andern mit sich bringt.

Jener Wechselverkehr der eignen, besondren Leiblichkeit mit der äußerlichen allgemeinen, welcher durch die inwohnende Kraft des Lebens immer wieder erneut wird, ist bei der Pflanze nur auf die Elemente des Wachsthumes und der beständigen Wiedererzeugung gerichtet: auf die tropfbar und luftartig flüßigen Stoffe, die ihr zur Nahrung dienen, auf Licht und Wärme, durch deren Mitwirkung die Aufnahme jener Stoffe möglich wird. Für die Welt der andern gewordenen Dinge, die vom Licht erleuchtet, von der Wärme erwärmt wird, hat die Pflanze weder Bedürfniß noch Sinn; was nicht unmittelbar Punkt der Befestigung, Stoff der Ernährung, verstärkender Antrieb der Belebung seyn kann, das ist für sie gar nicht vorhanden.

Anders ist es bei dem Thiere. Dieses verhält sich gegen die Welt der andern gewordenen Dinge auch dann, wenn diese ihm keineswegs Stoff der Ernährung seyn können, nicht gleichgültig; das Thier hat, je vollkommner es ist, desto mehr Sinn für andre gewordene, lebende wie unbelebte Wesen, und einen innern Zug zum Wechselverkehr mit ihnen. Das zum Einzelwesen Gewordene ist aber eben deshalb, weil es ein Einzel-

wesen ist, auf bestimmten Ort und Raum beschränkt, nicht wie das Element der Ernährung, oder wie Licht und Wärme allgemeiner über die Erdoberfläche ergossen; darum gestaltet sich die Fähigkeit des Thierleibes zum Wechselverkehr mit andern zu Einzelwesen gewordenen Leibern zugleich zu der Fähigkeit sich von einer Stelle zur andern, jetzt zu diesen, dann zu jenen Dingen hinzubewegen. Diese Fähigkeit sowie die andre mit ihr (nach §. 6) unmittelbar zusammenhängende: die Fähigkeit zu empfinden und wahrzunehmen, kommt jedoch in vorherrschendem Maaße nur dem wachen Zustande des thierischen Lebens zu, während das schlafende Thier dadurch, daß bei ihm die freie Bewegung von Ort zu Ort, sowie das Wahrnehmungsvermögen der Sinnen gehemmt, und alle innre Lebensthätigkeit des Leibes nur auf die Ernährung und Erhaltung von diesem beschränkt ist, der Pflanze gleicht. Wie aber der Zustand des Wachens die Kräfte, die der Schlaf gab, in sich aufgenommen hat und ohne diesen selber nicht möglich wäre, so hat auch das thierische Wesen, als die höhere Stufe des sichtbaren Seyns, das Wesen der Pflanze als die nächstvorhergehende niedrere in sich aufgenommen, denn der thierische Körper umfasset, wie wir schon im vorigen §. erwähnten, zwei verschiedne Ordnungen von Organen, davon die einen zunächst weder der Empfindung noch der willkührlichen Bewegung, sondern nur der Erhaltung und Ernährung dienen; die andren aber, die eigentlich thierischen, zunächst zum Dienste der Empfindung und Wahrnehmung der Sinnen, sowie zur willkührlichen Bewegung bestimmt sind. Jene ersteren sind auch im schlafenden Thiere thätig, die letzteren zunächst nur im wachenden. Je vollkommner indeß das Thier ist, desto vorherrschender und kräftiger erscheinen an ihm die Organe der andern, höhern Ordnung ausgebildet, desto vollkommner nehmen sie die Organe der andern, pflanzenähnlichen Ordnung in sich auf. Hierdurch entstehet jenes augenfällige Verhältniß, nach welchem am vollkommneren Thierleibe ein großer Theil jener Organe, die in der Pflanze nach außen gekehrt sind, zu inwendig verborgnen werden, namentlich

die Organe des Athmens, welche am Gewächs als Blätter erscheinen, am vollkommneren Thiere als Lungen; die einsaugenden Zasern, die sich bei jenem äußerlich an der Wurzel, bei diesem inwendig in der Höhle des Magens und Darmkanals finden.

Auch bei einer andern Haupteigenschaft des thierischen Wesens wollen wir hier noch einige Augenblicke verweilen. Das Empfinden und sinnliche Wahrnehmen der Außenwelt, dessen das Thier fähig ist, wird freilich erst im Menschen zu einem eigentlichen Erkennen, doch ist schon jenes, auf seiner niederen Stufe, dem Erkennen verwandt. Das Thier nimmt nur darum das Licht, den Schall und die ganze Außenwelt wahr, weil es an seinem Leibe Theile hat, die eines selbstständigen Mitleuchtens mit dem äußeren Lichte, eines Mittönens mit dem äußeren Tone fähig, die selber von der Natur der leuchtenden und tönenden Körper sind. So wird auch hierin der Satz bestättigt, daß nur das Gleiche oder das Verwandte das Gleiche erkenne; ein Satz, den wir später noch mehrfach erläutern und zur Sprache bringen werden.

Was die allgemeine und Hauptbestimmung des Thierreiches in der Geschichte, nicht bloß der leiblichen Natur, sondern der Seele, die im Menschen waltet, betrifft, so liegt diese der Bestimmung unsrer eignen geistigen Natur schon unmittelbarer nahe als die des Pflanzenreiches. Aeltere sowie neuere Untersuchungen über den Elektromagnetismus haben uns in diesem Gebiet der Physik vorbildlich jene Bedeutung kennen gelehrt, welche die Wesen, die mit einer empfindenden Seele begabt sind, oder die Thiere eines für das andre und zuletzt für den Menschen haben. Wie nämlich die gleichzeitigen Bewegungen der Magnetnadel über weite Strekken der Erdoberfläche hinüber nicht bloß auf das Vorhandenseyn eines allgemeinen Antriebes oder Impulses des magnetischen Bewegens hindeuten, der wahrscheinlich in einer fernen astralischen Region seinen Anfang nimmt, sondern auch auf das Vorhandenseyn von Trägern und fortleitenden Massen für die magnetische Kraft, z. B. der Massen des Eisens; so lassen auch die Aeuſ-

ferungen des thierischen Lebens im Besondern wie im Allgemeinen nicht bloß auf einen allgemeinen, auf alle Einzelne wirkenden Impuls des Lebens, sondern auf die Nothwendigkeit schließen, daß die einzelnen Lebendigen gegenseitig das eine dem andern Träger und mittheilender Leiter jenes allgemeinen Lebenseinflusses werden. Denn obgleich das Sehen des Auges ein selbstständiges Mitleuchten mit einem Leuchtenden, das Hören des Ohres ein Mittönen mit einem Tönenden genannt werden kann, sowie zuletzt das Erkennen des Menschengeistes nur ein Mitseyn mit einem Seyenden ist; so würde dennoch das Auge niemals sehen, wenn nicht die ihm inwohnende Kraft des Leuchtens vorhin durch das Licht der Außenwelt erweckt oder verstärkt würde, ja alles Wirken und Bewegen des Einzellebens müßte alsbald ermatten, wäre nicht ein vielseitiges allgemeines Bewegen da, an dessen Flamme der vereinzelte Funke immer von neuem sich entzündet und verstärkt. Wenn uns demnach schon das Mineralreich oder die unorganische Welt überhaupt als ein zurückstrahlender Spiegel und Condensator der lebenweckenden Kräfte erscheint, die von anders woher zur Erde kommen, das Pflanzenreich als ein Gefäß, welches der Zubereitung und Aufbewahrung des von Lebenskräften schon durchdrungenen Stoffes dient, so giebt sich uns zuletzt im Thierreiche ein Gesammtorgan des Empfindens und Bewegens kund, dessen Anregung aus einer oberen Welt der unsichtbaren Anfänge herkommt, und welches dann durch die ganze irdische Leiblichkeit bis hinan zum selbstbewußten Geist des Menschen sich fortsetzt. Wie jeder Nerv des Menschenleibes (nach §. 17) aus einer großen Zahl von einzelnen Röhrchen zusammengewebt ist, davon jedes ein Nerv im Kleinen genannt werden kann; so bestehet das Gesammtorgan, das fortleitende Werkzeug des irdischen Empfindens und Bewegens, das sich uns im Thierreiche darstellt, aus einer Vielheit von Klassen und Ordnungen der empfindenden und willkührlich sich bewegenden Wesen. Der vereinsamte Wandervogel im Käfig empfindet die Lust des Hinwegziehens und der Zurückkehr zur Heimath mit den fern von ihm lebenden

Wesen von gleicher Natur; mit ihnen zugleich wird er aufgeregt zur Fortbewegung; das Loblied der emporsteigenden Lerche wecket selbst noch in der Brust des Menschen das gleichartige Gefühl der emporhebenden Freude und des Dankes auf. Und zuletzt ist es die Bestimmung der Gesammtheit aller empfindenden und des selbstständigen Ausdruckes fähigen Lebendigen, ein Chor der Stimmen einer gemeinsamen Freude am Leben zu werden, wobei eine Stimme durch die andre geweckt, harmonisch geleitet und verstärkt wird.

Zum Schluß der hier vorstehenden allgemeinen Betrachtung des Thierreiches fügen wir nur noch die Bemerkung hinzu: daß auch die Formen dieses Reiches der Lebendigen in vier Grundtypen oder natürliche Abtheilungen zerfallen: in die der Wirbelthiere, der Weichthiere, der gegliederten (articulata) und Strahlenthiere.

Der Name, womit in den verschiednen Sprachen das Thier bezeichnet wird, bedeutet meist, wie das deutsche Wort „Vieh" (von vachen, hauchen) ein Athmendes oder auch ein Lebendes im engeren Sinne. Das was beim Athmen nach §. 12 geschieht, das ist auf seiner Stufe bereits jenem Vorgang analog, auf welchen sich nach dem Inhalt des vorstehenden §. das Vermögen des sinnlichen Wahrnehmens und Empfindens gründet. Wie das Wasserstoffgas und Stickgas in einem feststehenden Verhältniß des räumlichen Umfanges (Volumens) mit der Lebensluft sich verbinden: ein Maaßtheil oder zwei Maaßtheile mit einem solchen Maaßtheil; so geschieht auch dasselbe bei der Verbindung der gasförmigen Kohle mit der Lebensluft. Wie beim Wahrnehmen und auf einer höheren Stufe des Seelenlebens beim Erkennen das Erkennende dem Erkennbaren ähnlich oder nach seinem Maaße gleichartig werden muß, so müssen jene Elemente, um sich gegenseitig zu durchdringen und zu vereinen, einander an Gestalt gleich werden. Das Centralorgan, auf welches sich die sinnlichen Eindrücke von außen beziehen und von dem die Rückwirkung des willkührlichen Bewegens ausgeht, ist freilich bei den vollkommneren, dem Menschen näher stehenden Thieren in ausschließenderem Maaße das Gehirn, im niedren Thierreich aber vermag auch das Rückmark für einige Zeit und bis zu einer gewissen Gränze die Stelle des höheren Centralorganes zu vertreten. Dies bezeugen die noch eine Zeit lang sich fortsetzenden Bewegungen des Fliegens, Laufens, Kriechens u. s. nicht nur an geköpften Insekten, sondern selbst an Amphibien (Vipern, Eidechsen u. s.), ja an Vögeln, unter andren an den von Kaiser Commodus enthaupteten Straußen.

Namentlich auf die Entfaltung der psychischen Kräfte der Thiere wirkt das gesellige Zusammenleben mit ihres Gleichen oder mit andren Thieren sehr begünstigend ein. Der Kunsttrieb äußert sich öfters nur in dem Zusammenwirken Vieler zu einem gemeinsamen Werk oder Bewegen. Selbst die gemeinsamen Tänze der Singmücken stellen in ihrer Art ein architektonisches Kunstwerk dar, eben so wie die gemeinsamen Baue der Bienen, Wespen, Termiten u. s. Von dem Trieb zum Wandern wie von andern Bewegungen des Instinktes werden unzählige Schaaren, z. B. der Wanderheuschrecken, Wanderkrabben, Wandervögel, Lemminge u. s. zugleich ergriffen und nach einer Richtung fortbewegt. Der Hund wie der Elephant, welche im wilden Zustand ein geselliges Leben führen, scheinen vorzüglich hierdurch psychisch empfänglicher und entwickelter zu seyn, während sich die sogenannten Eenlopers (einsam und ungesellig herumstreifenden Thiere) unter den Elephanten als vorzüglich wild und, wenn man sie abrichten will, psychisch unfähig bezeigen. Bei geselligen Thieren wächst die gegenseitige Anhänglichkeit, wenn sie unter besonders abgeschlossenen oder gefahrvollen Verhältnissen beisammenleben. So schon zwischen den Kühen einer Alpenheerde. Beachtenswerth sind auch ganz besonders die Sympathieen zwischen Thieren von verschiedener Art, die sich durch geselliges Zusammenwohnen kund geben. So zwischen Ameisen und Larven der Goldkäfer oder zwischen jenen und dem kleinen von ihnen zärtlich verpflegten Keulenträger, zwischen der amerikanischen Höhleneule und einer Art von Murmelthier (Cynomys ludoviciana), Wachteln und Wachtelkönigen, Steintauben und Thurmfalken, ja selbst zwischen dem Fuchs und dem zutraulich, ganz in der Nähe seines Baues brütenden Waldhuhn. Eben so merkwürdig sind die Antipathieen, z. B. die der meisten Vögel gegen die Nachteule. Das psychische Bewegen und Streben des einen Thieres wird öfters, gleichsam magnetisch, auf das andre übergetragen, so wie vom Kukuk und Kuhfinken, welche ihre Eier nicht selbst bebrüten, auf andre Vögel. Eben so bei den Insekten dadurch, daß sie sich mit den Fühlhörnern anrühren, wie Bienen, Ameisen, Pillenkäfer. Am meisten gelingt dieses Uebertragen der psychischen Bewegungen auf andre Lebendige, nach §. 8 dem Menschen; nach diesem hin sind auch die kräftigsten Sympathieen der Thiere gerichtet, wie dies vornemlich die Alles aufopfernde Hingebung und Treue der Hunde, namentlich bei Drydens Drakon (im Kampfe mit 4 Banditen) und an Macaires Dogge, so wie jene philanthropischen Hunde bezeugen, dergleichen der berühmte Barry im Hospiz auf dem St. Bernhardsberge und so viele andre waren. Uebrigens sind die psychischen Anlagen bei Thieren derselben Art oder von nahe verwandten Arten überaus verschieden. Wie dumm sind z. B. im Allgemeinen die Mopse, wie klug die Pudel; wie leichtsinnig trennt sich die lüsterne, egoistische Ziege von der Heerde ihrer Gefährtinnen, wie treulich

hält sich das Schaaf mit seinen Heerdengenossen zusammen; wie folgsam ist dieses gegen die Leitung und Stimme seines Hirten, wie unfolgsam jene. Wie deutlich drückt sich an der Amsel das cholerische, an der Nachtigall das melancholische, am Rothbrüstchen das sanguinische, am Seidenschwanz das phlegmatische Temperament aus; wie verschieden sind oft Hunde oder Vögel, welche demselben Elternpaar entstammten, an Naturell und Gelehrigkeit. Uebrigens läßt sich selbst an den psychischen Anlagen einer und derselben Thierart öfters jenes ergänzende, polarische Verhältniß beobachten, von welchem später bei der Betrachtung der menschlichen Naturanlagen die Rede seyn wird, so zwischen der Freßgierde des Hundes und der dankbaren Anhänglichkeit an Den, der die Speise giebt; zwischen der Wanderlust der Störche und Schwalben und ihrem häuslichen Sinne, d. h. ihrer Anhänglichkeit an das Nest und an ihre Jungen. Auf ein Verständniß der psychischen Anlagen so wie jener Sympathieen der Thiere, durch welche das ganze Reich dieser Lebendigen zu einem Panharmonikon wird, an dem die Töne der einen Saite Millionen der andren weckt, scheint sich die hieroglyphische Bedeutsamkeit zu gründen, welche die verschiedensten Völker z. B. den Störchen, Schwalben, Eisvögeln beilegen, so wie die abgöttische Ehre, welche der zum Knecht seiner Thierwelt gewordene Aegypter, oder auch die gebührende Schonung und dankbare Pflege, welche andre Völker ihren Hausthieren erwiesen. M. vgl. übrigens über diesen Gegenstand das reichhaltige Werk: Scheitlins Thierseelenkunde.

Der Mensch.

§. 8. Nur vorläufig bezeichnen wir hier die Stellung, welche der sichtbare Herrscher der irdischen Natur, der Mensch, in und zu den Reichen der andern Lebendigen einnimmt.

Die beseelten Wesen unsrer Sichtbarkeit sind von dreifacher Natur: einmal solche, da die Seele der Gestaltung und Wiedererzeugung des Leibes dient, ohne denselben zu beherrschen, dann solche, da die Seele des Leibes, nicht aber ihrer selber mächtig ist, endlich solche, da die Seele sich selber beherrschet und hiermit zugleich den Leib. Die Wesen der ersteren Art sind die Pflanzen, die der zweiten sind die Thiere, zur dritten Art gehört einig der Mensch.

Die Macht, durch welche im Menschen die Seele sich selber beherrscht, ist der selbstbewußte Geist. Es

wiederholt sich, im Verhältniß der menschlichen Natur zu der thierischen, auf einer neuen, höheren Stufe dasselbe, was wir beim Vergleich des Thieres mit der Pflanze bemerken. Wie das Gewächs nach dem Lichte sich ausstreckt, wie es dieses aufsucht, ohne einen erkennenden Sinn für dasselbe zu haben; so ist das Thier blindlings dem Walten eines allbedenkenden Geistes hingegeben, welcher die ganze Sichtbarkeit durchdringet. Dieser führet, in der Form des Instinktes, den wandernden Vogel über das Meer; er leitet auf den mannichfaltigsten Wegen das Bedürfniß des Einzelnen zu seiner Sättigung, ohne daß hierbei im Thier ein Vermögen gefunden wird, jenen bewegenden Geist zu erkennen, in seinem vielseitigen Wirken ihn zu schauen. Der Mensch aber hat inwohnend in sich eine Kraft, welche selber von der Natur des allbedenkenden Geistes ist, welche deshalb diesen erfasset und erkennet. Und auch auf dieser Stufe ist mit der Fähigkeit zum Erkennen des allbewegenden Waltens die Kraft verbunden, gleich dem bald hier bald da übermächtig und sichtbarlich wirkenden Geiste selber sich zu bewegen: der Mensch trägt in sich, mit der Fähigkeit zum Erkennen des Anfanges alles Lebens und Wirkens zugleich die Kraft des selbstständig geistigen Wirkens, oder den freien Willen.

Wie im Thierreiche, beim Fortgange seiner Entwicklung, zuletzt je mehr und mehr die niedrere Stufe der vegetabilischen Natur von der höheren überwältigt und überkleidet, sowie von dieser durchdrungen wird; so wird auch beim Menschen, im gesunden Fortgange seiner innren, eigenthümlichen Entwicklung die niedere Stufe der Thierheit von der Macht des Geistigen je mehr und mehr überwunden, von ihr überkleidet und durchdrungen. Hiermit wird zuletzt noch eine anderweitige, ferner abliegende Gränze erreicht, jenseits welcher ein Gebiet des Seyns und Lebens beginnt, welches dem vergänglichen Auge nicht mehr sichtbar ist.

Ehe wir jedoch von diesem Vorgang in der Entwicklungsgeschichte des innren Menschen reden, ist es nöthig noch einmal zurückzukehren, und die Natur und

Entwicklungsgeschichte des äußeren, sichtbaren Menschen zu betrachten.

Nach einem Ausspruch des Rami, Sohn des Hamas (im Talmud), würden die Raubthiere den Menschen nicht anfallen, um an seinem Fleisch sich zu sättigen, wenn er nicht selber als Thier ihnen erschiene. Die bloß thierisch-leibliche Kraft des Menschen stehet zu den Kräften der Natur und ihren Wirkungen in einem höchst untergeordneten Verhältniß. So könnten nach Hamilton 10000 Menschen in 1000 Jahren durch ihre Arbeiten kaum eine solche Veränderung an der Erdoberfläche hervorbringen als der einzige, verhältnißmäßig nicht sehr heftige Ausbruch des Vesuvs im Jahr 1794 bewirkte. In einem noch viel unberechenbareren Verhältniß zu den Kräften eines gesammten Geschlechtes der Menschen finden sich solche ungeheure Wirkungen der Naturkräfte, wie jene des Ausbruches des Skapta Jökul auf Island im Jahr 1783, oder wie die mancher großer Erdbeben und Einbrüche des Meeres. Und dennoch steht der Mensch als ein Herrscher der Mächte der Natur da, weil ihm, auch wenn seine leibliche Natur durch jene Mächte besiegt und geschlagen wurde, noch eine unüberwindliche Feste: der innerste Kreis seines geistigen Vermögens, unbenommen bleibt. Von hier dehnt sich der Umfang selbst seines sinnlichen Erkennens unermeßbar weit aus. Durch das Vermögen eines vernünftigen Nachsinnes und Bedenkens gelingt es ihm dann auch, das scheinbar Unbezwingbare in der ihn näher umgebenden Sichtbarkeit zu bewältigen, wie die Härte des Demants seit Ludwig van Berquems Entdeckung im Jahr 1450; wie die härtesten Felsenmassen schon durch die einfachen Sprengarbeiten der alten Aegypter, noch mehr durch die der neueren Völker, mittelst des Pulvers und des Wasserdampfes. Ganz besonders beachtenswerth erscheint jedoch der verändernde Einfluß des Menschen auf die lebende Natur, z. B. auf die Gestalt, Farbe und andre körperliche Eigenschaften der unter seiner Cultur stehenden Pflanzen und Thiere. Selbst das Giftige wird durch Behandlung des Menschen zum heilsamen Nahrungsstoff. Was den beherrschenden und bezähmenden Einfluß des Menschen sowie seine psychische Anziehungskraft gegen die Thiere betrifft, so erinnern wir an die Spinne jenes gefangenen Grafen, an die nach menschlichem Plane spinnenden Raupen, gezähmten Bienenschwärme, an die zu gewissen Bewegungen abgerichteten Fische, gezähmten Kröten, an die Wirksamkeit der sogenannten Schlangenbeschwörer, an die Erziehung der Falken zur Jagd, das sinnige Eingehen zahmer Kraniche in die Absichten des Menschen, an des Pfarrer Hegelins Verhältniß zu den Thieren seines Hauses, an den Sprachunterricht mancher Vögel, an die erlernten Kunstfertigkeiten der Canarienvögel, Mäuse, Hasen, das Abrichten der Schweine nicht nur zum Trüffelnsuchen, sondern zur Rebhühnerjagd und selbst zum Tanzen, an die Kunststücke der Pferde,

der Hunde (namentlich der berühmten des Bierbrauer Lang im vorigen Jahrhundert) so wie selbst der wildesten Thiere in den Menagerien. Eine besondre Macht gegen die Thierwelt liegt im Blicke des Menschenauges, weshalb z. B. selbst der kleine Kolibri auf dieses, nicht auf die Hand, welche nach seinem Nestchen greift, die Angriffe seines Schnabels richtet. Blos durch seinen Umgang und stillen psychischen Einfluß übt der Mensch einen verändernden, ansteckenden Einfluß auf die Seele des Thieres.

II. Betrachtung des äußeren leiblichen Menschen.

Die systematische Stellung des leiblichen Menschen.

§. 9. Die Welt des Unsichtbaren macht sich uns im Allgemeinen nur durch ihr Wirken an der sichtbaren kund; beide Welten haben einen gemeinsamen Grund des Entstehens, haben nur Einen Schöpfer und Erhalter, beide werden nach einem und demselben Gesetz regiert. Wenn mein Geist mithin in dem Buch der sichtbaren Werke den Schöpfer aller Dinge, sowie das ewige Gesetz seiner allwaltenden Weisheit recht erkennen lernte, so würde er dadurch einen Schritt näher gekommen seyn dem Erkennen des Wesens der Ursache alles Seyns und ihres Waltens im Reiche des Unsichtbaren und Geistigen.

Namentlich von der Seele des Menschen und ihren Eigenschaften wüßten wir, wenn sie sich nicht beständig in und an dem sichtbaren Leibe offenbar machte, weniger noch als von den Gedanken eines Menschen, der keine Sprache und auch sonst kein andres Mittel des Ausdruckes seiner Empfindungen hätte. Der Leib ist es, durch welchen allein die unsichtbaren Anfänge aller Seelenthätigkeiten zur sichtbaren, uns verständlichen That werden. Ueberdieß ist uns die Betrachtung der äußern Natur zum besseren und leichterem Verständniß der innren auch darum förderlich und unentbehrlich, weil, wie schon erwähnt, beide einerlei Grund des

Seyns und Bestehens haben; für beide dieselben Gesetze des Seyns und Wirkens, nur auf verschiedenen Stufen gelten.

Vorläufig erwähnen wir zuerst die Stellung, welche der leibliche Mensch im System der Natur einnimmt. Seiner Gestaltung und allgemeinen Beschaffenheit nach ist er ein Thier von der Klasse der Säugethiere, und gränzt zunächst an die Ordnung der Affen und fleischfressenden Thiere, ja sogar an die nachbarlich sich den Affen und Raubthieren annähernden Fledermäuse und langklauigen, langsam sich bewegenden Halbaffen und selbst Faulthiere. Bei den letzteren wird z. B. um nur auf die Entwicklung eines, für den Menschen höchst wichtigen Organes hinzudeuten, das Knochengestell der Hand und der Finger übermächtig, bis zum Extrem ausgebildet, bei den Fledermäusen das Vermögen des Fühlens, das die Menschenhand auszeichnet, in einem ähnlichen Extrem, bei den Raubthieren die Kraft und Gestalt der Muskeln dieser Hand, bei den Affen der Gegensatz der einzelnen Theile derselben, namentlich des Daumens und der andern Finger vorherrschend entwickelt. Auch in diesen scheinbar unbedeutenden Zügen der äußern Aehnlichkeit mit vier verschiedenen Formen der Säugthiere giebt sich schon vorbildlich eine vierfache Richtung der Menschenseele kund, die sich im normalen Zustand in den Formen der vier Temperamente, im abnormen aber durch die vier Hauptformen der Seelenkrankheiten offenbar machet.

Die chemischen Elemente des Menschenleibes.

§. 10. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach überhaupt, unterscheiden sich die organischen Wesen dadurch von den unorganischen, daß in ihnen die sogenannten einfachen Grundstoffe, die sich auch in der unorganischen Körperwelt zeigen, nach ganz eigenthümlichen Gesetzen der Verwandtschaft vereint gefunden werden; Stoffe mit Stoffen, die sich in der unorganischen Natur niemals zu der Gesammtheit eines besondern Kör-

pers zusammengesellen, und dieses in einem Verhältniß der spezifischen Gewichts- und Maaßtheile, wie sie außer den Gränzen der organischen Welt niemals einer dem andren sich anfügen. Während nämlich im Wasser die beiden einfachen Grundstoffe, woraus dasselbe bestehet, Sauerstoffgas und Wasserstoffgas dem Gewichte nach in dem Verhältniß wie 89 zu 11, oder dem Raumumfange (den Maaßtheilen) nach, weil das Wasserstoffgas 16mal leichter ist denn das Sauerstoffgas, im Verhältniß wie 1 zu 2 verbunden sind, und jenes durch die Kunst mühsam erzeugte Gemisch, in welchem beide im Gewichtsverhältniß wie fast 6 zu 94 oder den Raumtheilen nach wie 1 zu 1 vereint sind, schon bei der Berührung der meisten Körper augenblicklich sich wieder zersetzt, finden wir in den organischen Körpern eine große Zahl von Verbindungen, in denen hier das Sauerstoffgas, dort das Wasserstoffgas in einem Verhältniß mit seinem Gegensatz (oder vielmehr mit mehreren derselben zu ternären und quaternären Verbindungen) zusammengefügt ist, welches von der Norm, die in der unorganischen Natur gilt, sehr weit abweicht. Beispiele dieser Art sind schon die vegetabilischen und animalischen Säuren, sowie die Oele und Harze, denn in jenen ist die relative Menge des Sauerstoffgases, in diesen die des Wasserstoffgases eine ungleich höhere als beim Wasser.

Das was die einfachen Grundstoffe unsrer sichtbaren Körperwelt nach so eigenthümlichem Gesetz zu Mischungen vereint, die dem Reiche der leblosen Dinge fremd scheinen, kann nichts Anders seyn als die Lebenskraft oder die Seele, denn obgleich wir wissen, daß sich Stärkmehl und Zucker durch die Kunst in Kohlenstoff, Sauerstoff- und Wasserstoffgas, der Eiweisstoff in Kohlenstoff, Wasserstoff-, Sauerstoff- und Stickgas zerlegen lassen, hat es dennoch diese Kunst, welche die Bande, die das Leben knüpfte, aufzulösen vermochte, noch niemals dahin gebracht, aus all jenen Stoffen den Zucker wie das Stärkmehl, den Eiweis- sowie den Faserstoff wieder zusammenzusetzen, oder auch nur das in einigem Umfange nachzumachen, was die Kraft des organischen Lebens bewirkt, wenn sie die eine ihrer Verbindungen,

ohne daß von außen ein wägbarer Stoff entweichet oder hinzutritt, in eine ganz andre, scheinbar weit verschiedene verwandelt, wie z. B. den Schleim in Stärkmehl, den Eiweis= in Faserstoff.

Alle diese Verbindungen, die wir so eben als eine Eigenthümlichkeit der organischen Körper bezeichneten, werden unter dem Namen der näheren Bestandtheile zusammengefaßt, während die einfachen Grundstoffe, in die sich zuletzt allerdings, bei fortgehender künstlicher oder natürlicher Zerstörung jener Bande, die das Leben knüpfte, sowohl die Körpertheile der Pflanze als die des Thieres zerlegen lassen, und welche dieselben sind, aus denen auch die unorganischen Wesen bestehen, als entferntere Bestandtheile bezeichnet werden.

Wenn wir zuerst auf diese entfernteren Bestandtheile, oder auf die sogenannt einfachen (unorganischen) Grundstoffe, aus denen der Menschenleib zusammengesetzt ist, unsre Aufmerksamkeit richten, so fällt es auf, daß unter ihnen vor allem und in überwiegendem Maaße die Grundstoffe der Atmosphärilien gefunden werden. Schon der Pflanzenleib bestehet, seinen Hauptgebilden nach, vorherrschend aus Kohlenstoff, Sauerstoff= und Wasserstoffgas, im Leibe des Thieres sowie des Menschen kommt hierzu noch in Menge das Stickstoffgas, welches in der unorganischen Körperwelt allermeist nur in Luftform auftritt. Mit jenen vier Hauptelementen vereinigen sich zu unsrer leiblichen Gestaltung noch verschiedene andre Grundstoffe von erdiger, brennbarer, salziger und selbst von metallischer Natur, vor allen die Kalkerde, welche als Hauptbestandtheil der Knochen dem Körper seine feste Grundlage gewährt, dann Phosphor und Schwefel, die Grundlagen des Kochsalzes und dieses selber, ferner das Pflanzenkali sowie das Eisen. In minder bedeutender Menge erscheinen noch überdieß unter den Grundstoffen des menschlichen Leibes die Talkerde, die Kieselerde, Thonerde, das Mangan und Titanmetall, so wie die Flußspathsäure. Mehr als ein Gebilde der Zersetzung und Verwesung, denn als gewöhnlicher Grundstoff läßt sich das flüchtige Laugensalz betrachten, in welchem Stickstoff= und Wasserstoffgas

nach dem Gesetz der Verwandtschaft der unorganischen Körperwelt sich vereinen.

Unmittelbarer denn die eben genannten unorganischen Elemente gehen in die Bildung des Menschenleibes die organischen, oder die sogenannt näheren Bestandtheile ein. Ihrer sind vornehmlich viere: der Faserstoff, das Eiweis, die Gallert und das Fett, welches letztere keinen Stickstoff in sich enthält, während dieser Stoff als ein wesentlicher Bestandtheil der drei ersteren erscheint. Außer jenen vieren werden als nähere Bestandtheile des Leibes erkannt: der thierische Schleim sowie das Blutroth, der thierische Extraktivstoff oder das Osmazom und in der Muttermilch der Käsestoff sammt dem Milchzucker. Alle diese näheren wie entfernteren Elemente werden im lebenden Körper mit einer solchen Menge Wassers vereint gefunden, daß man die Gebilde des Leibes, während ihrer natürlichen Wirksamkeit gleichwie im Wasser schwimmend oder getragen betrachten kann, denn das Gewicht des Wassers, das im Menschenleibe gefunden wird, beträgt mehr denn drei Viertheile seines Gesammtgewichtes.

Bei den Pflanzen ist das Hineinkommen der Stoffe, z. B. mancher Erden, von außen, durch das Aufnehmen von Nahrungssäften aus der nächsten Umgebung als eine erwiesene Sache zu betrachten. (Man v. Meyens Pflanzenphysiologie II, 130; 532 u. f.) Dagegen bedarf es noch einer näheren Untersuchung darüber, ob und wie die Kalkerde bei der Bildung der Knochen z. B. des Küchleins im bebrüteten Eie wirklich aus den im Eie enthaltenen Flüssigkeiten komme? — Eine Hauptverschiedenheit der chemischen Zusammensetzung der sogenannten näheren oder organischen Bestandtheile der thierischen und vegetabilischen Körper von den Verbindungen der unorganischen Natur liegt, wie schon im §. angedeutet worden, darinnen, daß dort die Basis oder das Radical, welches mit dem Sauerstoffgas verbunden ist, aus 2 ja aus 3 Elementen zusammengesetzt ist. Während deshalb die Bildungen des Steinreiches wo nicht gar aus einfachen Elementen, so doch nur aus einem oder aus mehreren binär verbundenen Bestandtheilen zusammengesetzt sind, erscheinen die vegetabilischen Gebilde schon aus Sauerstoff und einem aus Kohlenstoff und Wasserstoff erzeugten Radical zusammengesetzt, und sind deshalb wenigstens ternäre, die Gebilde aber des Thierreiches, bei denen der Stickstoff noch hinzukommt, sind großentheils quaternäre Verbindungen (des Sauerstoffes mit einem dreifachen Radical). Wenn von den

3 oder 4 Elementen eines organischen Stoffes das eine abgeschieden wird, dann löst sich meist auch zugleich die Verbindung der andern auf; überhaupt zeichnen sich die organischen Verbindungen durch ihre leichte Zersetzbarkeit aus. Großentheils herrscht an Quantität (der Volumninen oder der sogenannten Atome) das Radical vor, so daß in keinem, aus Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff bestehenden organischen Gebilde, der Sauerstoff hinreichen würde, um mit dem Kohlenstoff Kohlensäure und zugleich aus dem Wasserstoff Wasser zu bilden.

Die Formenelemente des thierisch-menschlichen Körpers.

§. 11. Die Formenelemente, von denen wir hier reden, sind nicht Gegenstände der Wahrnehmung für das natürliche Menschenauge, sondern nur für das künstlich, durch Vergrößerungsgläser verstärkte Gesicht, denn bei mehreren von ihnen beträgt der Durchmesser kaum den tausendsten Theil einer Linie. Sie erinnern an die Grundformen, welche an den Mineralien durch fortgesetzte Spaltung zum Vorschein kommen, und gleich diesen gehören auch vielleicht jene zu mehreren verschiedenen Systemen der Gestaltung, namentlich zu dem regulären (der Kugel), wie den rhomboedrischen (der Ellipse), zu den Formen des Prismas und der Linse. Zuletzt erscheinen dem bewaffneten Auge die Elementartheile des thierisch-menschlichen Leibes als Monaden oder organische Atome, welche mit eigenthümlichen Kräften des Lebens und der gegenseitigen Anziehung begabt, bald als isolirte Zellen (Körnchen) erscheinen, bald zu Plättchen, Fasern oder Röhrchen sich vereinen.

Man v. über den Inhalt dieses §. Henles allgem. Anatomie. S. 132 u. f.

Das Athmen und der Blutumlauf.

§. 12. Wenn man die Wechselwirkungen und Bewegungen, welche in der unorganischen Natur durch die chemische Verwandtschaft und gegenseitige Anziehung der Grundstoffe entstehen, mit jenen Wechselwirkungen vergleicht, auf denen in der organischen Natur der Fortgang und die Erhaltung des Lebens beruht,

dann kann man wohl sagen, daß ein Hauptunterschied der beseelten Wesen von den unbeseelten darinnen bestehe, daß die letzteren nur einathmen, nicht aber wieder ausathmen können, während die lebenden oder beseelten nicht bloß das Vermögen des Einathmens, sondern auch das des Ausathmens besitzen: das Vermögen, die von außen aufgenommenen Stoffe zu vereinen und wieder zu trennen, aufzunehmen und auszuscheiden. Denn wenn die metallische Grundlage der Kieselerde mit dem Sauerstoffgas der Atmosphäre, oder wenn die Kalkerde mit der Schwefelsäure sich verbunden hat, dann hört das Gegeneinanderbewegen der Grundstoffe auf einmal auf, der Stein ist fertig und liegt als todte Masse da, bis etwa durch die mächtigere Anziehung eines Stoffes, der von außen hinzukommt, oder durch einen kräftigen elektrisch-chemischen Impuls die schon geschlossene Verbindung wieder aufgelößt wird.

Die beseelten Wesen bedürfen keiner solchen Annäherung eines äußeren Stoffes, keines elektrisch-chemischen Impulses von außen her, um das Werk einer beständig sich wiederholenden Trennung und Wiedervereinigung der Stoffe zu vollbringen; dasjenige, worauf dieses Werk beruhet, ist die lebendige Kraft der Seele selber. Diese zeiget schon hierinnen, daß sie nicht von gleicher Art und Abkunft mit den Stoffen sey, woraus der sichtbare Körper bestehet und beständig sich gestaltet; sie begehret diese Stoffe nicht um ihrer selber, um ihres wägbaren materiellen Wesens willen, sondern wegen jener, der Natur der Seele selber verwandten Kräfte, die sich beim Verein wie bei der Trennung jener Stoffe regen. Es ist daher das Bedürfniß der Seele nach einem ihr verwandten Element, welches ohne Aufhören jene Kräfte hervorrufet und an sich ziehet, wenn dieselbe aus jeder Verbindung der Stoffe die neue Scheidung, und umgekehrt aus jeder Trennung die neue Vereinigung hervorgehen lässet.

Eben jene Kräfte, deren Mitwirkung die lebende Seele zu ihrem Geschäft der Gestaltung und Bewegung des Leibes nothwendig bedarf, finden sich in vorherrschendem Maaße in der Atmosphäre, denn diese erscheinet

selbst unsren Sinnen als ein von kosmischen Einflüssen und Naturkräften beständig bewegtes Meer, aus dessen Tiefe bald die Wolken und andre Meteore hervorgehen und von neuem in ihr verschwinden, oder in welchem die Strömungen der Winde sich regen und elektrische sowie magnetische Gegensätze ihr beständiges Spiel treiben. Unter den Bestandtheilen der Atmosphäre ist es besonders der eine, der auf die Erhaltung der thierischen Leiblichkeit vom entschiedensten Einfluß erscheint: das Sauerstoffgas oder die Lebensluft. Wenn bei dem Athmen des Leibes das Sauerstoffgas in die Lungen eingehet, vereinigt sich dasselbe mit der Kohle, die aus dem Blute sich scheidet, und bildet mit ihr die Kohlensäure, die beim Ausathmen den Leib verlässet. So ist der eine Hauptzweck des Athmens, die eine Hauptverrichtung der Lebensluft bei demselben, das Hinwegnehmen des Erstorbenen und Todten aus der Masse des Leibes. Zugleich aber scheinet das Sauerstoffgas in dem Moment, wo diese Vereinigung geschlossen wird, noch etwas Andres, für unsre Werkzeuge und Sinnen Unmeßbares und Unwägbares an das lebende Blut abzugeben: jene ihm beiwohnenden Kräfte, die sich bei andrer Gelegenheit, namentlich bei dem Verbrennen der Körper, als Licht und als Wärme zeigen.

Das Athmen denn ist das erste Kennzeichen, wodurch sich das thierische Leben unsrem Auge verräth, schon das Wort Thier bedeutet, wie bereits erwähnt, in mehreren Sprachen ein Athmendes. Mit dem Athmen im nächsten Zusammenhange stehet dann die Bereitung und Bewegung des thierischen Blutes. Dieses enthält in der wäßrig serösen so wie plastischen, am Faserstoff mehr oder minder reichen, leicht gerinnbaren Hauptmasse vor allem die Blutkörnchen, auf deren Daseyn zunächst die rothe Farbe des Blutes beruhet, obgleich nur etwa der 8te Theil desselben, dem Gewichte nach, aus Blutkörnchen bestehet. Diese Körperchen, welche im Menschen kaum den 300ten Theil einer Linie groß sind, erscheinen von scheibenförmig runder Gestalt; als schwimmende Zellen, in deren Haut der färbende Stoff des Blutes verbunden mit Eiweißstoff

gefunden wird; nur bei Wirbelthieren der niederen Klassen, wo jene Körperchen zugleich auch von größerem Durchmesser und elliptischem Umrisse sind, zeigt sich in ihrer Mitte ein farbloser Kern, den zuerst eine dünne Lage des Farbstoffes, dann wieder eine farblose, sphärische Hülle umschließt. Selbst noch in dem aus dem Körper ausgelassenen, absterbendem Blute zeigt sich eine wechselseitige Anziehung der Blutkörnchen gegen einander, indem dieselben durch das Aneinanderlegen ihrer breiten Flächen cylindrische, und durch weitere Verbindungen zierlich ästige Formen bilden. Noch mehr aber giebt sich in andern Fällen ein Bewegen jener Blutkörperchen, wie aus eigner, inwohnender Lebenskraft kund, namentlich am Körper des Küchelchens im bebrüteten Ei. Hier zeigen sich die Blutkörnchen gleichzeitig mit den ersten, erkennbaren Keimen des (Hirns und) Rückmarks. Frei schwimmend in der lymphatischen Flüßigkeit bewegen sich diese bald von außen, von dem Umkreise, an welchem sie zuerst hervortraten, nach innen, nach dem Rückmark hin, bald wieder von diesem nach dem Umkreise, wo sie mittelbar ein Geschäft des Athmens: der Verbindung mit dem Sauerstoffgas der Atmosphäre, das an dem einen Ende des Eies hineintritt, verrichten. Bald aber bildet sich zur Aufnahme des Blutes und für seine Bewegung ein eigentlicher Mittelpunkt: das Herz, und mit ihm tritt die Anlage zu dem Doppelsystem der Gefäße hervor.

Wir richten hier nur einen Blick auf die Beschaffenheit und die Verrichtungen der Blutgefäße und Lungen bei dem schon ausgebornen, vollkommnen Menschenleibe. In der Höhle der Brust, geschützt durch das an die Wirbelsäule sich stützende im Brustbein sich schließende Gewölbe der Rippen, abgeschieden von der Bauchhöhle durch das Zwergfell, liegen die wichtigsten Organe, die Anfänge und Enden des Blutumlaufs und Athmens: die Lungen, von den beiden sackartigen Weitungen des Rippenfelles, welches die Auskleidung der Brusthöhle bildet, umschlossen und zwischen den innren Wänden dieser beiden Säcke, von einer beutelartigen Hülle umgeben, das Herz. Die Lungen sind zum großen Theil

aus den feinsten Enden der Blutgefäße und der Luftröhrchenverzweigungen gebildet, welche auf einem zarten, Zellen bildenden Parenchyma sich ausbreiten. Es sind aber zweierlei Arten der Blutgefäße, die in den Luftzellen der Lungen ihre zarten Enden und Anfänge verzweigen: solche, welche das Blut aus allen Theilen des Leibes, mit dem Nahrungssafte, der aus den Verdauungswerkzeugen kam, vermischt, der Berührung der Luft entgegenführen, und solche, welche das Blut, das jene brachten, und welches nun durch die Wechselwirkung mit der atmosphärischen Luft von seinen abgestorbenen Stoffen gereinigt und neu belebt ist, in sich aufnehmen, damit sie es zum Herzen führen, von wo es den Lauf zu allen Theilen des Leibes beginnt. Die erstere Art der Gefäße wird mit dem Namen der Venen oder Blutadern, die andre mit dem der Arterien oder Schlagadern bezeichnet, denn die letzteren sind es, an denen, wo man sie gegen den widerstehenden Knochen andrückt, der Schlag des Pulses gefühlt wird.

Auch an der Oberfläche .und in allen äußern wie innern Theilen des Leibes begegnen sich die Anfänge und Enden der beiden Ordnungen der Blutgefäße: die Schlagadern, welche das von atmosphärischen Kräften neubelebte Blut, als Quell der Ernährung und Bekräftigung an jene hinführen, und die Venen, welche die großentheils von jenen Kräften entkleidete Woge des Blutes, zugleich mit den wiederaufgelösten, aus ihren bisherigen Verbindungen abscheidenden Stoffen nach dem Herzen geleiten, damit es von diesem aus von neuem zur Vereinigung der Lebensluft gelange. Zu seiner zweifach doppelten Verrichtung: das Blut, das aus den Theilen des Körpers zurückkommt, sammt dem aus der Nahrung ausgeschiedenen, vom Brustgange aus in die linke Schlüsselbeinvene ergossenen Chylus aufzunehmen und nach den Lungen zu führen, dann das aus den Lungen zurückkehrende neubekräftigte Blut zu empfangen und in alle Gegenden des Leibes durch die Schlagadern zu verbreiten, wird das Herz durch seinen Bau und seine innre Abtheilung in Kammern und Vorkammern geeignet. Seine rechte Hälfte, weniger muskelstark und

mehr erweitert als die linke, enthält die Vorkammer zur Aufnahme des Blutes des Venensystemes, sowie die Kammer aus der sich dasselbe in die Lungen ergießt; die linke Hälfte enthält die Vorkammer zum Empfange des arteriösen Blutes der Lungen und die Kammer zum Ausströmen desselben in die Theile. Auch die Venen, deren Durchmesser größer ist als jener der Arterien, sind durch den Bau ihrer dünneren Häute, sowie durch Klappen in ihrem Innern, eben so wie die Arterien durch ihre dickeren, aus elastischem Zellgewebe gebildeten Häute zu den Verrichtungen des Zurückführens und Ausströmens der in ihnen enthaltenen Flüßigkeit augenfällig eingerichtet.

Die eigentliche Beschaffenheit des Kreislaufes im Menschen wie in allen vollkommneren Wirbelthieren erkannte und beschrieb zuerst naturgemäß der Engländer Wilh. Harvey (geb. 1578, gest. 1657); was die eigentliche Function der Lebensluft beim Athmen sey, das wurde erst klar, als Jos. Priestley (1770) die Bildung der Kohlensäure in den athmenden Lungen entdeckte. Versuche mit der Transfusion so wie Infusion von Blut in das Gefäßsystem von Thieren und Menschen wurden namentlich durch Chr. Wren im J. 1657 unternommen und herbeigeführt. — Die Menge des Blutes im gesunden, erwachsnen Menschen mag ein Siebentheil des Gesammtgewichtes des Körpers und darüber betragen (21 bis 24 Pfd.). Wenn die Lunge eingeathmet hat, kann sie sich niemals wieder durchs Ausathmen ganz entleeren; beim ruhigen, sanften Ausathmen wird nur etwa der 10te Theil von der die Lungenzellen erfüllenden Luft (in einem erwachsnen Körper gegen 12 Cubikzoll) ausgehaucht. Während die eingeathmete atmosphärische Luft in ihrem normalen Mischungsverhältniß 75,55 Prozent Stickgas, 23,32 Sauerstoffgas, 1,03 Wassergas, und nur etwa ein Tausendtheil (0,10) kohlensaures Gas enthält, finden sich in der ausgeathmeten Luft im Mittel über 6 Prozent Kohlensäure. Durch die Bildung der letzteren werden täglich gegen 24 Loth Kohle aus der Lunge ausgeschieden. Bei einem wachenden, zugleich aber ruhenden Menschenkörper beträgt die Zeit von einem Ausathmen zum andren gegen 4 Pulsschläge, die Zahl der Pulsschläge aber nimmt in den verschiedenen Lebenszeiten vom Alter des neugebornen Kindes bis zu dem des Greisen allmählig von 140 bis zu 60 in einer Minute ab.

Verdauung und Ernährung.

§. 13. Mit dem Geschäft des Athmens und des Blutumlaufes in naher Verbindung stehet jenes der Ver-

dauung. Die Menge des Kohlenstoffes, welche beim Ausathmen wie bei der Ausdünstung aus unsrem Leibe hinweggeführt wird, ist so bedeutend, daß schon durch diesen Verlust allein der Körper sich in kurzer Zeit verzehren würde, wenn nicht von einer andern Seite her immer der neue Nahrungsstoff das Abgebende ersetzte. Wir dürfen deshalb jenes System der Organe, denen das Geschäft der Verdauung und der Bereitung des Nahrungsstoffes obliegt, als den Stamm und die Wurzeln des Baumes betrachten, dessen Zweige und Blätter als Organe des Blutumlaufes und Athmens erscheinen.

Die Betrachtung des Instinktes, der das Thier zu seiner Nahrung führet, lehret uns in dem Nahrungstriebe das Walten eines allgemeinen Lebensstromes kennen, welcher, ähnlich hierin dem magnetischen, die zusammengehörigen Pole oder Gegensätze, den Esser zu seiner Speise, die Speise zum Esser hinleitet. Ein solches polarisches Verhältniß, das dem Bedürfniß der Vereinigung des einen Gegensatzes mit dem andern zu Grunde liegt, finden wir schon im Allgemeinen und Ganzen zwischen dem Thier- und Pflanzenreiche. Was die Pflanze am meisten zu ihrer Ernährung und Erhaltung bedarf, nämlich die Kohlensäure, das wird ohne Aufhören durch das thierische Leben bereitet und ausgeschieden; dagegen stellt die Pflanze durch die ihr inwohnende Lebensthätigkeit aus der Kohlensäure wieder die Lebensluft dar, deren das Thier beim Athmen bedarf. Und so dienet auch das Pflanzenreich überhaupt einem großen Theil der lebenden Thiere zur Nahrung, während das todte Thierische seinerseits wieder Nahrung (Dünger) für das Gewächsreich wird.

Auch bei der Betrachtung jener Nahrungsmittel, deren sich der Mensch in den verschiedenen Gegenden der Erde am meisten zu seiner Erhaltung bedient, zeigt sich uns deutlich das erwähnte polarische Verhältniß, das dem Zuge des Essers zu der Speise zu Grunde liegt. Außerdem daß der Mensch schon vermöge seiner leiblichen Stellung, als Thier, das Pflanzenreich im Allgemeinen zum gegenüberstehenden Pole hat, stehen auch jene Thiere, die seine der Fleischspeise begehrende Natur am

öftersten zur Nahrung sich aussondert, mit ihm in einem polarischen Verhältniß der Gestaltung. Es sind dies nicht die Affen, die Raubthiere oder andre der Menschenform sich annähernde Säugthiere, sondern vorzugsweise die Wiederkäuer, die zu einer Familie dieser Thierklasse gehören, welche zu den eben erwähnten menschenähnlichen Formen in einem vollkommen polarisch entgegengesetzten Verhältniß stehen.

Außer den gewöhnlichsten Nahrungsmitteln aus den Saamen der Getreidearten, den Früchten und Mark einiger Palmenarten, wie der Obst- und Beeren-tragenden Gewächse, aus der Klasse der Fische, der Amphibien, Vögel und der pflanzenfressenden Säugthiere stehet der Natur des Menschen noch eine solche Menge und Verschiedenheit der Nahrungsmittel zu Gebote, daß in dieser Hinsicht kein andres Thier der Erde mit ihm in Vergleich kommt. In ihm, dem Mittelpunkte seiner Sichtbarkeit, treffen die Radien von den verschiedensten Seiten her zusammen.

Diese Vielseitigkeit des Nahrungstriebes der menschlichen Natur ist schon im Bau des Gebisses angedeutet, welches in sich die verschiedenartigen Formen der Zähne und die Arten der Beweglichkeit der Kinnladen, vereinigt, die bei den fleisch- und grasfressenden sowie bei den nagenden Säugthieren vereinzelt vorkommen. Die mit dem Speichel vermischte Speise wird durch den Schlund in den Magen geführt, wo das Geschäft der weitern Zersetzung und Verdauung durch den Magensaft begonnen wird. In dem Dünndarm wird hierauf die Scheidung in Chylus und Aussonderungsstoff unter dem Einfluß der Galle, die sich in der Leber erzeugte, und der pankreatischen Flüßigkeit bewirkt, und in dieser Region des Darmkanales geschieht die meiste und kräftigste Einsaugung des neuen Nahrungsstoffes, welcher als Ersatz für das Verlorene, dem Blute zuströmt. Der Verlauf des Dickdarmes ist durch eine Klappe von jenem des Dünndarmes abgegränzt; hier wird zuletzt die Ausscheidung des gröberen Abgangsstoffes vollendet, während die flüßigen Aussonderungsstoffe durch das System der Nieren und der andern Harnwerkzeuge hinweggeführt werden.

Der Mensch vermag seiner körperlichen Anlage nach das mäßigste, wie das unmäßigste unter allen Thieren zu werden. Die Erfahrung hat es bewiesen, daß einzelne Menschen mit einer täglichen Portion der Speisen, welche nicht viel mehr denn ein halbes Pfund und mit einer des Getränkes, welche noch kein ganzes Pfund betrug, selbst in unsern Gegenden bei vollem Genuß der Kräfte und des heitern Wohlbefindens blieben, und dabei ein hohes Alter erreichten; in den heißeren Ländern der Erde sind solche Beispiele von Mäßigkeit, sowie die wohlthätigen Folgen des Mäßigseyns noch ungleich häufiger denn bei uns. Das gewöhnliche, mittlere Maaß der Speisen, das nach der Angabe der Aerzte in unsern Climaten ein gesunder Mann zu seiner täglichen Sättigung bedarf, wird auf zwei und ein halbes Pfund geschätzt, wobei im Winter zwei, im Sommer aufs Höchste vier und ein halbes Pfund Getränke zur Beförderung der Verdauung und zum Ersatz dessen, was vornämlich die Ausdünstung hinwegnahm, hinreichend befunden werden.

Bemerkenswerth ist hier jene eigenthümliche Aeußerung des Naturtriebes bei dem Menschen, vermöge welcher dieser bestimmt wird, seine meisten Speisen durch das Feuer zu bereiten und viele seiner Getränke der Gährung zu unterwerfen. — Die Höhlung des Magens eines ausgewachsnen Menschenkörpers vermag bei ihrer größesten Ausdehnung 5 bis 11 Pfund Flüßigkeit zu fassen; die Länge des ganzen Darmkanales verhält sich bei dem Menschen zur Gesammtlänge des Körpers in der Regel wie 5 zu 1; der Dünndarm, bestehend aus dem Duodenum, Jejunum und Ileum, ist 4 mal so lang als der Dickdarm, an dessen Verlauf man das Coecum, das Colon und das intestinum rectum unterscheidet.

Die Knochen.

§. 14. Der Mensch gehört zu den Wirbelthieren; er hat ein vollkommenes, inneres Skelet, vor allem jenes Centralsystem von Knochen, (jenes Nervenskelet) welches als Schädel und Wirbelsäule das Gehirn und Rückenmark umfasset und so die feste Abgränzung des innren Nervensystemes von allen übrigen Theilen des Leibes bildet.

Wenn wir den Entwicklungsgang der Thierformen von den niedersten Stufen bis hinanzu denen der Menschenähnlichkeit verfolgen, bemerken wir bald, daß die Bildung des Skeletes eine ganz neue, wichtige Epoche in jenem Entwicklungsgange bezeichnen. Mit dem Auftreten des innren Skeletes, an der Gränze der obersten Thierordnungen stellt sich alsbald und zugleich jene Theilung der Sinnorgane des Hauptes, sowie der Gliedmaßen des Leibes in vier und vier ein: Sinnorgane sowie Gehirn und Nerven, Gefäße und Eingeweide erheben sich plötzlich auf eine Stufe der Gestaltung, die von den nächst vorhergehenden Stufen so weit verschieden ist, als die Blüthe vom Stiel oder Zweig, auf welchem sie wurzelt. Es läßt uns dieses auf eine Bedeutung des Knochens schließen, welche nicht bloß auf den mechanischen Werth und Nutzen desselben, als Stützpunkt und feste Schutzmauer der andren, wichtigeren Theile des Leibes beschränkt seyn kann, sondern auf eine andre, weiter gehende Beziehung desselben sich gründet. Wir bezeichnen hier diese weitre Bedeutung des innren Skeletes nur ganz im Allgmeinen.

Der Knochen erscheint neben dem lebendig empfindenden Nerven und bewegem Muskel wie ein starres, empfindungsloses Todtes. Sein Entstehen, mitten in dem stets sich wandelnden und bewegten Kreise des thierischen Lebens, erinnert an die überall in unsrer Sichtbarkeit als nothwendig begründete Verknüpfung und Wechselbeziehung eines Momentes der Selbstthätigkeit mit einem Moment des passiven Aufnehmens und der Ruhe; des Wachens mit dem Schlafen. Der phosphorhaltige Nerv scheint im phosphorsaurem Kalkgebilde des Knochens erstorben, oder so gebunden, wie die Kräfte des Wachens dies während des Schlafes sind. Vielleicht mag der Knochen im lebenden Leibe eine ähnliche Bestimmung für die andren organischen Systeme haben, als die des Steinreiches im Allgemeinen, für die andren Reiche der Sichtbarkeit (nach §. 5) es ist; wie er den Schall und die deutlich fühlbare elektrische Erschütterung leitet, so mag er auch ein Träger und Leiter für die beständigen, unserem Gefühl nicht wahr-

nehmbaren elektro-magnetischen Einflüsse der äußern Natur seyn. Gewiß scheint es, daß auch diese Zusammengesellung einer todten Basis mit einem um und über ihr sich entfaltenden Leben auf jenes allgemeine Gesetz gegründet sey, nach welchem die höhere Entfaltung des Lebens überall nur aus einem Moment des Ersterbens sich erheben kann, weil das scheinbare Sterben in der gesunden Natur nur ein Aufgeben der einseitigen Selbstthätigkeit und ein Zurückkehren zu dem Zustand des passiven Aufnehmens eines höheren Lebenseinflusses ist.

Der Bildung des Knochens gehet die des Knorpelgewebes voraus: einer gleichförmigen, elastischen, durchscheinenden Masse, mit eingesprengten, rundlichen und eckigen Körnchen, von der Größe der menschlichen Blutkörnchen, d. h. von dem 250ten bis 400ten Theil einer Linie im Durchmesser. Indem sich im Knorpelgewebe Knochenerde ablagert, wird das Knochengewebe gebildet, das in den Röhrenknochen des Menschen mehr von fasriger Struktur, in andren Knochen blättrig oder auch compakt erscheint. Seinem chemischen Bestand nach ist der Knochen zunächst aus phosphor- (und kohlen-) saurer Kalkerde gebildet, wozu als verbindendes Medium ein Drittel des Gesammtgewichtes an Gallert oder Leimsubstanz kommt. Die Knochen des Menschenleibes lassen sich der Form nach in Röhren- und Scherbenknochen (letztere von glatter Form) theilen, ihrer Lage nach in periphorische und centrale. Die letzteren bilden den Schädel, dessen Höhle, in der das Gehirn liegt, beim erwachsenen Menschen aus sieben Knochenstücken, der Angesichtstheil aus vierzehn zusammengesetzt ist, dann die Wirbelsäule, an welcher sich sieben Hals-, zwölf Rücken-, fünf Lendenwirbel, sowie das aus 5 oder 6 Stücken verwachsene Heiligenbein und das ebenfalls aus 3 oder 4 Stücken bestehende Kukuksbein unterscheiden lassen. Jeder der vollkommneren Wirbel hat 7 Fortsätze, 3 paarige und einen einzelnen. Von den 12 an die Rückenwirbel befestigten Rippen fügen sich 7 (die sogenannten wahren Rippen) unmittelbar an das im jüngeren Menschen knorpliche und aus 3 Stücken

zusammengefügte, später zu einem Stück verwachsende Brustbein (sternum) an, von der übrigen 5 Paaren endigen nur die drei oder vier obersten in lange Knorpel, welche sich zusammenlegen und nach oben zum Brustbein ziehen, die anderen endigen frei. Zu den oberen Gliedmaßen des Menschen gehören das Schulterblatt (scapula) und das Schlüsselbein (clavicula), der Oberarm (humerus), die beiden Unterarmknochen, nämlich Ellenbogen (ulna) und Speiche (radius), dann die aus 8 besondern Knochen zusammengefügte Handwurzel (carpus), die aus 5 Röhrenknochen bestehende Mittelhand (metacarpus), endlich die Fingerknochen, deren der Daumen nur 2, außer diesen aber noch die 2 erbsengroßen Sesambeine, jeder der 4 andern Finger aber 3 enthält. Das System der untern Extremitäten oder der Füße fügt sich an das aus dem Darm=, Sitz= und Schooßbein gebildete, nach hinten durch das Heiligenbein geschlossene Becken, und bestehet auf verwandte Weise, als das System der oberen Gliedmaßen, aus einem Oberschenkelknochen (femur), Kniescheibe (patella), den beiden Unterschenkelknochen, nämlich dem Schienbein (tibia) und Wadenbein (perone), an die sich das mit dem Fersenbein verbundene Sprungbein anschließet, und so zusammen mit dem Kahn= und Würfelbein, sowie mit den 3 Keilbeinen die Fußwurzel bildet. Der übrige Theil des Fußes gleicht in seiner Zusammensetzung der Hand. — Das gesammte System der Knochen des Menschenleibes ist in allen seinen einzelnen Theilen vollkommen symmetrisch nach beiden Seiten angeordnet und entwickelt, und auch an den unpaarigen Knochen gleichen sich die beiden Seiten (die rechte und linke) in der Regel vollkommen.

Die einzelnen Knochen sind von der Gefäße enthaltenden Beinhaut umgeben, aus welcher sie die zu ihrem Wachsthum nöthigen Säfte empfangen; im Innren, besonders der Röhrenknochen, findet sich das Mark, das in seiner chemischen Zusammensetzung dem Fette gleicht.

Das Gewicht des Skeletes beträgt bei erwachsenen männlichen Körpern 150 bis 200, bei weiblichen 100 bis 150 Unzen.

Die Knochenschaale der Schnecken und Muscheln (der Mollusken), so wie die mehr oder minder feste Schaalenbedekkung z. B. der Krebse und Käfer ist im Sinne des vorstehenden §. kein Nerven= sondern ein Haut=Skelet. — Wie fest die Gallert mit dem phosphorsauren Kalk der Knochen verbunden sey, bezeugt Chimbernads gelungener Versuch, für die Tafel des Lezay de Marney aus den Knochen vorsündfluthlicher Thiere noch jenen genießbaren Stoff abzuscheiden. — Im Alter verknöchern die Knorpel, und diese überhandnehmende Absetzung der erdigen Theile zwischen den Faserstoff, diese Versteinerung desselben auch in vielen andern Theilen, setzt dem Wachsthum, wie dem Leben Gränzen. Wie sich schon am Bau des Skeletes des Menschen die unabweisbare Bestimmung desselben zum aufrechten Gange zeige, davon wird noch später die Rede seyn.

Die Muskeln und ihre Bewegung.

§. 15. In der Sprache des gemeinen Lebens und zwar bei den verschiedensten Völkern wird die Gesammtheit der Muskeln des vollkommneren Thierleibes unter dem Namen des Fleisches unterschieden. Wenn wir das Fleisch, namentlich jenes, das sich an den Gliedmaßen und am Rücken der Wirbelthiere findet, etwas genauer betrachten, erkennen wir bald, daß sich dasselbe in einzelne kleinere und größere, länglich oder plattgeformte Parthieen (die einzelnen Muskeln) zertheilen lasse, welche meist in Sennen oder sennige Häute endigen und an den Knochen oder an Knorpel, sowie an das Fell und die Nägel sich anfügen. Bei der Zertheilung des Muskels durch das Messer, fällt sogleich die Zusammensetzung desselben aus Fasern ins Auge, das jedoch, was dem unbewaffneten Gesicht als einfache Faser erscheint, ist, wie sich dieß bei näherer Untersuchung durch das Vergrößerungsglas zeigt, schon ein zusammengesetzter Faserbündel, der sich zuletzt bei immer weiter fortgesetzter Theilung in sogenannte Primitivfaserbündel, endlich aber in die Primitivfasern selber auflösen lässet, deren Durchmesser nur den 800ten oder 1000ten Theil einer Linie misset. Nur die Primitivfaserbündel, (nicht mehr die ganz vereinzelte Faser) zeigen Queerrunzeln oder Streifen, welche ihnen ein gegliedertes Aussehen geben, so als ob sie aus lauter kleinen Gelenkplättchen

zusammengefügt wären. An den Muskeln des Herzens sind jene Queerstreifen am feinsten. Wenn der Muskel durch elektrische Einwirkung oder durch die Kraft des Nerven in Bewegung gesetzt wird, erscheint die Faser geschlängelt oder zickzackartig verkürzt; in der Ruhe ist sie ihrer Länge nach ausgedehnt, der in Thätigkeit begriffene Muskel nimmt durch seine Zusammenziehung einen kleinern Raum ein als der ruhende. Der chemischen Zusammensetzung nach bestehen die Muskelfasern, welche man durch fortgesetztes Waschen von dem ihnen fest anklebenden Blute, das dem Fleisch die rothe Farbe giebt, gereinigt hat, drei Viertheilen ihres Gewichtes nach aus Wasser, das übrige Viertheil ist der schon oben erwähnte Faserstoff. Die Senne löst sich in Gallert auf.

Der Muskel allein machet im gewöhnlichen Zustand des lebenden Thieres die Bewegung der einzelnen Theile möglich. So wie diese Bewegung, namentlich am Herzen und Darmkanal eine im Schlaf wie im Wachen immer fortwährende, dem Willen nicht unterworfene ist, während dagegen die Bewegungen der Gliedmaßen vollkommen von dem Willen abhängen, lassen sich auch die gesammten Muskeln des Menschenleibes in willkührlich und unwillkührlich bewegliche theilen. Die willkührlich beweglichen Beuge= wie Streckmuskeln sind symmetrisch angeordnet und gepaart, so daß dem einen an der rechten Seite gelegenen, ein andrer gleichförmiger an der linken Seite entspricht; von ihnen gilt es vorzüglich, daß sie meist am Knochen oder Knorpel sich befestigen, mit dem Skelet in naher Beziehung stehen. Dagegen sind die unwillkührlich beweglichen Muskeln unsymmetrisch angeordnet und bilden großentheils, durch die ringförmige Zusammenfügung ihrer einzelnen Parthieen Höhlungen, in denen das Blut oder die von außen aufgenommene Nahrung enthalten ist und bewegt wird.

Die Kraft, welche der bewegende Muskel äußert, läßt sich nicht auf mechanische Weise allein erklären. Schon die Anfügung desselben an den Knochen stehet öfters mit den Gesetzen der gemeinen Mechanik in Widerspruch, so daß ein großer Theil der Kraft, die z. B.

beim Ziehen oder Heben eines Gliedes nöthig ist, scheinbar durch eine andre Art der Anfügung erspart werden könnte. Namentlich hat man berechnet, daß der Deltamuskel des Armes, wenn er am ausgestreckten Vorderarm ein Gewicht von 55 Pfunden emporhebt, hierzu, wenn er bloß nach mechanischem Gesetz, wie ein nahe am Hinterende eines Hebels befestigtes Seil wirkte, einer Kraft von 25 Centnern bedürfte. Es wirkt mithin auch bei den Bewegungen des Muskels jene Kraft des Lebens, die sich zu den Kräften der unorganischen Körperwelt in noch viel höherem Maaße so verhält, wie das Sonnenlicht, dessen concentrirte Strahlen den Demant in Luftform auflösen, zu der englischen Feile oder dem Messer, welche beide jenem härtesten Körper unsrer Sichtbarkeit nichts anhaben können. Bewundernswürdig wie die Kraft der Muskeln, welche der Mensch zu äußern vermag, ist auch die Schnelligkeit der Bewegungen, die er hervorrufen kann. Der gerade Schienbeinmuskel schneller Laufer braucht zu seiner Zusammenziehung nur ½ Terze Zeit; die Fingermuskeln geübter Clavierspieler kaum halb so viel, und schneller denn alle andre Bewegungen dieser Art ist nach §. 16 jenes der menschlichen Sprachorgane.

Das Wort μύες für die Wadenmuskeln kommt zuerst bei Homer vor und wurde von den Pseudohippokratikern in die Kunstsprache ihrer Wissenschaft aufgenommen. — Vornämlich durch die Muskeln vermag sich das Thier als Thier kund zu geben; dem Gewicht nach betragen sie reichlich die Hälfte der Gesammtlast des thierisch=menschlichen Leibes. Das was dem Muskel in etwas näherem Sinne zukommt, ist die Reizbarkeit. Diese wird durch den Einfluß der Lebensluft oder des Sauerstoffgases auf den athmenden Leib erhalten; sie erlischt alsbald in erstickten Thieren, alles das was den Gehalt an Sauerstoff im Körper vermehrt, erhöht dieselbe. Eine verhältnißmäßig ganz vorzügliche Kraft zeigt sich in den Muskeln der Kinnladen: mehr Schnelligkeit in denen der Extremitäten und der Zunge. Daß bei den Bewegungen der Muskeln Kräfte wirken, welche weit über die Region der mechanischen erhaben sind, zeigen namentlich die Heldenthaten des wahren Muthes und einer ächten Begeisterung.

Die Stimm- und Sprachorgane.

§. 16. Eine der beachtenswerthesten Aeußerungen der willkührlich bewegenden Kraft des Thierleibes ist die Stimme, und zuletzt beim Menschen die Sprache. Wenn nach Hallers Berechnung einige Muskeln der Zunge beim sprechenden Menschen ihre Bewegungen in dem 480ten Theil einer Sekunde ($\frac{1}{8}$ Terzie) vollenden, so ist dies eine Geschwindigkeit, welche jener der Fibrationen einer in der 4ten hörbaren Octave tönenden Saite gleichkommt. — Die Stimmorgane des Menschen und der höheren Säugthiere stellen einen frei zur Berührung mit der atmosphärischen Luft ausgehenden Apparat vor, dessen knorpelartig und häutig feste Theile zu den Schwingungen, die sich als hörbarer Ton durch die Atmosphäre fortpflanzen, leicht befähigt sind. Diese Schwingungen werden zwar auch wie bei einer Flöte oder einem andren blasenden Instrumente durch die Verengerungen oder Erweiterungen der Luftröhre und Stimmritze modifirt, das zunächst Wirksame hierbei sind aber dennoch die Contraktionen der Muskeln, wodurch den Stimmorganen dieser oder ein andrer Grad der Spannung mitgetheilt, so wie das Zeitmaaß der Fibrationen bestimmt wird, und der letzte Beweggrund für jene Wirksamkeit der Muskeln ist der Impuls, der vom Nerven ausgeht. Die bewegende Kraft des Nerven, wenn dieselbe unmittelbar, ohne den Durchgang durch den Muskel zu nehmen, nur durch ein leitendes Zwischenglied zu Tage ausgeht, offenbart sich z. B. bei den Zitterfischen als eine der Elektrizität verwandte; wenn sie ihren Weg durch den Muskel in solchem begünstigenden Verhältniß, wie beim menschlichen Stimmapparat nimmt, wird sie, in den fibrirenden Bewegungen desselben, zum hörbaren Ton. Im niedren Thierreiche, namentlich bei den tönenden Insekten, wird die Bewegung der hierzu bestimmten Muskeln entweder unmittelbar an häutige oder knorpliche, einer Schallschwingung fähige Organe mitgetheilt, oder der Ton wird mittelbar, durch die aus den Tracheen kommende, von

den hervorpressenden Muskeln in Schwingung gesetzte Luft erzeugt.

Der Stimmapparat des Menschen erscheint wie ein Skelet im Kleinen, an welchem abbildlich die Form eines Kopfes, ein System der Gliedmaßen und eine aus knorplichen Ringen bestehende Wirbelsäule gefunden wird. Der Luftröhren- oder Kehlkopf mündet vor dem Schlundkopf, näher denn dieser an der Zunge, in der Höhle des Mundes, so daß der Weg der Nahrungsmittel nach dem Schlunde über die, durch einen Knorpeldeckel und die Wurzel der Zunge verschließbare Mündung der Luftröhre hinübergeht. Der Kehlkopf selber bestehet mit dem Kehldeckel aus sieben Knorpeln, welche durch Gelenke an einander beweglich und durch Bänder, von denen zwei Paare in dem Innern des Kehlkopfes sich ausspannen, verbunden sind. Eben diese zuletzt erwähnten Bänder, von vorzüglich straffem Gewebe, bilden die obere und untere Stimmritze, welche beide durch die Contraktion der eigenthümlichen Muskeln gespannt und zugleich verengert oder aus einander gedehnt und erweitert werden können. Bei dem Erhöhen des Tones der Stimme, oder bei der Senkung desselben, wird der Kehlkopf empor oder niederwärts gezogen, so daß der Unterschied der Stellung desselben für jede Octave fast einen halben Zoll beträgt. Der Stamm der Luftröhre, welcher an den Kehlkopf sich anschließt, bestehet aus 18 bis 21 Bögen, die nach vornen von knorplicher, nach hinten, auf ein Drittel ihres Umfanges, von muskelhäutiger Substanz sind, so daß sie durch die Wirkung dieses Muskelfasern-Gewebes etwas zusammengezogen werden können. Nach unten theilt sich die Luftröhre in 2 große Aeste, die nach den Lungen gehen, in deren Zellen sie aufs Vielfältigste sich verzweigen.

Mit dem eben beschriebenen Stimmapparat stehet bei dem Menschen der Apparat der Zunge in nächster Beziehung, denn durch diesen kommt zum bloßen Tone der Stimme die eigentliche Sprache. Das Zungenbein bestehet aus einem mittleren Theile, dem sogenannten Körper, und aus zwei Paaren von Seitentheilen, die von ungleicher Größe sind und die Hörner genannt werden.

Einzig unter allen andern Knochen des Leibes steht dasselbe in keiner unmittelbaren und nahen Verbindung mit dem eigentlichen Skelet, an welches vom Zungenbeine aus nur zwei schwache Bänder verlaufen. Die Zunge selber ist aus drei Paaren von Muskeln zusammengewebt. Sie ist das Organ, in welchem auf bemerkenswerthe Weise zwei Verrichtungen von sehr verschiedener Art sich vereinen: die des Aufnehmens und Empfindens der leiblichen Speise und jene der Bereitung und Gestaltung eines psychischen Stoffes, der als hörbares Wort der Seele zur Nahrung dient.

Während das Zusammenstürzen von Felsenmassen oder der Fall von Lawinen ein Getöse, das Zusammenklappen der beiden Schaalen einer Muschel, durch Kraft ihrer Muskeln einen Schall, manche Fische durch das Ansaugen an Schiffe oder durch das Ausstoßen der Luft ihrer Schwimmblase einen Laut, einige Insekten durch das Aneinanderreiben ihrer Theile einen Klang (wie metallische Cymbeln) erzeugen, bringen andre Insekten durch das Hervorpressen der Luft aus den Tracheen einen wahrhaften unterscheidbaren Ton hervor. Aber nur jenen Thieren, welche durch Lungen athmen, kann eine eigentliche Stimme zugeschrieben werden. Die Stimme wird vornämlich in der untren Stimmritze gebildet; bei dem Aussprechen der Buchstaben und Worte wirken Zunge, Gaumenbein, Zähne und Lippen mit, auf eine Weise, welche angeblich schon Albertus Magnus zum Schrecken seines Schülers, des Thomas von Aquin, durch Automaten nachzuahmen versucht hatte. Die menschliche Stimme vermag 2 bis 2½ Octaven zu beherrschen; Alter und Geschlecht üben auf dieselbe verändernden Einfluß. Während man seit alter Zeit in der Menschensprache 7 Vokale und wenigstens 20 Mitlauter unterschied, läßt eine genauere Prüfung aller Vorgänge beim Aussprechen der Worte, nach Olivier, 92 verschiedene Buchstabenlaute unterscheiden, welche vorzüglich durch die Verbindungen der Worte beim zusammenhängenden Sprechen in diese vielfachen Modifikationen auseinandergehen. — Beachtenswerth ist auch noch in Beziehung auf den Inhalt des vorstehenden §. das Verhältniß, in welchem bestimmte Töne zu bestimmten Zusammenfügungen der Körpertheile oder Gestaltungen (Klangfiguren nach Chladni) stehen, so wie im Thierreich, namentlich bei Vögeln, der Zusammenhang der Töne der Stimme mit allerhand mimischen Bewegungen. Auch Musik ruft bei vielen Thieren eigenthümliche Bewegungen hervor oder theilt diesen ihren Takt mit.

Hirn und Nerven.

§. 17. Seinem chemischen Element nach bestehet das Gehirn und Nervenmark des Menschen wie der vollkommneren Thiere aus einem, mit vielem Wasser vermischten, halbgeronnenen Eiweis, mit welchem noch ein kleiner Antheil von milchsaurem Natron, Schwefel und Phosphor vereint sind. Ihren Formenelementen nach erscheinen das Gehirn und Nervenmark zuletzt bei fortgesetzter Zergliederung unter dem Vergrößerungsglas aus feinen, mit einer wie ölartigen Flüßigkeit erfüllten Röhrchen zusammengesetzt. Diese Primitivröhren theilen sich nicht, wie etwa die feinsten Enden der Gefäße, in Zweiglein, sondern sie bleiben von ihrem Ursprung im Gehirn an bis zu den Punkten ihrer Lostrennung von den andren und bis zu ihren Endigungen ungetheilt und im Ganzen am Durchmesser sich gleich, sie laufen, in der Zusammenfügung zu Nervenfädchen und Stämmen parallel neben einander her, ohne die eine mit der andren zu anastomosiren. Die geschlängelten und zickzackartigen Biegungen, welche jene Röhrchen gleichförmig mit einander machen, geben den aus ihnen zusammengesetzten Bündeln des Nerven ein gebändertes oder gestreiftes Aussehen, welches den Primitivröhrchen für sich allein nicht zukommt. In den Muskeln wie an der Hautoberfläche scheinen die letzten, vereinzelten Röhrchen sich umzubiegen, und mit andern, die gleiche Richtung einschlagenden Primitivcylindern ihrer Art nach den Centralorganen (Gehirn und Rückmark) zurückzulaufen. An Durchmesser wechslen die Primitivröhren der Nerven von 8 bis zu 84 Zehntausendtheilen einer Linie und im Allgemeinen scheinen die feinsten und zartesten den Nerven der Sinnen wie den andern Empfindungsnerven, die stärkeren denen der Bewegung zuzukommen. In der Nerven- (Netz-) haut des innren Auges zeigen sich auf dem Gefäßnetz, mit welchem dieselbe durchwebt ist, die Markkörnchen von kuglicher Gestalt, und diese Nerven- oder Ganglienkugeln finden sich auch im Gehirn und Rückmark, so wie in den später zu beschreibenden Nervenknoten oder Ganglien.

Das Gehirn ist zunächst innerhalb der Schädelhöhle von einer sennig festen Haut, der harten Hirnhaut scheidenartig umgeben, welche zwischen die äußeren Hauptabtheilungen der beiden Halbkugeln so wie des großen und kleinen Hirns als sichelförmiger und zeltartiger Fortsatz sich hineinsenkt und zugleich für das aus dem Gehirn zurückkehrende Venenblut aufnehmende Behälter bildet. Unter der harten findet sich die weiche Gefäßhaut des Gehirns, welche sich unmittelbar an die Oberfläche desselben anlegt, in alle Windungen und innre Höhlungen hineintritt und auf diese Weise die nährende, das Leben erhaltende Woge des Blutes überall hingeleitet. Zwischen diesen beiden Häuten, der festen äußeren Scheide so wie der innren, eigentlich umkleidenden Gefäßhaut, zeigt sich noch, über die Windungen hingespannt, die zarte, sogenannte spinnwebenartige Haut.

Gleich auf den ersten Blick, den wir auf das von seiner häutigen Scheide und dem spinnewebartigen Häutlein gereinigte Gehirn richten, zeigt sich uns dieses von vorn nach hinten in das große und kleine Gehirn getheilt, deren Abgränzung nicht bloß durch den schon erwähnten zeltartigen Fortsatz der harten Hirnhaut bewirkt wird, sondern die sich beide dem Auge schon durch die verschiedene Gestalt und Richtung der Furchen kennbar machen, welche beim großen Gehirn mäandrisch gewunden, bei dem kleinen aber in parallelen blätterartigen Schichten über einander gelagert sind. Das große Gehirn seinerseits ist durch den sichelförmigen Fortsatz der harten Hirnhaut, der sich fast bis in seine Mitte hineinsenkt, in zwei innerlich verschmolzene Seitenhälften gesondert; an jeder dieser Seitenhälften zeigen sich auf der unteren Seite drei Einbuchtungen, welche abermals eine Sonderung in drei Theile begründen. Auch das kleine Gehirn gränzt sich in zwei Seitentheile ab, deren jeder wieder durch Einbuchtungen dreitheilig erscheint und in der Mitte dieser beiden Seitenhälften findet sich nach hinten der wurmförmige Fortsatz.

An der Masse des Gehirns wird im Allgemeinen die graue, gallertartig weiche, und die weiße festere Marksubstanz unterschieden, zwischen beiden an

etlichen Stellen noch eine gelbliche. Der eigentliche symmetrisch schöne Bauplan des Gehirnes und das Verhältniß seiner Theile zu einander, wird erst deutlich, wenn man, nach dem Hinwegnehmen der oberen Masse einen Blick in das innre Gewölbe seiner Höhlen und auf die hier liegenden Gebilde richtet. In der Mitte des Ganzen zeigt sich das Doppelpaar der kleinen Vierhügel, über und zwischen ihnen die kegelförmig gebildete Zirbeldrüse, vor ihnen zwei größere, eiförmige Hügel, die Sehehügel, so daß zusammen sieben Centralgebilde des Gehirninnren vorhanden sind. Unmittelbar vor den Sehehügeln liegen die gestreiften Körper: zwei seichte längliche Hügel, in deren Innrem die Marksubstanz mit der grauen streifenweis wechslet, ihnen zur Seite nach außen gelegen erscheinen die minder deutlich gesonderten Linsenkerne, nach vornen entwicklen sich aus den gestreiften Körpern die kolbenartig endigenden Geruchsnerven. Mit diesen drei Paaren der vordern Hirngebilde scheinet der am Grunde der Schädelhöhle gelegene Gehirnanhang in näherer Beziehung; zu ihm führet, unter der vordern Commissur des Hirns, zwischen den gestreiften Körpern, der sogenannte Trichter hinab. Der größere Theil der oben erwähnten Gebilde hat seinen Sitz in den drei Paaren der Seitenhöhlen des großen Gehirns, aus deren Mitte, unter den Vierhügeln hin, ein Weg nach der sogenannten vierten Hirnhöhle gehet. Ueber der dritten Hirnhöhle, jedoch von ihr gesondert, zeigt sich die aus den abwärts gesenkten Marklamellen des oberen, großen Hirnbalkens gebildete durchsichtige Scheidewand. Hierauf stellt sich, als ein unterer Theil des Balkens der Hirnbogen (fornix) dar, von welchem zwischen den Sehehügeln und den gestreiften Körpern die sogenannten Säulchen ausgehen, während aus dem oberen großen Hirnbalken in die mittleren, sowie in die hinteren Hirnkammern jene Fortsätze hinabsteigen, welche die Zergliederungskunde als Ammonshörner und als kleine Füße des Seepferdes bezeichnet. Im Innren des wurmförmigen Fortsatzes am kleinen Gehirn enthüllt das zergliedernde Messer durch einen senkrechten Durchschnitt den sogenannten Lebensbaum, der aus der schichtenweis

wechslenden Aufeinanderlagerung der grauen und markigen (weißen) Substanz der Hirnmasse gebildet wird.

Der innre Zusammenhang aller einzelnen Theile des Gehirns wird uns deutlicher, wenn wir die untere Seite (die Basis) desselben betrachten, und vor allem jenes Verhältniß beachten, in welchem das Rückmark, wie der Stiel der Blüthe mit dem Gehirn stehet, welches als Blüthe an ihm sich entfaltet. Das Rückmark ist schon in der Wirbelsäule durch die in der Mitte seiner Markmasse gelegene graue Substanz, sowie durch eine vordere und eine hintere in dasselbe hineintretende Spalte in zwei seitliche Hälften, die Markmasse aber, in jeder von diesen Hälften in drei Parthieen oder Stränge getheilt, welche sich in ihrem Innren durch fasrige Struktur auszeichnen. Da wo das Rückmark innerhalb der Schädelhöhle in das Gehirn tritt, geht, nach vielfacher Verschlingung der drei Paare jener Stränge das hinterste (jetzt oberste) Paar in die beiden Halbkugeln des kleinen Gehirns über, das mittlere Paar entfaltet sich in die mittleren (Centraltheile), das vordere oder untere in die vordere und obere Hauptmasse des großen Gehirns. Da wo diese Entwicklungen geschehen, schlingt sich der sogleich an der Basis des Hirns in die Augen fallende Hirnknoten oder die Varolische Brücke, gebildet aus den Marksträngen der Seitenhälften des kleinen sowie zum Theil des großen Gehirns über das obere Ende des verlängerten Rückmarks hinüber.

Zwölf Paare von Nerven entspringen innerhalb der Schädelhöhle aus der Basis des Gehirns und des verlängerten Markes. Hiervon dienen als eigentliche Sinnesnerven das erste Paar der Empfindung des Geruches, das zweite jener des Sehens, das achte dem Gehör, das neunte dem Geschmack. Das dritte, vierte und sechste Paar geben dem Auge, an dessen Muskeln sie verlaufen, das siebente den Lippen und allen Muskeln des Gesichtes, das zwölfte denen der Zunge ihre sprechende Bewegung, während das merkwürdige fünfte Paar, dessen drei Aeste namentlich an alle Sinnesorgane des Hauptes sich verzweigen, der Iris des Auges wie dem Fleisch der Zunge Gefühl und Empfindlich-

keit verleihet. Das zehnte Paar, welches an den Kehlkopf sowie zuletzt an die Lunge und den Magen verläuft, giebt zu der Rede die Stimme und wird in seinem Verlaufe mannichfach mit dem eilften vermischt, das in die Schultern und Rückenmuskeln sich verzweigt. Aus dem Rückmark, innerhalb der Wirbelsäule, entspringen dreißig Paare von Nerven, welche dem übrigen Leibe und seinen Gliedmaßen Empfindung und Bewegung verleihen. Jeder von diesen Nerven entspringt mit einer doppelten Wurzel, einer vorderen und einer hinteren, aus dem Rückmark, und die genauere Beobachtung hat gezeigt, daß jene Nervenröhrchen, welche aus der vorderen Wurzel kommen, die bewegende Kraft des Willens, vom Nervencentrum nach den Theilen, die aber, welche aus der hinteren hervorgehen, die Empfindung von den Theilen nach dem Mittelpunkt des Empfindens leiten. Denn durch Verletzungen der hinteren Nervenwurzeln wird dem Gliede, zu welchem die Nerven verlaufen, die Empfindung, durch Verletzung der vordern die willkührliche Bewegung geraubt.

Alle Nerven des Gehirns und Rückmarkes sind symmetrisch, auf beiden Seiten des Leibes angeordnet; ihre gemeinschaftliche Bestimmung ist es, der willkührlichen Bewegung, sowie der sinnlichen Empfindung zu dienen. Sie sind mithin zunächst dem System der willkührlich-beweglichen Muskeln, sowie der Sinnorgane, als Träger und Vermittler des belebenden Impulses zugegeben, der von der Seele ausgehet. Außer ihnen aber finden sich im Körper der vollkommneren Thiere noch andre, nicht symmetrisch angeordnete, nicht unmittelbar aus dem Gehirn und Rückmark entspringende Nerven: die meist röthlich grauen, gallertartig durchscheinenden G a n g l i a r n e r v e n, so genannt, weil sich in und an ihnen häufige Knotenanschwellungen oder Ganglien zeigen. Die Nerven dieses Systemes dienen dem (unwillkührlichen) Bewegen des Herzens und der Gefäße, dem Geschäft des Athmens, des Blutumlaufes, der Ernährung und der Aussonderungen. Während sich die Funktion und Fähigkeit des Empfindens als verwandt mit dem Licht oder der Fähigkeit des Leuch-

tens der Körper zeiget, die Kraft des Bewegens mit jener der Elektrizität, scheint die Thätigkeit der Gangliarnerven in einer näheren Beziehung mit den magnetischen Kräften der äußeren Sichtbarkeit zu stehen.

Der Impuls des Bewegens gehet, der Natur der Sache gemäß, von innen (vom Gehirn oder Rückmark) nach außen oder von oben nach unten, das Empfinden des Nervens in umgekehrter Richtung von unten nach oben. Daher bringt die Reizung eines unterbundenen Nerven unterhalb des Bandes zwar noch immer Zuckungen der Muskeln hervor, in die seine Zweige verlaufen, nicht aber Empfindung.

Das Gehirn des Menschen wiegt im Mittel nahe gegen 3 Pfund (von 2 Pfd. 11 Loth bis 3 Pfd. 5 Loth und darüber). Etwa $\frac{4}{5}$ dieses Gewichtes sind Wasser, von dem übrigen Fünftheil ist das reichliche Drittel ($\frac{7}{20}$) der Eiweisstoff; mehr denn ein Viertel zeigt sich als fettige Substanz (neuerdings von den Chemikern in Cerebrot, Eleencephal, Cephalot und Stearoconot unterschieden), ein andres Viertel der 20 Prozent der Gesammtmasse besteht aus Schwefel, Salzen und Säuren und mehr als ein Achtel aus Fleischertrakt und Phosphor. Der zuletzt genannte merkwürdige, höchst brennbare Stoff soll nach Couerbe 2 bis 2½ Prozent betragen, so daß in einem Menschengehirn, welches 3 Pfd. und 4 Loth wöge, 2 bis 2½ Loth jenes Elementes enthalten seyn könnten. Zugleich wollte jener Chemiker gefunden haben, daß der Phosphor im Gehirn der Blödsinnigen in geringerer, in dem der Rasenden in größerer Menge vorhanden sey, als in gesunden Menschengehirnen. Der Phosphor ist theils an die erwähnte Fettmasse, theils an die Salze (mit erdiger und alkalischer Grundlage) gebunden. Bei einer fortgesetzten chemischen Zerlegung in die niedersten, letzten Elemente findet man, daß das Gehirn im Vergleich mit den Muskeln in überwiegenderem Maaße Wasserstoffgas enthalte (das Verhältniß beträgt mehr als 3 zu 2), dagegen ungleich weniger Stickstoff (nahebei im Verhältniß von 17 zu 40).

Das Gehirn ist uns noch ganz besonders beachtenswerth als ein Anfangspunkt, aus welchem alles Bewegen hervorgeht, und der hierbei dennoch selber relativ unbewegt bleibt; als ein aufnehmender Mittelpunkt alles Empfindens so wie Fühlens und dennoch verhältnißmäßig minder fühlend und empfindend als die ihm untergeordnete Peripherie — gleich des Aristoteles unbewegtem Beweger. — Namentlich mit dem todtenstarren Knochen stehet das Hirn und Nervenmark als ein halbflüßiges, beständig von Lebenskräften durchwirktes Element in dem auffallendsten Gegensatz. Scheinbar auf Beobachtung gestützt hatte sich die Speculation der Hippokratiker von dem ursprüng-

lichen, ältesten Verstehen der Bedeutung des Hirns hinwegleiten lassen, zu der irrigen Ansicht, als ob dasselbe nur eine Drüse sey, bestimmt, die Feuchtigkeiten des Leibes an sich zu ziehen. Selbst Aristoteles unterliegt noch dieser Ansicht, doch erkennt derselbe im Gehirn wenigstens die Bestimmung an die Wirkung der Seelenkräfte, welche im Herzen ihren Sitz haben, gleichsam zu reflectiren. Auch die hohe Bedeutung der verhältnißmäßig so kleinen, zarten Nerven wurde bis auf Erasistratus Zeiten übersehen.

Das kleine Gehirn, welches im Mittel nur $\frac{1}{8}$, ja nur $\frac{1}{7}$ der Gewichtsmasse des großen beträgt, ist im kindlichen Alter relativ kleiner als im höheren Alter. Die Zahl seiner Blätter beläuft sich im Menschen von 300 bis 800. Selbst bei Thieren von selbstthätigerer Willenskraft ist die Zahl der Blätter verhältnißmäßig eine größere (namentlich beim Fuchs oder Hund im Vergleich mit dem Schaaf). Im ungebornen Thiere sind die Vierhügel noch vor den Sehehügeln sichtbar; unter den Nerven des Gehirns ist im Ungebornen der Riechnerve, im Kinde der Sehenerve, im Erwachsenen das 5te Paar am stärksten. Ueberhaupt erreicht das Gehirn früher denn alle andre Theile des Leibes das Normalmaaß seines Umfanges und seines Gewichtes; in dem zuerst sichtbaren Keimzustand des ungebornen Körpers bildet das Hirn die Hälfte des Ganzen. Je älter je fester, je jünger je weicher (flüßiger) ist das Hirn. Je vollkommner das Thier je kleiner sind die Centralenden (Anfänge) der Nerven, im Vergleich zur Größe des Gehirns. — Wenn die Lungen beim Einathmen anschwellen, dann senkt sich das Hirn, umgekehrt schwillt es an beim Ausathmen. Wenigstens ein Siebentheil der gesammten Blutmasse circulirt im Gehirn und wird mit solcher Kraft dahin getrieben, daß es bei Enthaupteten 6 bis 7 Fuß hoch emporspringt. Die durch Kräfte der Seele bewirkten Lebensäußerungen des Nerven stehen mit den elektromagnetischen Vorgängen der irdischen Sichtbarkeit in naher Verwandtschaft. Selbst die innre Wärme im Körper der vollkommneren Thiere scheint weit mehr eine Folge der Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Regionen des Nervensystemes, als eines Oxydations-, gleichsam Verbrennungs-Prozesses der Kohle des Blutes in den Lungen zu seyn. Ueber die Umbiegung der Nervenröhrchen an den peripherischen Gränzen des Organismus vergl. m. die geniale Ansicht und Darstellung in Carus Physiologie.

Das Geschäft der Sinnen.

§. 18. An dem Lichte zeigt sich uns ein der leiblichen Schwere entgegengesetztes Bewegen und bei tieferem Nachdenken erkennen wir, daß der Zug der Schwere von jenem des Lichtes sich dadurch unterscheide, daß

jener abwärts, von den leiblich gewordenen Dingen nach der Welt der andern gewordenen Dinge, dieser aber aufwärts, nach einem Anfang und Ursprung des sichtbaren Werdens gerichtet ist. In der That näher denn alles andre uns sichtbare Wesen ist das Licht der Natur unsrer Seele verwandt; das Licht ist ein Zug und Bewegen der geschaffenen Dinge nach dem Schöpfer.

Es sind zwei Sinnesorgane am menschlich-thierischem Leibe, welche bei ihrer Aktion in der von unten nach oben gehenden Richtung sich mitbewegen mit dem allgemeinen Bewegen der Sichtbarkeit, diese sind der Sinn des Gesichtes und der des Geschmackes. Der von den gewordenen Dingen nach dem Centrum, aus welchem das Werden kommt, hingehenden Bewegung, von unten nach oben, läuft eine andre parallel, welche als bewegender Einfluß von oben nach unten, von innen nach außen gehet, und deren Abbild in der unorganischen Natur die Elektrizität, im thierischen Organismus aber die willkührliche Bewegung der Muskeln ist. Für dieses andre, schöpferische Walten, das von dem Lebendigen ausgehet, sind am vollkommneren Thierleibe zwei bemerkende Sinnen da: der des Gehörs und jener des Geruches. Denn daß der Geruch nicht sowohl einen aus den riechbaren Dingen hervorkommenden Stoff, als ein durch diesen Stoff vermitteltes elektrisches Bewegen zum Gegenstand seiner Wahrnehmung habe, wird aus der näheren Betrachtung seiner Wirksamkeit deutlich. Diese vier Sinnen des Hauptes der Wirbelthiere bilden unter sich zwei Paare von Polen, davon das eine Paar, Geruch und Geschmack, dem magnetisch-polarischen Verkehr dienen, in welchem die Lebensthätigkeit des Einzelwesens mit der des mütterlich umfangenden Ganzen stehet; das andre Paar, Gesicht und Gehör, der Wechselwirkung des lebenden und leiblich gewordnen Wesens mit andren leiblich gewordnen Dingen. Diese Durchkreuzung von zwei verschiedenartigen Polaritäten, wiederholt sich durch alle Stufen der Entfaltung des thierischen und menschlichen Lebens, und wird uns, wie bereits im vorhergehenden, so auch im nachfolgenden Verlauf dieser Untersuchungen noch oft beschäftigen.

Das Fühlen, welches sich, vornämlich beim Menschen, an den äußersten Enden der willkührlich beweglichen Glieder in einem eigenthümlichen Apparat des Fühlens concentrirt, ist ein Wahrnehmen, zunächst nicht des äußeren fremden Einflusses oder Bewegens; sondern ein Wahrnehmen und Messen der eignen, von innen nach außen gehenden, bewegenden Kraft. Darum stellt sich, namentlich beim Menschen, die Wirksamkeit dieses scheinbar niedrigsten Sinnes, als ein nothwendig ergänzendes Element den Wahrnehmungen der andren Sinne gegenüber; sie wird zu einem äußern Anzeichen, daß hier, am Gipfelpunkte der Entfaltung des sichtbaren Lebens, mit dem freien Erkennen ein freies Bewegen des Willens vereint sey.

Der Kreis des Gesichtssinnes ist ein so weiter, daß unsre messenden Werkzeuge und unsre Berechnungen seine Gränze nicht erreichen; ungleich beschränkter ist jener des Gehöres, noch mehr der des Geruches und Geschmackes. Die Schnelligkeit des Lichtes übertrifft die des Schalles fast eine Million mal, denn die letztere beträgt noch nicht den 22ten Theil einer Meile (1050 Fuß), jene aber 41000 Meilen in einer Sekunde. Selberleuchtende Körper bemerkt unser Auge noch in einem Abstande, welcher mehrere Millionen ihres Durchmessers beträgt; die Schwingungen eines Körpers vernimmt das Ohr noch als tiefsten Ton, wenn sie sich auch nur 30 mal in einer Sekunde wiederholen und bemerkt sie noch als höchsten Ton bei einer Geschwindigkeit der Schwingungen, wobei 16000 (genauer 15360) auf eine Sekunde kommen. Im Ganzen, weil jeder nächsthöheren Octave die doppelte Zahl der Schwingungen zukommt, ist mithin die Fähigkeit des Unterschiedes der Töne auf eine Reihe von etwa 9 Octaven beschränkt.

In jenen Fällen, wo der eine der Hauptsinne fehlt, zeigen sich gewöhnlich die andren, besonders das Gefühl im höheren Grade entwickelt, so daß dieses bis zu einem gewissen Maaße die Stelle des mangelnden Sinnes ersetzt. Dieses bemerkte man vornämlich bei jenen blind Geborenen oder blind Gewordenen, welche selbst die Farben mancher gefärbter Stoffe, die Größe und

Gestalt der Zimmer, in die sie traten, die Arten der Steine und viele andre Gegenstände durchs Gefühl unterschieden, welches bei sehenden Menschen für solche Wahrnehmungen nur sehr unvollkommen geeignet seyn würde.

Wie die innren Bewegungen der Seele, Affecten und Leidenschaften an Thieren und Menschen sich dem Geruchsorgan eines Andren bemerkbar machen können, dafür sprechen vielfältige Thatsachen und Beobachtungen, namentlich an Kröten, Schlangen, Böcken u. s. w. Filippo Neri, aus dessen Leben Göthe mehrere Züge mittheilt, errieth auch die innren Gemüthsbewegungen und herrschenden Leidenschaften der ihm genäherten Menschen gleich wie vermöge einer Affection des Geruchsorganes. Geschmack und Gesicht stehen bei sehenden Menschen in naher Wechselbeziehung; der prüfende Geschmack der Weinkenner wird irre, wenn man das Licht hinwegnimmt u. s. w. Als vorzüglich merkwürdige Blinde nennen wir Fräulein Maria Theresia von Paradies, den vormaligen Professor der Geschichte Bazko in Königsberg, den Professor der Mathematik Saunderson in Cambridge, den Chemiker und Mathematiker Dr. Moyes, die Tonkünstler Stanley und Parry, den Baumeister John Matkalf, dann die zugleich gehörlose Julia Brace zu Hartfort in Amerika und Victorine Morisseau aus Saintes. Ueber andre Theile des Inhaltes des vorst. §. vergl. m. meine Gesch. der Seele im 18ten und Gesch. der Natur im 6ten §.

Bau der Sinnorgane.

§. 19. Recht aus der innren Mitte des Gehirnes, aus den im §. 17 zuerst beschriebenen Centralorganen desselben, besonders aus den Vierhügeln und Sehhügeln, gehen die Markbündel hervor, welche den innersten Anfang der Gesichtsnerven bilden. Die Sehnerven der beiden Seiten durchkreuzen sich im niedern Thierreiche, namentlich bei den Fischen, so vollkommen, daß jener der rechten Seite sich ganz zu dem Auge der linken Seite wendet und umgekehrt; auch bei den Säugthieren und beim Menschen treten die Sehenerven der beiden Seiten vor ihrem Austritt aus der Schädelhöhle ganz nahe zusammen, obwohl jene Fälle, in denen auch noch beim Menschen die Verletzung oder krankhafte Entstellung der einen Hirnhälfte eine Erblindung des Auges der entgegengesetzten Seite zur Folge hatte,

aus einer tiefer im Innern des Gehirnes stattfindenden Durchkreuzung des Nervenmarkes der beiden Hirnhälften erklärt werden muß.

Da wo der Sehenerve aus der oben erwähnten sennig festen Scheide der harten Hirnhaut hervortritt, umhüllt diese auch ihn als feste Scheide und tritt mit ihm zur Schädelhöhle hinaus ans Auge, in dessen weisser Harthaut sie sich verliert. Die innre eigentliche Masse des Nerven tritt, in etwa 30 Markbündel getheilt, in das Innre des Augengrundes, wo sie sich, zwischen der Aderhaut und der Glasfeuchtigkeit zu einer zarten, markigen Haut — der Netzhaut — ausbreitet. Während sonst überall am thierischen Leibe die Endungen der Nerven unter einer undurchsichtigen Decke von Muskeln und Häuten verborgen sind, und überdieß meist so unmerklich in die andern Theile sich verlieren, daß man die nervenartige Natur gar nicht mehr an ihnen wahrnehmen kann, legt sich der Sehenerve in einem glasartig durchsichtigen Medium offen zu Tage, und behält hierbei, wie der Hörnerv seine nervenartige Natur noch so unverändert, daß man einzig an diesem Punkte des Leibes das lebendige und gesunde Nervenmark sehen kann. Der Punkt des Eintretens des Sehenerven in den Augengrund fällt nicht in die eigentliche Axe des Auges, sondern etwas einwärts von dieser; der Ort der Axe selber erscheint als ein zitrongelb gerandeter, sparsam von Nervenmark überkleideter Fleck, und nähere Beobachtungen haben gezeigt, daß dieser Punkt für das Licht unempfindlich (blind) sey. Die milchig weiße Ausbreitung des Sehenerven, oder die Netzhaut, ist nur an ihrem vordern Rande etwas deutlicher mit der glasartigen Feuchtigkeit und der innren Gefäßhaut verwebt, übrigens von den angränzenden Theilen ziemlich frei. Sie liegt auf einem dunklen Grunde, dem schwarzen Pigmente, auf; unter und hinter diesem, unmittelbar auf der innren Wand der weißen Harthaut des Augapfels findet sich die Gefäßhaut. Wie die harte Hirnhaut das Hirn und seine Gefäßhaut, so umfasset diese innersten Gefäß- und Nervennetze des Augengrundes nach außen die sennig fasrige Harthaut (**sclerotica**).

Wirklich läßt sich diese als eine Fortsetzung der harten Hirnhaut, von der festen Scheide des Sehenerven aus betrachten; sie reicht auch äußerlich gerade nur so weit, als sich innerlich die Netz- und Gefäßhaut erstrecken, nach vornen fügt sich in ihren fugenartig eingetieften Saum die durchsichtige Hornhaut (cornea), welche, eine Fortsetzung der Oberhaut, für sich allein nur wenig empfindlich ist, ihre Empfindlichkeit aber durch die zarte, sie bekleidende, nervenreiche Verbindungshaut (conjunctiva) empfängt. Das Innre des Augapfels, von der Netzhaut bis zur innren Wand der durchsichtigen Hornhaut erfüllt eine durchsichtige Masse von dreifacher Art. Unmittelbar hinter der Hornhaut, im vordersten Theile des Auges, findet sich die wässrige, vollkommen dünnflüßige Feuchtigkeit, auf diese folgt die durch ihren häufigen Eiweisgehalt fester gebildete Krystalllinse, welche von einer eignen, durchsichtigen Kapselhaut umschlossen ist, von der sie nur eine zarte, dazwischen liegende Flüssigkeit trennt. Die Krystalllinse liegt mit ihrer hinteren, stärker gewölbten Seite in den halbflüßigen Glaskörper eingebettet, der den ganzen Grund des Auges ausfüllt und von einer zarten Haut umgeben, sowie zum Theil von derselben durchwebt ist. Wie äußerlich an die Harthaut die Hornhaut, so fügt sich innerlich an die aus zwei fest verbundenen Blättern bestehende Gefäßhaut (welche in dem weißlichen Ciliarband und dem innerhalb von diesem gelegenen Ciliarkranze endigt) nach vornen die Regenbogenhaut oder Iris an. Auch diese ist wie die Gefäßhaut aus zwei Blättern: einem vorderen, vorzüglich gefäßreichen, und einem hinteren, der sogenannten Traubenhaut zusammengesetzt, deren dunkles Pigment, je nachdem es mehr oder minder dicht ist, dem Augenstern seine eigenthümliche bläuliche oder schwärzliche Färbung giebt. Nach vorne breitet sich die Iris in der wässrigen Feuchtigkeit schwimmend aus, schließt sich aber nicht ganz, sondern läßt eine runde Oeffnung: die sogenannte Pupille, die sich durch ein Anschwellen des Aderngewebes des Augensternes, bei einem stärker auf die Netzhaut einfallendem Licht verengern läßt. Eben so wie an die Harthaut die Hornhaut und an die

Gefäßhaut die Iris, fügt sich an die Netzhaut das Strahlenblättchen an, das an der Vorderseite der Linsenkapsel sich verliert.

Außer dem Sehenerven sind die innren Theile des Auges noch durch einen andern Nerven mit dem Mittelpunkt alles sinnlichen Empfindens: mit dem Gehirn in Verbindung gesetzt; durch jenen des merkwürdigen fünften Paares. Denn ein Zweig von diesem dringt ins Innre des Auges und verläuft sich hier an den vorhin erwähnten Ciliarkranz.

Der Augapfel ruhet in einer eignen, von sieben Knochen gebildeten Höhle des Schädels, auf einer schützenden Lage von Fett. Sechs Muskeln, vier gerade und zwei schiefe, geben diesem Organ, welches bestimmt ist, des Leibes Licht zu seyn, eine Beweglichkeit nach allen Seiten, wie dieselbe, außer der Zunge, kein andrer Theil des Leibes besitzt; zwei eigenthümliche Nervenpaare sind für jene ausdrucksvollen Bewegungen bestimmt. Außer jenen Muskeln sind noch andre zum Oeffnen und Schließen der Augenlieder vorhanden.

Nach der innren Zusammenstellung der durchsichtigen Theile des Auges sollten wir, so erweist uns dieß die physikalische Theorie und das Hindurchblicken durch ein todtes natürliches oder künstlich nachgebildetes Auge, alle Gegenstände verkehrt sehen. Daß sie der lebende Nerv umgekehrt in der rechten Stellung wahrnimmt, scheint sich zunächst auf jene Reaktion der Lebenskraft zu gründen, vermöge welcher sich überall dem äußern Einfluß die innre, ihn ergänzende Gegenwirkung anfügt. Namentlich auch beim Sehen der Farben scheint es, als ob unsre Sehkraft, während sie das grüne Bild betrachtet, zugleich das polarisch diesem entgegenstehende rothe innerlich hervorriefe; denn beim plötzlichen Hinwegsehen vom Grünen bemerken wir noch auf der weißen Wand das vom Auge erschaffene, in der Wirklichkeit nicht vorhandene rothe Scheinbild, und umgekehrt, wenn wir vorher ein rothes beschauten, das grüne.

Die Nerven des Gehörsinnes nehmen ihren innren Ursprung aus der Mitte der Region des kleinen Gehirns: aus dem großen Markknoten und dem in die

vierte Hirnhöhle hineinragendem Rückmark. Der Hörnerv hat vor allen andern Nerven des Leibes den kürzesten Verlauf; denn fast unmittelbar nach seinem Austritt aus der Schädelhöhle endet er in den innren Theilen des Gehörorganes. Auch ihm ist übrigens ein Ast des merkwürdigen fünften Nervenpaares hülfreich beigesellt: jenes Nervenpaares, welches durch seine Verzweigungen auch mit allen andren Sinnorganen des Hauptes: denen des Gesichtes, des Geschmackes und des Geruches in Gemeinschaft stehet. Der eigentliche Gehörnerv endigt an einem Medium, das eben so geschickt zur Fortpflanzung des Schalles ist, als die durchsichtigen Theile des innren Auges zur Fortleitung des Lichtes; er endigt am Knochen. Bemerkenswerth erscheint es hierbei, daß diese Knochen, die im Dienste eines unsrer wichtigsten Sinne stehen, unter allen Knochen des Menschenleibes an der ungebornen Frucht am frühesten sich entwickeln und verhärten.

Man unterscheidet am Organ des Gehöres drei verschiedene Haupttheile: das äußere zur ersten Aufnahme des Schalles dienende Ohr, das mittlere, oder die Trommelhöhle, welche den Schall fortpflanzt, endlich den inneren Ohrgrund oder das Labyrinth. In diesem letzteren, welches für die Geschichte des Hörens der wichtigste Theil ist, finden sich wiederum drei Arten von Theilen: der Vorhof, die Bogengänge und die Schnecke. Die Schnecke hat allerdings, wie dies die älteren Physiologen bemerkten, in der Gestalt ihrer um die knöcherne Spindel gehenden Windungen und der hier sich verbreitenden Fäden des Gehörnerven, welche gleich den Saiten einer Harfe von verschiedener Länge sind, einige Aehnlichkeit mit einem besaiteten, die Bogengänge mit einem blasenden Instrumente. Der Vorhof stehet durch eine längliche Oeffnung im Knochen: das eirunde Fenster in Verbindung mit der Trommelhöhle, welche nach außen, von dem äußeren Ohr durch das Trommelfell abgegränzt ist. Im Innren dieser Höhle zeigen sich drei kleine Knochengebilde von auffallender Form: der Hammer, der mit seinem spitzigen Ende am Trommelfell haftet, mit seinem dickeren aber den mittleren Knochen,

den Ambos, berührt, sowie dieser seinerseits wieder an den Steigbügel gränzet, der an das eirunde Fenster stößt. Die kleinsten und zartesten Muskeln des Menschenleibes sind zur Bewegung dieser kleinen Knochengebilde bestimmt; durch die Eustachische Röhre stehet die Trommelhöhle mit der des Mundes in Verbindung.

Die Nerven des Geruchssinnes nehmen ihren Anfang weiter nach außen und vornen, als die Sehenerven, aus den vorderen Rundungen und den gestreiften Hügeln des großen Gehirns. Sie sind an ihrem Ursprunge dreieckig und aus drei Markmassen gebildet; ihre kolbenartigen Enden gehen zu dem Siebbein der vordern Schädelhöhle und durchdringen dieses in zwei Reihen von zarten Nervenfäden, welche in den zarten Muschelgebilden der innren Nase sich verzweigen. Auch dem Geruchsnerven gesellt sich der Nerv des fünften Paares mit mehreren seiner Aeste bei, namentlich mit einem Theile des vorhin erwähnten Zweiges, der den Ciliarkranz des innren Auges bedient, sowie mit einem andren Zweige, der sein Geschäft am Geruchsorgan mit jenem am Gaumen, und an den Zähnen der Oberkinnlade verbindet. Die eigentliche, innre Nasenhöhle ist von drei Knochen: dem Gaumen-, dem Siebbeine und dem Oberkieferknochen begränzt. Von der Bestimmung des Siebbeines, zum Durchgang der Fäden des Riechnervens war schon die Rede. Drei andre, dünne, bauchig gewundene Knochen, die sogenannten Muscheln, zwischen denen die drei innren, in die Stirnhöhle fortsetzenden Nasengänge verlaufen, gehören außer dem Siebbeine zum Knochenapparat des Geruchsorganes. Auf der Oberfläche dieses Apparates breitet sich eine Schleimhaut aus, in welche die äußersten Fäden des Geruchsnerven sowie (in der unteren Muschel und im hintern Theil der innren Nase) die des zweiten Astes vom fünften Paare sich verweben. Ein beständiges sich Auflösen und Verdunsten (Gasartigwerden) dieser Nervenenden scheint hier das Riechen zu vermitteln.

Der eigentliche Nerv des Geschmackssinnes, an der Zunge, tritt als neuntes Paar des Gehirnes aus dem verlängerten Marke zwischen den strangförmigen Kör-

pern und den sogenannten Oliven hervor. Hülfreich zu diesem gesellt, versorgt die Zunge mit seinen Nervenfädchen ein Zweig des dritten Astes des schon öfter erwähnten fünften Paares, das seinen Ursprung in der Nähe der vierten Hirnhöhle, aus zwei deutlich geschiedenen Wurzeln nimmt. Die näheren Vermittler des Geschmackes sind jene Umbiegungsenden der Nerven, welche in die Nervenpapillen oder Zungenwärzchen verlaufen, die wie die Zähne des Mundes, von dreifacher Gestalt sind.

Dem Sinne des Fühlens, der in seiner allgemeinen Ausdehnung sehr verschiednen Theilen der Außenfläche des Leibes zukommt, dienen hiernach sehr verschiedne Nerven des Rückmarkes wie des Gehirns. Die letzten Enden der Nerven an der Oberfläche des Leibes verlaufen, fast wie auf der Zunge, in die zarten Erhöhungen der Nervenwärzchen. Die fühlende Haut ist zugleich, im Geschäft der Ausdünstung, ein Organ der beständig fortgehenden Ausscheidungen, wie der Wiederaufnahme (durch Einsaugen). Das Maaß der Ausdünstung durch die Haut, für sich allein genommen, beträgt dem Gewicht des abgehenden Stoffes nach, fast eben so viel, als die Nahrung, welche wir täglich genießen.

Wir verweilten absichtlich etwas länger bei der Beschreibung der Sinnorgane und ihren Verrichtungen, denn diese sind für die Geschichte der Seelenthätigkeit von unmittelbarer Wichtigkeit; sie sind die äußern Zugänge aller unsrer Wahrnehmungen und Empfindungen zu der allvereinenden und belebenden Mitte.

Die Zunge ist im vollkommneren Thierreich öfters auch ein Organ des Tastens und Fühlens. Zu dieser Verrichtung dient der Zweig des dritten Astes des 5ten Nervenpaares, der in dieselbe sich verbreitet, und zugleich vermittelt er die Empfindungen des Schmerzens. Das neunte Paar dagegen ist der eigentliche Sinnesnerv jenes Organes, das 12te ertheilt ihm die Bewegung.

Schlaf und Wachen.

§. 20. Wir erwähnten im Vorhergehenden öfters des Unterschiedes, der zwischen den Organen stattfindet, welche dem thierischen Leben im engern Sinne dienen, und jenen andren, deren Natur und Verrichtung von

mehr vegetativer Art ist. Jene ersteren, welche die Empfindung und thierische Bewegung vermitteln, sind dem Willen unterworfen, und in ihrem Gebiet zeigt sich die Seele vollkommen als Besitzerin und Herrscherin; die andren, denen das Geschäft der Ernährung und Erhaltung des Leibes obliegt, stehen nur mittelbar unter der Herrschaft der Seele, unmittelbarer aber walten in ihnen jene Kräfte und Einflüsse eines allgemeinen Bewegens der Natur, das sich selbst noch an den periodischen Schwingungen der Magnetnadel kund giebt.

Vor allem andern wird uns der Gegensatz zwischen den beiden verschiedenen Hauptordnungen der Organe in den Erscheinungen des Schlafes deutlich. Während desselben ist die Wirksamkeit der vom Willen beherrschten (animalischen) Systeme des Leibes fast gänzlich aufgehoben; ja der Schlaf ist desto vollkommner und erquickender, in je höherem Grade diese Aufhebung statt fand. Zu gleicher Zeit setzt sich die eigenthümliche Lebensthätigkeit der vegetativen oder magnetischen Systeme (Blutumlauf, Athmen, Verdauung) noch ununterbrochen fort; diese, weil sie niemals zur wachen, in Kraft der Seele sich selber beherrschenden Wirksamkeit gelangen, können auch niemals schlafen. Wir finden daher bei jenen Thierordnungen, deren Organismus noch vorherrschender von vegetativer Natur ist, gar keinen oder nur einen unvollkommenen Schlaf; das, was selbst noch auf den mittlern Stufen der thierischen Formenentwicklung als Schlaf betrachtet wird, das gleichet öfters vielmehr der tiefen Ohnmacht, ja dem Scheintod; erst bei den Wirbelthieren mit vollkommnerem Nervensysteme tritt der eigentliche Schlaf ein.

Gerade bei solchen scheintodähnlichen Zuständen der mittleren Entwicklungsstufen des Thierreiches wollen wir hier zuerst verweilen, denn sie sind geeignet, uns über das Wesen und die Bestimmung des täglichen Schlafes der höheren Thierordnungen einige beachtenswerthe Aufschlüsse zu geben. Solche Zustände werden namentlich bei den Insekten bemerkt. Bei diesen gehet jedem neuen Fortschritt der innren Entwicklung ein Absterben voran, das in jeder Hinsicht lehrreich und

bedeutungsvoll ist. Gerade die Theile, welche der selbstthätigen Bewegung am vollkommensten dienten: die Befestigungspunkte der Muskeln und vermittlenden Träger ihrer Einwirkung auf die umgebende Natur: die äußeren festen Hüllen des Leibes, werden hier auf jeder neuen Stufe der leiblichen Entfaltung zersprengt und abgelegt. Vor diesen Häutungen, am allermeisten aber vor der letzten, aus welcher die geflügelte Form hervorgeht, zeigen sich die empfindenden und willkührlich beweglichen (eigentlich thierischen) Systeme in ihrem Bewegen wie gelähmt; das inwohnende Vermögen der Selbstthätigkeit hatte auf der vorhergehenden Stufe einen Gipfelpunkt erreicht, auf welchem es über seine Basis: die aufnehmende Empfänglichkeit für den neubelebenden Einfluß, sich erhub; von dieser sich lossagte. Darum erfolgte ein Absterben in dieser Region, zugleich aber ein Zurücksinken in den passiven, neu aufnehmenden Zustand, welcher die Ausgeburt einer höheren Stufe der Selbstthätigkeit begründete.

Der eigentliche Schlaf der vollommneren Thiere erfolgt auf einem zweifachen, auf einem positiven und einem negativen Wege. Auf positivem, durch eine Steigerung der Selbstthätigkeit, wodurch eine ähnliche Erhebung derselben über die tragende und nährende Basis; ein ähnliches Lossagen von derselben bewirkt wird, als das bei den Insekten vor der Häutung vorangehende. Jede gewaltsame Anstrengung der für die Selbstthätigkeit der Seele gemachten Systeme des Leibes hat eine Abspannung, hat im gesunden Zustande die Neigung zum Schlafe zu ihrer Folge. Der andre Weg ist negativer Art; er gründet sich auf das Entzogenwerden jener mitwirkenden Einflüsse, welche die Selbstthätigkeit der thierischen Natur beständig wecken und verstärken, vor allem des Lichtes und der Wärme, nächst diesem auch der nährenden Stoffe, namentlich des Wassers. Die meisten vollkommneren Thiere schlafen während der Nacht, mehrere von ihnen auch im Winter, andre, in heißen Erdtheilen wohnende, während der trocknen, wasserlosen Zeit des Jahres.

Was diese negativen Ursachen des Schlafes, zu denen man auch noch die Entziehung des Blutes zählen könnte, nur mittelbar bewirken, das bringen unmittelbarer noch jene Ursachen hervor, welche lähmend und schwächend auf die eigentlich thierischen Systeme des Leibes einwirken, wie die narkotischen Gifte.

Der Schlaf bestehet seinem Wesen nach in einem Zurücksinken des Einzellebens in den Zustand, aus welchem dasselbe bei seiner Ausgeburt zuerst sich entwickelte: in den Zustand des bloßen passiven Aufnehmens der mütterlich nährenden Einflüsse eines allgemeinen, alle Einzelnen umfassenden Lebens. Er gleichet seiner Natur und seinen Wirkungen nach dem Hineinstellen eines magnetisirten Eisenstabes, der durch fremde Gewalt aufs Mannichfaltigste bewegt, und in seiner magnetischen Kraft hierdurch geschwächt war, in die Richtung, in welcher der Erdmagnetismus seine weckende und verstärkende Kraft äußert: in die Richtung der Erdpole oder hinabwärts nach dem Erdmittelpunkt. Das thierische Leben nimmt in der Ruhe des Schlafes auf eine, so zu sagen magnetische Weise die Kräfte auf, welche selber den magnetischen verwandt sind: die Kräfte der Anziehung, der neuen Empfänglichkeit für einen äußern Lebenseinfluß, welcher der selbstthätigen Wirksamkeit ihre feste Basis, ihre Haltung und Erhaltung verleihet.

Bei dem Erwachen aus dem Schlafe stellt sich alsbald ein ganz andres Verhältniß zu der Außenwelt ein. Auch jene organischen Systeme des Thierleibes, welche der Herrschaft der wollenden und empfindenden Seele untergeordnet sind, bedürfen einer Mitwirkung der äussern Natur, wie die magnetischen oder vegetativen. Das Auge, obgleich seine eigenthümliche Wirksamkeit nach ihrem Maaße einem Selberleuchten gleichet, vermag nicht zu sehen, so lange ihm die Mitwirkung des äußern Lichtes entzogen ist. So würde überhaupt, besonders im niederen Thierreiche, die selbstthätige Kraft, welche durch Muskeln und Nerven wirkt, bald erlöschen, wenn nicht das Licht, vor allem der Sonne, und die Elektrizität, welche das Licht in unsrer Körperwelt hervorrufet, sie in Wirksamkeit erhielten und verstärkten.

Aber der Einfluß dieser Naturkräfte auf die eigentlich thierischen Systeme des Leibes, während des wachen Zustandes, gleichet nicht, wie beim Schlafen, dem Einströmen oder stillen Hineindringen eines ruhenden Quelles der Kräfte in ein ruhendes Gefäß; sondern einer selbstthätigen Wechselwirkung zwischen dem Bewegen des besondren Lebens und jenem eines allgemeinen Seyns und Werdens der Sichtbarkeit: zwischen dem Wahrnehmenden oder Erkennenden und dem Erkannten.

Bei dem Menschen von mittlerem Alter beträgt die eigentliche, der Gesundheit zuträgliche Zeit des Schlafens zwei Siebentheile oder nahe ein Drittel der ganzen Tageszeit, d. h. zwischen sieben und acht Stunden. Dagegen verschläft das neugeborne Kind den größten Theil des Tages und auch im hohen Alter wird öfters der Schlafzustand über das Wachen vorherrschend, so daß man im Ganzen wohl von dem Menschen wie von den meisten vollkommneren Thieren sagen könnte, daß er fast die Hälfte seines Lebens verschlafe. Ein gewaltsames Entziehen des Schlafes durch Sorgen und übermäßige Aufregung der Seelenthätigkeit hat eine krankhafte Erweichung des Gehirns, sowie Unregelmäßigkeiten im Geschäft des Blutumlaufes und der Aussonderungen zur Folge, zuletzt entstehet nicht selten nach einem zu lang erzwungenen Wachen der Wahnsinn. Der gesunde Schlaf führt den Blutumlauf, die Ausdünstung und innre Wärmerzeugung in ihre angemessene Ordnung zurück und giebt den Muskeln wie dem Nervensystem ihre Spannkraft und Lebensempfänglichkeit wieder. Uebrigens vermag der Mensch vor den meisten andern Lebendigen seiner Sichtbarkeit auch ein Herrscher über das Bedürfniß des Schlafes zu werden, und ohne Nachtheil für die Gesundheit die Zeit desselben, wenigstens im reiferen Lebensalter, auf fünf, ja auf drei Stunden zu beschränken.

Man kann am menschlichen Schlafe zwei Perioden von ungleicher Dauer unterscheiden: den Nachtschlaf und den Morgenschlaf. Bei dem ersteren, welcher etwa die Dauer von 5 Stunden hat, ist die Richtung der vegetativen Lebensthätigkeit mehr von außen nach innen, beim Morgenschlaf, welcher gegen 2 Stunden währt, mehr von innen nach außen gerichtet.

Der Nachtschlaf dient zur neuen Bekräftigung des vegetativen Systemes des Leibes und auch der Muskeln, der Morgenschlaf mehr zu der des Gehirns und Nervensystemes. Die nicht deprimirenden, sondern irritirenden Narcotica, wie Kaffee u. a. stören den Nachtschlaf, geistige Getränke rauben in vielen Fällen dem Morgenschlaf seine erquickende Kraft, indem sie diesen entweder ganz stören oder denselben zu der niedrern Form des Nachtschlafes herabziehen. — Thiere, welche eines starrsuchtähnlichen Winterschlafes fähig sind, können in diesem Zustand selbst an einem solchen Orte lange ausdauern, von welchem der Zutritt der äußern Luft ganz abgehalten ist, wie dies die öfter gemachten Beobachtungen der gleichsam fossilen Kröten bezeugen. Auch Giuseppe Ciaborri, der als 13jähriger Knabe im J. 1688, den 5. Juni zu Cerretto am Vesuv von einem Erdbeben verschüttet wurde, ohne von den über ihn gelehnten Mauerstücken verletzt zu werden, brachte die 12 Tage, bis zur Rettung aus seiner Gruft, meist schlafend zu. Beispiele von widernatürlichen Schlafzuständen, welche Wochen, ja Monate lang anhielten, sind in der Geschichte der menschlichen Krankheiten mehrere verzeichnet.

Die Erzeugung.

§. 21. Kräftiger und unverkennbarer als bei allen andern Ereignissen des thierischen Lebens zeigt sich das Walten einer allgemeinen, die Einzelwesen bewegenden Naturkraft am Trieb der Erzeugung. Er ist ein Zug, welcher die Lebendigen weit über die Gränzen ihres individuellen Seyns hinausführt; welcher dieselben nöthigt, das eigne Leben und seine Erhaltung zu vergessen, ja es ganz hinzugeben für ein andres, noch gar nicht vorhandnes Leben. Bei keinem andern Triebe scheinet deshalb das thierische Wesen so sehr dem Gesetz einer allbedenkenden Weisheit unterworfen, welche mitten in der Gegenwart des Künftigen gedenkt; dem Gesetz jener Schöpfermacht, welche die Erhaltung des Lebens will und das Fortbestehen seiner mannichfachen Erscheinungsformen. Diese allbewegende Macht schlinget ihre verbindenden Fäden durch die weit getrennten, sich wechselseitig ergänzenden Gegensätze; knüpfet den Zustand des zur Reife gekommenen Thieres, wie namentlich des geflügelten Insektes an den Zustand des noch im Ei verschlossenen Keimes oder der Larve an; führet die gebärende, bisher nur in der Luft wohnende

Mutter zu dem Element zurück, in welchem das aus dem Ei schlüpfende Junge seine erste Nahrung findet. Hierin gleichet jene Macht der allumfassenden Form oder Idee, in welche das ganze Einzelwesen mit seinem dasselbe ergänzenden Geschlechtsgegensatz und mit allen vergangenen so wie künftigen Entwicklungszuständen seines Lebens enthalten ist, wie im Walten des Erdmagnetismus Nordpol und Südpol, Ost und West befangen sind.

Die Erzeugung ist auf der niedrigsten Stufe der thierischen Gestaltungen nur Reproduktion. Ein einzelnes sich lostrennendes oder gewaltsam getrenntes Glied wächst aus innwohnender Triebkraft wieder in die vollendete Form hinein, zu der es gehörte; aus dem zerschnittenen Stammstück des Polypen keimt wieder ein Mundstück mit den Fangarmen und eine scheibenfüßige Basis hervor; der einfache, in dem einzelnen Theilchen des belebten Leibes eben so wie in dem Ganzen gestaltete Kreis dehnt sich nur wieder zu seinem weiteren Umfange aus. Die schöpferische Idee, welche diesen einfachsten Formen der Thierwelt zu Grunde liegt, ist hier keine weit über dieselbe erhabene, fern über ihnen stehende, sondern eine ganz nahe, leicht erreichbare, welche, der Verkörperung mehr verwandt, unmittelbar wieder in diese übergehet; welche auf unzertrennbare Weise an dem Element des organisch gewordenen Körpers haftet.

Anders erscheint aber das Werk der Erzeugung bei den höher entwickelten Thierordnungen. Hier ist es nicht der schon gestaltete und gewordene Leib mit seinen Theilen, sondern ein noch nicht gestaltetes, im Werden begriffenes oder zum Werden befähigtes Element, welches zum fruchtbaren Keime und Samen des neuen Lebens wird; das schon gewordene Einzelwesen in seiner vollendeten Leiblichkeit stehet da der schaffenden Idee, aus der sein eignes Seyn hervorgegangen, als ein Gesondertes und Geschiedenes gegenüber: weil es selber mehr und mehr von der Natur dieser Idee ist, weil es als ein Gleichkräftiges und Gleichwesentliches, wie ein Individuelles neben ein anderes Individuelles, so neben seine schaffende Form sich hinstellet. Die Kraft der

Wiederergänzung der einzelnen, schon vorhin gewordenen, nun aber wieder verlornen Theile verschwindet immer mehr, je mehr die Entwicklung der Formen der Menschenähnlichkeit sich nähert; der Gegensatz der beiden Geschlechter erscheinet als ein zur Erzeugung immer nothwendigeres, wesentlicheres Element; der Trieb, welcher die sich ergänzenden Gegensätze zur Vereinigung führt, wird immer mächtiger. Seinem Wesen nach ist dieser Trieb nur nach dem Einswerden mit der schaffenden Form und den ihr innenwohnenden Kräften gerichtet, wie der Zug des Magnetes eigentlich nicht dem metallischen Stoffe des Eisens, sondern dem an diesem haftenden Erdmagnetismus gilt. Und eben hierin ist die Steigerung und allmählige psychische Vollendung eines leiblichen Naturtriebes, zuletzt zur Liebe, die von geistiger Art ist, begründet; es ist in immer ausschließenderem Maaße nur ein unsichtbares Ergänzendes: es ist der Grund des Werdens selber, den der Trieb in dem Sichtbargewordenen aufsucht; der polarisch verschiedene Gegensatz, welcher begehrt wird, empfängt in den Augen des Begehrenden immer höheren, geistigeren Werth und Bedeutung, weil derselbe in immer höherem Grade die Kräfte des geistigen Ursprunges und Beweggrundes des sichtbaren Werdens: die Kräfte der schaffenden Idee in sich innwohnend trägt.

Vor allen andern sichtbaren Wesen, ja unter ihnen allein, ist der Mensch statt des thierischen Triebes einer wahrhaften, geistartigen Liebe der Geschlechter fähig, weil sein eignes Wesen am meisten die Natur des Schaffenden selber angenommen hat. Wenn wir von diesem Gipfelpunkte aus die verschiedenen Weisen und Bedingungen des Erzeugens überblicken, welche von Stufe zu Stufe, vom Polypen an bis zu den Säugthieren vorkommen; so finden wir, daß je weiter hinabwärts, desto mehr die Erzeugung des neuen leiblichen Wesens nur einer Erhaltung des alten schon bestehenden, je weiter hinan, desto mehr einer wirklichen, neuen Schöpfung, einer Entstehung der sichtbaren Leiblichkeit aus einem unsichtbaren Grunde gleicht. Das schon zum Polypenkörper gewordene Körnlein ziehet mit magneti-

scher Kraft andre ihm schon verwandte und gleichartige Körnlein an sich, und bildet, im Verein mit ihnen, den neuen Polypenleib; das Entstehen von diesem ist zunächst nur ein Werk der Assimilation. Dagegen lässet die Zeugung der vollkommneren Thiere, in einem chaotischen Element, in welchem sich die mikroscopischen Formen der letzten äußersten Auflösung des organischen Stoffes bewegen, das neue Leben entstehen; sie rufet dieses mit selber herrschender Schöpferkraft aus dem Tode, die Gestaltung aus der Zersetzung hervor. Wenn deshalb schon in der Nähe der Menschenform, noch mehr aber in diesem Gipfelpunkte der sichtbaren, irdischen Schöpfung selber, die Kräfte der Wiedererzeugung der schon gewordenen und dann verlornen Theile aus den andern, gewordenen Theilen, oder die Reproduktion auch fast ganz erloschen sind, so werden dagegen hier in desto höherem Maaße die Zeichen jener selbstständigen Schöpferkraft gefunden, welche das Leben aus dem Tode neu hervorrufet, und welche die Keime einer Wiederbringung des der äußerlichen Auflösung unterlegenen Leibes, durch Kraft des Geistes in sich fasset.

Was die Entwicklung des Ungebornen aus dem chaotischen Element der Erzeugung betrifft, so zeigen sich hierinnen, bei den verschiedenen Ordnungen des Thierreiches nur zwei scheinbar verschiedne Wege, welche genauer betrachtet, auf einen sich zurückführen lassen. Im niedern Thierreiche, z. B. bei den gegliederten Thieren, gestaltet sich am Fruchtkeime, nächst einzelnen Theilen des Kopfes, zuerst die Bauchseite; namentlich bei den Spinnen außer dem Kopf die Füße; bei den Wirbelthieren nebst den innren Theilen des Hauptes zuerst die Rückenseite. Besonders bei den letzteren wird an dem Fötus vor dem Entstehen der äußern Theile das Gehirn und Rückmark, vor den Gliedern des Rumpfes das Auge bemerkt. Wäre es ein leiblich gewordner Stoff, wie etwa die nährende, mütterliche Amnionsflüssigkeit gewesen, welche nach der Weise der Zusammengesellung eines schon gegebenen Inhaltes mit seiner ihn umfassenden Hülle auf die organische Gestaltung gewirkt hätte, so würden zunächst und vorerst nur der Darmkanal, dann die wesentlich mit diesem zusammenhängen-

den, der Ernährung dienenden Theile sich ausgebildet haben; so aber entsteht vor der Gestaltung eines Mundes und seiner Zähne, ohne von dem Einfluß des äußern Lichtes hervorgerufen zu seyn, zuerst ein Auge, das für einen noch fernkünftigen Wechselverkehr mit einer abgelegneren Region der äußern Natur gemacht ist; die sichtbare Formirung des Leibes beginnt bei jenen organischen Systemen, welche durch ihre Bestimmung und Lebensthätigkeit mehr der Welt des Werdens und der unsichtbaren Anfänge des äußern Bewegens, als der Welt des Gewordenen und des sichtbaren Bewegens selber angehören. Und dieses gilt nicht bloß vom Fruchtkeime der vollkommneren Wirbelthiere, sondern, wie bei diesen zuerst der Kopf mit den höheren Sinnorganen zur sichtbaren Gestaltung gelangt, unter allen Knochen zuerst die, welche im Dienste des Gehörsinnes sind, sich entfalten; wie bei ihnen nebst dem Gehirn zuerst das an der oberen (hintern) Seite des Leibes gelegene Rückmark sichtbar wird, so bemerkt man selbst am Fötus des Krebses die wichtigsten Sinnorgane: die Fühlhörner noch vor den Systemen des Kreislaufes, und bei andern verwandten Thierordnungen ist die Region des Nervencentrums an Kopf und Bauche, wo bei ihnen der Stellvertreter des Rückmarks verläuft, der Anfangspunkt der sichtbaren Verleiblichung. Dennoch scheint zwischen beiden, den höheren und den niedreren Thierformen in dieser Hinsicht eine Verschiedenheit andrer Art zu bestehen; bei den letzteren wird die Region der Nervencentren mit ihren nachbarlichen Theilen ausgebildet, ehe daß noch ein System des Kreislaufes sichtbar in Thätigkeit trat; bei den höheren Thierklassen dagegen wird mit der ersten Anlage des Nervencentrums zugleich die zu den Organen des Kreislaufes bemerkt.

Die Zeit, welche der ungeborne Mensch unter dem Herzen der Mutter ruhet, beträgt zehn siderische Monate oder beiläufig vierzig Wochen. Das neugeborne Kind misset an körperlicher Länge 15 bis 20 Zoll, mithin den vierten Theil der Länge eines ausgewachsenen Menschenleibes. Der Mensch wird in einem hülfsbedürftigen Zustand geboren und gelangt später zu einem selbstständi-

geren Gebrauch seiner Kräfte als andre ihm nahe stehende Säugthiere. Hierdurch wird der Liebe der Eltern zu den Kindern und der Achtung der Jugend gegen das Alter auch bei rohen Völkern Gelegenheit zur Entwicklung gegeben und auf diese Weise das menschliche Familienleben begründet.

Die natürlichste und angemessenste Nahrung des neugebornen Menschen ist die Muttermilch, welche süßer, leichter gerinnbar, ärmer an Rahm, reicher dagegen an Molken ist, als die Milch der wiederkäuenden Säugthiere.

M. v. zu dem Inhalt des vorstehenden §. den §. 21 meiner Geschichte der Seele.

Der natürliche Grund des leiblichen Todes.

§. 22. Wir betrachten nun das Ende, zu welchem das Leben des Menschen und der Thiere in seinem natürlichen Verlaufe hinführet. Der Tod erscheint allerdings, in vieler Hinsicht als ein Bruder des Schlafes, denn beide gleichen sich darin, daß in ihnen das Band, welches Leib und Seele zu einem gemeinsamen Mitleben vereinte, unwirksam geworden ist. Die Ursache aber, welche jenes Band lüpfte, war eine ganz andre beim Schlafe als beim Tode. Denn im Schlafe ist es der Leib, welcher seiner innwohnenden Seele durch anziehende Kräfte einer ihm verwandten Leiblichkeit genommen wird, und die Seele, mächtiger als jener Zug der Körperwelt, nimmt nach einiger Zeit den Leib sich wieder. Im Tode dagegen wird die Seele durch die Macht einer ihr verwandten Welt des Psychischen dem Leibe entzogen und der Leib ist nicht vermögend genug, um die entflohene Herrscherin und Freundin zurück zu fordern in das verlassene Wohnhaus. Wie und auf welchem Wege diese Entziehung und letzte Trennung der Seele vom Leibe geschehe, das deuten wir hier in einigen Grundzügen an.

Nur das, was organisch lebte, kann (nicht muß) sterben und verwesen, weil bei ihm der Leib nicht das Wesen selber, sondern nur Organ eines Wesens ist, welches mit

der Leiblichkeit bekleidet und auch wieder von ihr entkleidet werden kann. Dieses Wesen, Seele genannt, bestehet seinem Seyn und Wirken nach, wie das Bewegen der Weltkörper in ihrer Bahn um die Sonne, in einem beständigen Zusammenfluß zweier verschiedner Vermögen, davon das eine, in centrifugaler Richtung, das besondre Werden von seinem Mittelpunkt, dem allgemeinen Seyn hinweg, das andre aber, in centripetaler Richtung dasselbe nach dem Mittel- und Anfangspunkt alles Seyns hinführt. Das erstere Vermögen ist jenes der Selbstthätigkeit, das andre ist das der aufnehmenden Empfänglichkeit für den allgemeinen Lebenseinfluß. Es ist nur Ein Seyendes, ohne dieses und außer demselben ist kein Seyn möglich. Das Entstehen eines besondern, von dem allgemeinen sich lostrennenden Seyns, würde zugleich ein Vergehen, ein Sterben seyn, wäre nicht in dieses besondre Werden auch das Vermögen gelegt, nach und mit jedem Momente des selbstthätigen Hinausgehens und Entfernens von der Mitte, zu dieser sich wieder hinzuwenden; in die Einigkeit mit derselben zurückzukehren. Aber auch so noch würde, nach einem Ausdruck von Leibnitz, das Wesen des Einzellebens nur in beständigen Fulgurationen, in einem unaufhörlichen Wechsel des Erscheinens und Verschwindens bestehen; das Moment des Einswerdens mit dem Seyn würde jetzt das neue Erschaffen; das Entstehen des Besondern aber, seiner Natur nach, auch alsbald wieder das Vergehen dieses Besondern nach sich ziehen, käme nicht ein drittes Element hülfreich von oben hinzu: jenes durch alles sichtbare Wesen hindurchgehende, alles Einzelne und Getrennte zu einem Ganzen zusammenfassende Band, welches der Besonderheit es verleihet, ein Etwas für andre besondre Dinge; dem Einzelnen, ein Etwas in Beziehung auf ein Ganzes zu seyn, in welchem alle Einseitigkeiten gegenseitig sich ergänzen und erfüllen. Dieses Band demnach giebt den besondern Dingen die Kraft des Zusammenbleibens und des leiblichen Bestehens; denn nur dadurch, daß das Einzelleben ein Leibliches wird, vermag es ein Etwas für andre Lebende zu seyn. In ihm, dem vereinigenden

Bande, liegt auch zunächst der Grund der Gestaltung eines organischen Leibes, dessen einzelne Systeme ja nichts anders sind, als die Beziehungen und Einigungen eines sichtbar werdenden und gewordnen Dinges mit andern werdenden und gewordnen: das Auge eine Beziehung auf die äußere Welt der leuchtenden Dinge; die Lunge auf die Region der Luft.

Aber auch jenes Band, das dem besonders Seyenden seine Haltung, seine bestehende Leiblichkeit ertheilt, kann nur so lange sein Geschäft der Erhaltung üben, als das Walten des allgemeinen, Leben gebenden Einflusses, wie ein Hauch des geistigen Odems in dem Einzelleben aus- und eingehet; das organische Individuum stirbt und vergehet, sobald in ihm das Vermögen erlischt, den neu- und wiederbelebenden Impuls aufzunehmen. Die Ursache des Todes der lebenden Dinge wird deshalb überall in einem Vorherrschendwerden der selbstthätigen (centrifugalen) Richtung des Lebens gefunden; wenn dann von den beiden Vermögen, aus deren Wechselverkehr, wie aus einem fruchtbaren Vereine der Geschlechter, der Leib immer von neuem erzeugt wird, das eine dem andern so entfremdet geworden, daß zwischen beiden, wie unter Wesen von ganz ungleicher Art, keine fruchtbare Vermählung mehr möglich ist, dann hört zuerst das Wachsen und kräftigere Ernähren des Leibes auf, und zuletzt stirbt dieser.

Ein deutliches Abbild des allgemeinen leiblichen Sterbens giebt uns, wenn auch nur nach kleinerem Maaßstabe, das schon im §. 20 erwähnte Ableben einzelner Theile und Systeme des thierischen Körpers, worauf die Verwandlungsstufen und Häutungen, namentlich bei den Insekten und Krustenthieren beruhen. Die festen Schalen der Füße wie des Schwanzes und seiner Flossenansätze sind am Leibe des Krebses, wie das mehr oder minder feste Hautskelet bei den Insekten, jene Region, in welcher sich die Aeußerungen der selbstthätigen thierischen Kraft concentriren und zunächst kund geben. Das Starrwerden und Erhärten der äußeren Hülle ist schon an sich selber ein Vorgang des Absterbens, und beruhet auf einem Vorherrschendwerden des

selbstthätigen Vermögens über das aufnehmende. Dieses Vorherrschen des ersteren über das letztere wächset in jener nach außen gelegenen Region des Leibes so lange an, bis sich die Richtung des selbstthätigen Gestaltens von außen nach innen kehrt. Einer Beachtung werth ist bei diesem Vorgange namentlich das Entstehen der knochenartigen Steine (der sogenannten Krebsaugen) im Innren der Krustenthiere, welches gerade in der Zeit eintritt, in welcher sich die künftige neue Schaale unter der nun ganz ablebenden alten zu bilden anfängt, während diese innren Knochengebilde wieder verschwinden, wenn das äußere Skelet sich vollendet. Auch in der Larve des Insektes, wie selbst noch in jener der Frösche, gehet zur Zeit der Verwandlung und des Abstoßens der alten Hülle, welche bisher der Träger des selbthätigen Verkehres mit der äußern Natur war, eine ähnliche Umwendung der gestaltenden Thätigkeit von außen nach innen vor; in der letzteren entwickeln sich die Lungen, während die Kiemen ableben, und zuletzt mit der von der Kraft der innren Entfaltung zersprengten Haut abgelegt werden; in der Larve des Insektes gestalten sich nach innen die Organe der Zeugung, zu welchen sich die zum Fluge oder Laufe geschickten Gliedmaßen gesellen, welche durch ihre stufenweise Entfaltung die enge Hülle, zuerst der Larve, dann der Puppe zerreißen. In diesem Falle ist der mit dem Tode vergleichbare Vorgang offenbar auf ein Innerlich- oder Centralwerden jener Lebensthätigkeit gegründet, welche vorhin nach der Peripherie gekehrt war, wie denn schon im Gebiete des täglichen thierischen Schlafes ein solches Hineinkehren des äußern Lebensverkehres nach innen gefunden wird.

Aber wir haben es hier noch nicht mit dem eigentlichen allgemeinen Tod des thierischen Leibes zu thun, sondern nur mit einem uneigentlichen und partiellen. Eben jene Region, welche die eines Vorherrschens der Selbstthätigkeit geworden war, und hierdurch eines theilweisen Absterbens, ist durch das Entstehen der jugendlich umgestalteten Form für die Wiederaufnahme des belebenden, anregenden Impulses von neuem geschickt

und bereit geworden; der scheinbare Tod war nur eine Verwandlung, welche das Leben des Individuums glücklich überstund. Anders verhält sich dieses bei dem eigentlichen Tode. Auch bei diesem wendet sich das Vorherrschendwerden der Selbstthätigkeit, welches das Ableben des Leibes zur Folge hat, wenn es nach außen hin seinen Gipfelpunkt erreicht hat, zuletzt nach innen, nach dem nun allmählich erstarrenden Gefäß und Träger des thierischen Lebens: nach den magnetischen Systemen des Organismus. So wie nämlich später als die Sinnen des Hauptes, in der Entwicklungsgeschichte des Leibes die Organe der Brust und die bewegenden Muskeln, noch später die der verdauenden Eingeweide, endlich zuletzt die Organe der Erzeugung den Gipfel ihrer höchsten Bekräftigung und Reife erreichen, so tritt auch, in derselben Ordnung, in diesen organischen Systemen jener Moment ein, wo durch das Vorherrschendwerden der selbstthätigen Richtung, das Vermögen der aufnehmenden, und mithin die Ernährung und Lebenserhaltung derselben aufhört. Aber bei diesem sich Zurückziehen des selbstthätigen Vermögens in eine Region, welcher allerdings das Wiedererwachen der verloschenen Lebensempfänglichkeit, ihrer Natur nach am nächsten liegt, bildet sich in keiner andren, dem Auge nach sichtbaren Region des Leibes ein neues Organ des Aufnehmens, sondern nach allen Seiten schließen sich die Zugänge für den wiederbelebenden Impuls; es ist aus diesem Innerlichwerden der äußerlich offenkundigen Lebensthätigkeit, wenn diese einmal in ihr Centrum sich verborgen und hierdurch dem Auge sich entrückt hat, keine Rückkehr nach außen, zur Sichtbarkeit möglich. Der organische Leib, welcher vorhin, so lange die Seele ein bereites Gefäß zur Aufnahme des höheren Lebenseinflusses war, selber ein Gefäß, geschickt zur lebendigen Verarbeitung und Assimilation des äußern Stoffes der ihn umgebenden Sichtbarkeit gewesen, wird nun selber ganz und gar zu einem Stoffe, den die körperlichen Mächte der äußern Sichtbarkeit nach dem in ihnen herrschenden Gesetz der chemischen Verwandtschaft umgestalten und verwandeln: er verweset.

Alles was wir hier von dem Grunde des leiblichen Todes sagten, beleuchtete nur zunächst die negative, nicht die positive Seite dieses Grundes. Wenn wir hier bei dem, was uns am nächsten liegt, bei dem Tode des beseelten Menschenleibes stehen bleiben, so erscheint hierbei eine Anziehung thätig, welche ein Reich der psychischen Kräfte auf die Seele ausübt, indem sie diese zuletzt dem Leibe entführt. Jedes Uebermaaß der geistigen Aufregung, Schreck und Furcht, wie Zorn und heftiges Begehren wirkt zerstörend, ja plötzlich tödtend auf den belebten Leib. Auch im gewöhnlichen Lebensgange sind es zuletzt die inneren sich als Lust oder Schmerz wiederholenden Momente geistiger Anregung, welche sich, eines zum andern gesellt, zu einer Macht gestalten, die wie ein Gegengewicht dem Zuge, der die Seele zu ihrer Leiblichkeit hinführt, entgegentritt und jene endlich mit sich hinüber entreißet in das Reich der neuen unsichtbaren Anfänge eines nachkünftigen Werdens. Diese der Seele näher noch als die sichtbare Leiblichkeit verwandte Region des Psychischen macht auch alsbald ihre übermächtigeren Kräfte gegen das ihr Verwandte: gegen die Seele geltend, wenn durch irgend eine äußere zerstörende Einwirkung das Band, das sich vom Leibe aus um die Seele schlang, in seiner Thätigkeit geschwächt oder zerstört wird.

Wie jene Planeten, welche weiter abgelegen von der Sonne stehend, die bewegende Centralkraft in minderer Stärke an sich erfahren und immer langsamer sich bewegen, je weiter ihr Abstand von der Sonne ist, weil mit dem Zuge nach dem Centrum zugleich auch die Schwungkraft erlischet; so ergehet es auch bei zunehmendem Alter den Lebensbewegungen des Organismus. So wie dieser, in der selbstthätigen (selbstischen) Richtung weiter von dem Centrum seines Werdens sich entfernt; so wie die aufnehmende Empfänglichkeit für den schaffenden und belebenden Einfluß sich in ihm vermindert, wird auch dem centrifugalen Bewegen seine natürliche Schwungkraft entzogen; dieses verliert seine Haltung innerhalb der immer weiter gewordenen, immer langsamer durchschrittenen Bahn der Kreisgang des

Bewegens hat sein Ende erreicht. Es ist hier das geschehen, was nach einer kühnen Annahme (vielleicht Dichtung) den Steinen wiederfährt, welche die Vulkane (?) des Mondes mit riesenhafter Wurfkraft von sich schleudern. Wie diese, wenn sie eine gewisse Gränze erreichen, nicht mehr von dem Monde, sondern nun von der Erde angezogen werden und als Meteorsteine auf unsren Planeten herabfallen, oder, nach einem andren Vergleich, wie die Weltkörper, die sich in fast parabolischer Richtung von der einen Sonne hinwegbewegen, zuletzt zu einer Region des nächtlichen Dunkels gelangen, in welcher die Anziehungskraft und zugleich das neuaufgehende Licht einer andren Sonne sie hineinführt in eine neue Bahn des Bewegens; so verliert sich zuletzt die von ihrem Centrum hinausweichende, selbstische Richtung des Lebens in die Tiefe einer allgebährenden Nacht, deren Wesen nichts ist, als lautere Empfänglichkeit für den höheren, väterlich schaffenden Einfluß. Denn wo das Leben wahrhaft begann, da wird überall aus dem Abend der neue Morgen. Und so ist auch der Tod dennoch nur ein scheinbares und vorübergehendes Beenden des Seyns und Lebens, denn an das Ende selber, das nur durch das Hinüberrücken an die Gränzen eines neuen Reiches der Bewegungen herbeigeführt ward, knüpft sich der neue Anfang des Seyns und Lebens wieder an. Wenn dann auch das Licht der einen Sonne, in deren Scheine das ephemere Leben sich bewegte, dem Auge erlischt, da geht ihm dafür das Licht einer anderen auf, deren anziehende Kraft eine fester bindende und mächtigere ist, als die der ersten es gewesen. Für den innren Menschen, wenn dieser während des sichtbaren Lebens auf gute und gesunde Weise sich entwickelt hat, nimmt der Zug nach dem andren, neuen Kreise des Lebens, dessen Gränze er sich nahet, öfters die Gestalt eines Heimwehes an; eines Heimwehes, das zuletzt in der umgebenden Fremde nichts mehr siehet und bemerkt, und welches, wie der Ungeborne, wenn der Drang nach dem Athmen der Luft erwachet, der Nahrung aus dem bisher tragenden Mutterleibe, nicht mehr begehrt. Denn wie

das Auge, das aus einer Höhle hinaus in die helle Sonne sahe, das Moos und Gestein seiner tiefen, halbdunklen Felsenwohnung nicht mehr unterscheidet; so hat zuletzt das innre Bedürfniß der Seele nach angemessener ewiger Nahrung, wenn es unter dem immer mehr anwachsenden Gebäu der geistigen aus Lust und Schmerz gestalteten Schöpfung groß geworden, zu den Dingen der äußern Sinnenwelt keine anziehende Kraft mehr und diese nicht zu ihm.

Einschlafen und Sterben, Schlaf und Tod sind sich allerdings der äußren Erscheinung nach ähnlich, ja auch innerlich verwandt. Das Band zwischen Seele und Leib, „Form" (im Sinne des Aristoteles) und Materie wird in beiden Zuständen gelüpft. Um einen Vergleich aus der Region der alltäglichen Erfahrungen zu wählen: dem Wässer, das am Tage im Verein mit der Form der Luftartigkeit als Dunst in der Höhe schwebte, wird durch die Kühle der Nacht diese Form entzogen: es sinkt als tropfbar flüßiger Thau zum Boden nieder. Wie aber die Sonne emporsteigt, wird dasselbe von neuem von der Wärme durchdrungen und mit seiner elastischen Dunstform überkleidet, emporgehoben. Wenn dagegen der höhere, elektromagnetische Einfluß, durch dessen Kraft sie verbunden waren, die beiden Elemente des Wassers: das Sauerstoff- und das Wasserstoffgas von einander trennt, dann kann kein Wechsel der Tageszeiten und Temperaturen diese Scheidung wieder aufheben, sondern nur ein neuer elektrischer Impuls oder ein flammendes Licht vermag die vollkommen polarisch geschiedenen Gegensätze wieder zu vereinen. Beachtenswerth ist in Beziehung auf einiges oben Gesagte das Absterben vieler lebendiger Wesen gleich oder bald nach der Hervorbringung ihrer fruchtbaren Samen. — Uebrigens vergl. m. zur weitern Erläuterung des vorstehenden §. den §. 22 meiner Geschichte der Seele.

Sterben und Verwesung.

§. 23. Wir haben im vorhergehenden §. von den natürlichen Ursachen des leiblichen Todes gesprochen; hier wollen wir die äußern Erscheinungen beim Sterben des Leibes, die Vorboten des annähernden und die Kennzeichen des schon erfolgten Todes betrachten, und hernach der letzten Zersetzung der entseelten organischen Gebilde kurz erwähnen.

Die ersten Vorboten des annähernden Todes gleichen, nach ihrem verstärkterem Maaße, jenen, die dem

Schlafe nach tiefer Ermüdung vorausgehen. Die Kraft der willkührlichen Bewegung entschwindet, das Vermögen der Empfindung verlischt, der Arm des zum Tode verwundeten Kriegers vermag nicht mehr die Waffen zu erheben, das Ohr vernimmt nicht mehr den Donner der Kanonen. Was wir über die Aufeinanderfolge der Erscheinungen wissen, die das Ersterben des Leibes begleiten, das ist theils aus dem Bericht jener langsam Sterbenden entnommen, deren Zunge noch stammlende Worte zu sprechen vermochte, wenn das Auge schon nicht mehr sahe, die erkalteten Glieder schon gelähmt waren, theils aus dem Berichte der ohnmächtig oder scheintodt Gewesenen. Denn auch die Letzteren erfuhren vor dem Eintritt des todesähnlichen Zustandes meist etwas Aehnliches, als die wahrhaft Sterbenden erfahren, wiewohl ein bemerkenswerther Unterschied zwischen einem solchen scheinbaren und dem wahren Sterben darinnen begründet ist, daß der Ohnmacht, wie dem Scheintod eine immer sich steigernde Ermattung und Lähmung der dem Willen unterworfenen Kräfte vorausgeht, während unmittelbar vor dem eigentlichen Tode öfters noch ein mächtiges Aufflammen und Kräftigwerden der willkührlichen Bewegungen, wie der durch Stimme und Geberde sich äußernden Empfindungen bemerkt wird.

Unter den Sinnen scheint bei Sterbenden der des Gesichts zuerst zu erlöschen. Das Auge siehet unsicher flimmernde Lichter, die ferneren Gegenstände verschwinden gänzlich, die näheren scheinen wie mit Flocken und Fäden eines herbstlichen Gespinnstes überzogen, welche der halberstarrte Finger vergeblich zu entfernen sucht. Aber auch dann, wenn die Sehkraft des Auges bereits erloschen ist, dauert gewöhnlich noch im Ohre das Vermögen zu hören fort, und der Sterbende vernimmt die Stimme der Weinenden um sein Bette her, deren Gestalt sein Auge nicht mehr sieht; er versteht die Worte, die zu ihm gesprochen werden. Wenn dann das Gesicht, wenn selbst das Gehör erloschen, scheint der langsam Sterbende, wie dies der Bericht einiger scheintodt gewesenen Menschen wahrscheinlich machet, noch

durch eine Art von Gemeingefühl auf kurze Zeit mit der Außenwelt verbunden; ein Gemeingefühl, welches die Annäherung oder Entfernung der näher verwandten Personen oder andrer leiblicher Gegenstände bemerkt.

Im Allgemeinen werden jene Muskeln der willkührlich beweglichen Glieder am frühesten von der Ermattung und Lähmung des Todes ergriffen, denen das Geschäft der Beugung dieser Glieder obliegt, während die ausstreckenden Muskeln auch dann noch thätig sind, so daß die letzte Bewegung des Systemes der willkührlich beweglichen Organe ein Ausstrecken des lebensmüden Leibes ist. Unter den einzelnen Gebieten des Muskelsystemes behalten das der Zunge und noch mehr jenes der Augen am längsten das Vermögen der Bewegung. Die Zunge, wenn auch stammlend und von dem lauteren Tone der Stimme verlassen, ist des Aussprechens von Worten fähig, wenn der Fuß und der Arm kaum noch eine Spur der lebendigen Beweglichkeit verrathen, und wenn die Zunge nicht mehr reden kann, dann hat zuweilen das schon dunkelnde und dem Erstarren nahe Auge, noch eine lieblich oder furchtbar sprechende Kraft.

In und nach dem letzten Kampfe mit den Schrecknissen des Todes hat man öfters ein völliges Grauwerden der vorher noch wenig ergrauten Haare, ein Veralten der Züge des Angesichts wahrgenommen; umgekehrt aber hat man in einigen andern Fällen bemerkt, daß die Sterbenden, deren letzte Lebensjahre eine Zeit der Angst und der Sorgen war, im Tode jene jugendlich fröhliche Gestalt des Angesichts angenommen hatten, die sie in der glücklichsten Zeit ihres Lebens an sich trugen. Innerlich, an den Organen der Verdauung wie des Athmens und Blutumlaufes, giebt sich die Annäherung und das wirkliche Eintreten des Todes dadurch zu erkennen, daß der Schlund wie der Magen die ihnen dargereichten Flüßigkeiten nicht mehr in gewöhnlicher Weise aufnehmen, sondern wie ein todtes Gefäß in sich hinabfallen lassen; die Brust vermag der erlähmenden Lunge beim Athmen nicht mehr durch willkührliches Erweitern und Verengern zu Hülfe zu kommen;

die linke, sonst vorherrschend selbstthätige Hälfte des Herzens, sowie das zu ihr gehörige System der Schlagadern verrichten gewöhnlich noch zuletzt ihr Geschäft der Hinausführung des Blutes nach den Theilen, die Venen nehmen dieses auf, vermögen jedoch nicht, noch einmal mit der wiederkehrenden Welle das Wogen des Herzens anzufachen; sie bleiben im todten Körper gefüllt, während die Arterien fast leer gefunden werden.

Die Gränze, jenseits welcher ferner kein Wiedererwachen (etwa aus tiefer Ohnmacht) zum vergangenen Leben als möglich erscheint, wird durch das Eintreten der Verwesung des Leibes bezeichnet. Der ganze Körper erleidet im Verlauf der Verwesung die Veränderung, welche bei krankhafter Zersetzung sonst etwa nur einzelne Theile erleiden. Zu den ersten Zeichen der beginnenden letzten Auflösung gehört ein Wiederflüßigwerden des beim Sterben nach innen zurückgezogenen und gleichsam erstarrten Blutes. Die geöffneten Adern, aus denen kein Tropfen mehr hervorkam, fließen von neuem; denn die letzte krampfhafte Erstarrung der Glieder, welche immer noch als eine Aeußerung der erlöschenden Lebenskraft, das Einströmen in die kleineren Gefäßgänge verhinderte, hat nun aufgehört. Aber dieses wieder fließend gewordene Blut ist nicht mehr ein solches, wie es im lebenden Leibe war, sondern schon ein faulich sich zersetzendes; obgleich dasselbe nicht selten, besonders dem Leichnam zarter Kinder und Jungfrauen eine Röthe auf die erblichenen Wangen zurückgiebt, welche wohl von Unerfahrenen für ein Zeichen des wiederkehrenden Lebens gehalten werden könnte. Bald nach diesem Flüßigwerden des Blutes und mit ihm zugleich tritt jene Entwicklung der gasartigen Erzeugnisse der Verwesung ein, die zuerst den Unterleib, dann auch andre Theile des Körpers aufblähen und ausdehnen. Diese ersten Erzeugnisse der Verwesung, ähnlich jenen, welche die Gährung bewirkt, sind vorherrschend von brennbarer Natur: Phosphor mit Wasserstoffgas, und wirken auf den lebenden Körper, der sie einathmet, mit plötzlich tödtender Gewalt ein. Später entwickeln sich das Ammoniak und bei einem langsameren Vorgang der Verwesung bleiben zuletzt

Fett- oder Wallrath-ähnliche Erzeugnisse aus der Zersetzung und Verwandlung der Bestandtheile eines thierischen Leibes zurück.

Mitten durch die Schrecknisse, welche die Betrachtung des Todes und der Verwesung des so künstlich bereiteten, vorhin von den Kräften der Seele durchdrungenen Organismus, mit sich führen, gehet ein leitender Faden hindurch, welcher an jede Erscheinung des Todes die Hoffnung des neuen Lebens anknüpfet. Einen Schimmer von Hoffnung lässet auf die Schrecknisse der letzten Auflösung schon jene leicht zu machende Bemerkung fallen, daß die Erscheinungen, welche bei der Verwesung vorkommen, denen bei der Zeugung des organischen Körpers so nahe gleichen: der ganze Leib wird bei der Verwesung zum fruchtversprechenden Samenkorn, wie es der Fruchtkeim bei seinem Entstehen gewesen. Diese innre Annäherung der beiden äußersten Enden des Lebens würde indeß für sich allein von geringerer Kraft seyn, wenn nicht, vor allem in der Natur des Menschen, hoffnunggebende Anzeichen von ungleich bedeutungsvollerer Art sich einfänden, welche uns glauben machen, daß dieser vergängliche Leib einst auf unvergängliche Weise der Seele werde wiedergegeben werden. Von diesen Anzeichen wollen wir einige theils im späteren Gange dieser Untersuchungen, theils schon im nächsten §. erwähnen.

Die Kennzeichen des wahren Todes äußern sich vorzüglich an den Centralorganen des Leibes: am Magen und Darmkanal verräth sich die beginnende, innere Auflösung durch das Aufschnellen ihrer Region und durch die angehende Fäulniß an der Oberfläche der Hautdecken; das vollkommne Erstorbenseyn der Centralregion wird schon an dem verschrumpften Aussehen des Augapfels erkannt u. s. f. Die Fälle des Scheintodes kommen viel seltner vor, als eine übertreibende Furcht des vorigen Menschenalters dies voraussetzte. Bei den meisten, wahrhaft Scheintodten, erfolgte das Wiedererwachen am dritten Tage nach dem vermeintlichen Ableben.

Alles das, was hemmend auf das vegetative Leben des Organismus einwirkt (wie metallische Gifte, Kälte, Entziehung der Luft und Feuchtigkeit), das hindert und hemmt auch die Fäulniß und Verwesung, wie dies die Beobachtungen der lange unverwest gebliebenen Leichname und natürlichen Mumien bezeugen.

Die Eigenthümlichkeiten des Menschenleibes.

§. 24. Schon auf der Gestalt des Menschenleibes ruhet der Abglanz einer Schönheit und Majestät, für deren stilles Walten selbst das Thier nicht ohne Sinn scheinet, wenn der hungernde Löwe des langsameren Menschen verschonet und das Lastthier im Sprunge fähet, oder wenn auf unbesuchten Inseln die Geflügel der Einöde das nie gesehene Wunder dieser Gestalt neugierig umschwärmen. Es ist hier Alles bedeutungsvoll und beachtenswerth: die Verhältnisse des Maaßes und der Größe des ganzen Leibes, sowie seiner einzelnen Theile, die Verhältnisse der Zeiten der leiblichen Entwicklungen, wie der Geschwindigkeit des Bewegens.

Auffallend erschien bereits dem frühesten Alterthum jene Abspieglung des Umfanges und der Bahngeschwindigkeit unsres Planeten, in der Größe und mittleren Geschwindigkeit des Menschen, vermöge welcher der gewöhnliche Schritt des Menschen in einer beachtenswerthen Proportion mit dem Laufe der Erde um die Sonne stehet. Denn ein Mann von mittlerer Größe und mittlerer Geschwindigkeit der Füße kann gehend in derselben Zeit einen eben so großen Theil des Umfanges der Erde durchwandeln, als die Sonne von dem Umfang ihrer Bahn abmisset: in 24 Stunden 24 Lieuen, in Zeit von Jahresfrist den ganzen Umkreis des Planeten, welcher in derselben Zeit den Umlauf seiner Bahn vollendete. Acht mal die Länge des Kopfes misset der stehende Leib eines wohlproportionirten Menschen; wenn man die eigentliche Ausdehnung des Systemes des Hauptes mit seinen Sprachorganen bis zum Kehlkopf beachtet, so beträgt die Länge des Leibes sieben solcher Größen. Das gewöhnliche Maaß der Lebensdauer des Menschen wird mit Recht zu siebenzig Jahren festgesetzt, oder in einer sich annähernden Angabe zu 25920 Tagen. Aber diese Zeit ist der 365te Theil der großen Naturperiode unsres Planeten, welche das Vorrücken der Nachtgleichen durch den ganzen Thierkreis umfasset, denn diese wird zu 25920 Jahren berechnet; die Zeit des Menschenlebens

ist gerade ein Tag jenes großen Weltenjahres. Hierbei ist es auch einer Beachtung werth, daß die mittlere Zahl der Odemzüge unsres lebenden Leibes in einem Tage gegen 25920 beträgt.

Der Bau des Menschenleibes ist in allen Verhältnissen der Theile für die aufrechte Stellung und den aufrechten Gang berechnet. Ein Hauptgrund dieser Anordnung für die senkrechte Stellung liegt darinnen, daß an unsrem Leibe die Entwicklung nach der Richtung der beiden Seiten in ein stärkeres Gleichgewicht mit der Entwicklung nach der Dimension der Länge tritt. Hierdurch wird namentlich auch den innren und äußren Theilen des Hauptes jene Rundung und Wohlgestalt gegeben, deren der thierische Schädel ermangelt. Denn an diesem, welcher mehr nach der Richtung der Länge entwickelt ist, tritt der untre Theil des Hauptes, mit dem thierischen Gebiß, augenfällig über den oberen, das Gehirn umfassenden Theil hervor, während sich beim Menschen der ganze untre Theil des Gesichts: die verhältnißmäßig zarten Kinnladen mit ihrem Munde zurückziehen, und dem breit nach beiden Seiten gewölbten Vorderhaupte, sowie der Oberhälfte des Antlitzes mit seinen lebensvollen Augen sich unterordnen. Namentlich auch hierinnen, in der eben erwähnten Zurückgedrängtheit und Zartheit des eigentlich thierischen Theiles des Schädels: des Gebißes, liegt eine nicht unbedeutende Eigenthümlichkeit der Menschengestalt. Der feine Mund mit seinen zarten Kinnbacken und symmetrisch gestellten Zähnen ist offenbar nicht wie der Mund des Thieres zum Abrupfen des Grases oder zum Festhalten und Zerreißen einer lebendigen Beute, sondern nur zum Aufnehmen der von der Hand bereiteten und dargereichten Speise gemacht, und hat neben dieser Bestimmung offenbar schon jene höhere: beim Sprechen zu dienen. So erinnert durch diese eigenthümliche Befreiung vom niedren Tagwerk des thierischen Schädels und durch das höhere Vermögen der Sprache, das Haupt des Menschenleibes, als Siebentheil seiner ganzen Länge an die uralte siebentägige Eintheilung der Woche, deren

Haupt und Sabbath auch zur stillen Feier und geistigen Beschauung gemacht ist.

Mit dem Munde zugleich dienen am Menschen alle Muskeln des leichtbeweglichen Angesichtes, sowie der Augen zum Sprechen, vor allen aber jene der Zunge und der Stimmorgane. Unter den vier Sinnesorganen des Hauptes findet sich an unsrem Leibe, im Vergleich mit dem thierischen, gerade jenes verhältnißmäßig am vollkommensten entwickelt, welches wir am niedrigsten zu stellen gewohnt sind: die Zunge. Während an Schärfe der andren Sinne mehrere Arten der Thiere mit uns wetteifern, ja unsere Natur übertreffen, ragt diese in der Ausbildung der Geschmacksorgane vor allen hervor. Aber diese, unter ihnen am meisten die Zunge, sind am Menschen nicht nur zum Aufnehmen einer leiblichen, sondern zum Ausgeben einer geistigen Nahrung: des Wortes der Rede bestimmt. Darum sammlen sich in dieser Region des Leibes, wie in einem Brennpunkte alle jene Fähigkeiten, welche der Muskel bald hier, bald da im Thierreich offenbaret; der Mensch übertrifft mit der Schnelligkeit der sprechenden Muskeln die Schnelligkeit des gleich einem Pfeile fliegenden Vogels; an Ausdauer und Stärke (wenn hierbei das Verhältniß der Größe der Muskeln beachtet wird), die Glieder des rennenden Pferdes und des kräftigen Löwen. Denn die Flügelmuskeln des Falken und Adlers vollenden beim schnellsten Fluge ihre Zusammenziehung etwa in dem 500ten Theil einer Sekunde, der Griffelzungenmuskel eines schnell redenden Menschen schon in dem 800ten. Und während die Füße eines englischen Wettrennpferdes, das bei einer Geschwindigkeit der Muskelkontraktion, die nur den 70ten Theil einer Sekunde beträgt, in jeder Sekunde 82 Fuß durchläuft, diese heftige Bewegung doch nur kurze Zeit auszudauern vermögen, setzet die kleine Welt der menschlichen Sprachorgane ihr 40, ja für einzelne Muskeln 400mal schnelleres Bewegen, ohne große Ermüdung stundenlang fort.

Nächst der Entfaltung des gemeinsamen Organes der Sprache und des Geschmackes scheint bei dem Menschenleibe ein besondres Gewicht auf die vollkommenste

Entwicklung des Gefühlsinnes gelegt. Seine Haut ist großentheils frei von der thierischen Verhüllung und es sind die zarten Nervenenden seiner Außenfläche nicht durch Schuppen, oder Federn, oder Wolle in ihrer gebenden, wie aufnehmenden Wechselwirkung mit der umfassenden Natur gehindert. Es ist diese bedeutungsvolle Eigenthümlichkeit, durch welche derselbe bis hinaus an seinen äußersten Umfang ein Eigenthum und Organ der empfindenden Seele wird, unserm Leibe angeboren, nicht etwa erst künstlich, durch Gewohnheit der Bekleidung hervorgerufen worden. Dies beweist uns das Beispiel jener halbthierischen Bewohner der Tropenländer, welche seit vielen Generationen die Haut unbekleidet gelassen und ihr hierdurch Zeit und Gelegenheit genug gegeben haben, sich mit ihrer, vermeintlich ursprünglichen, thierischen Decke zu überziehen. An den Mangel einer angebornen Bedeckung der Haut und die Leichtigkeit der an ihr stattfindenden Ausscheidungen knüpft sich unter andrem auch großentheils die Befähigung des Menschen, vor allen Thieren in den verschiedensten Klimaten und Höhen auszudauern und zu gedeihen.

Das Organ, in welchem sich am Menschenleibe das deutliche Fühlen der äußern Gegenstände vorzugsweise concentrirt hat, ist die Hand mit ihren Fingern. Die Hand ist vor andren Theilen des Rumpfes das Medium, durch welches die bei dem Menschen leiser und leichter, als bei irgend einem andern irdischen Wesen an den Leib gebundene Seele gleichsam hinauszutreten und in der einen ihrer Eigenschaften, als bildende Seele sich zu offenbaren vermag. Es ist die Hand, durch welche der Mensch in den Werken der bildenden Kunst die Verwandtschaft des in ihm wirkenden Geistes mit jenem Geiste kund machet, durch welchen die Sichtbarkeit, in all ihrer Herrlichkeit geschaffen ist. Durch die Hand bauet sich der Mensch ein (freilich vergängliches) Paradies mitten in die erstorbene Oede, und verleihet den Farben oder dem Erdklumpen wenigstens die leibliche Gestalt des Thieres, oder selbst die hehre des Menschen, denen er, wenn auch nicht den lebendigen Odem, doch die stumme Sprache der Geberden und Mienen

einhauchet. Wäre es auch nur noch ein Schatten der alten, ursprünglichen Herrschergewalt; es erkennen die Macht der durch diese künstliche Hand wirkenden Seele alle Lebendigen und alle Elemente der Erde an.

Kein unbedeutender Vorzug ist es, daß der Mensch selbst zum Beherrschen des niedrigsten der thierischen Naturtriebe, des Geschlechtstriebes die Macht hat. Diesem Triebe unterliegen die Thiere zu gewissen, fest bestimmten Zeiten; dem Menschen giebt die Zeit kein solches Gebot. Selbst über die Bewegungen seines Herzens wie des Magens hat der Mensch in einzelnen Fällen eine mehr oder minder deutliche Obergewalt und die Physiologie erwähnt solcher Menschen, welche dem Schlag ihres Herzens Einhalt zu thun, oder den Magen nach Willkühr zu einer antiperistaltischen Bewegung aufzuregen vermochten.

Fassen wir alle die Haupteigenthümlichkeiten des Menschenleibes in einen Ueberblick zusammen, so ergeben sich uns noch folgende Bemerkungen. Während des mehr oder minder kurzen Lebens der Thiere ist vornämlich das Nervencentrum (Gehirn, Rückmark), als das eigentlich Fortlebende, das Leben auch der andren Theile Begründende zu betrachten. Die Herrschaft dieses Nervencentrums ist aber in den niedren Thierordnungen noch eine sehr beschränkte und unvollkommene; erst im Menschen erstreckt sie sich mit ungemeßnerer Gewalt über alle innerlicheren und äußersten Gebiete des Leibes, wie Zunge, Hände, ja die ganze Außenfläche des Leibes; mehr als in irgend einer andern sichtbaren Creatur gehört hier der ganze übrige Körper seinem Centrum zu eigen. Es ist dieses Verhältniß des sichtbaren Organismus nur eine Abspieglung des innren Wesens des Menschen, in welchem die Seele durch den Geist ihrer selber mächtig geworden ist. Wie aber der Geist mit durchdringender Gewalt die Seele, diese, durch das allbeherrschende Nervencentrum den Leib regiert und ganz umfasset; so wird dem Leibe, als einem vollkommnen mit den beiden andern höheren Regionen der Menschennatur zur Einheit gelangten, wesentlichen Theile dieser Natur auch inskünftige noch eine Bedeu-

tung für Geist und Seele zukommen. Mit andern Worten: der Menschenleib ist während der Dauer und dem natürlichen Verlauf des Lebens, so ganz und vollkommen ein Eigenthum und beherrschtes Organ der ihm innwohnenden Seele wie des selbstherrschenden Geistes geworden, daß er mehr als irgend ein andrer sichtbarer Leib der Lebendigen zu der Hoffnung berechtigt, daß jenes Band, welches ihn der Seele verknüpfte, im Tode nicht für immer werde zerrissen werden.

Beispiele von ungewöhnlich hohem Lebensalter sind in neuerer Zeit vornämlich die beiden Engländer Heinrich Jenkins, der im Jahr 1670 in einem Alter von 169 Jahren zu Yorkshire starb, und Thomas Parre, der im Jahr 1635 starb und 152 Jahre alt geworden war, dann der Däne Drakenberg, geb. im Jahr 1626, bis ins 91te Jahr Matrose, dann türkischer Gefangener und nach seiner Befreiung aus dieser Gefangenschaft noch Insasse in seinem Vaterland und Hausvater bis 1772, wo er in seinem 146ten Jahre starb.

Für die innern Ansprüche, welche auch die leibliche Natur des Menschen an ein Seyn und Werden hat, welches über ihre jetzigen räumlichen und zeitlichen Verhältnisse hinausragt, spricht auch die Befähigung unsres Organismus zum Wahrnehmen (Erkennen) jener Tiefen des Weltalles (Sternenhimmels), deren Weiten nach jetzigem leiblichen Maas unerreichbar, deren Zeiten unermeßbar sind.

III. Die Seele des Menschen.

Allgemeine Stellung der Seele zur Leiblichkeit.

§. 25. Die Seele unterscheidet sich schon durch ihren Anfang und ihr Ende von der Leiblichkeit, indem jene beide über die Zeiten des sichtbaren, leiblichen Lebens hinaus reichen. Sie war eher als der sichtbar gestaltete Leib, und wird fortdauern, wenn der Leib in seine Elemente zerfällt. Daß sie eher vorhanden war und wirkte, als der Leib zum sichtbaren Werden kam, das zeigt sich dadurch, daß gleich bei dem ersten wahrnehmbaren Entstehen der einzelnen Theile des Körpers eine Mitte sich zugegen und wirksam erweiset, welche alle diese Theile auf sich selber und ihr Bedürfniß beziehet, sie für sich als Eigenthum in Anspruch nimmt. Daß ihr eine längere Dauer zukomme, als dem sterblichen Leibe, das pflegt man aus folgenden Gründen zu erweisen.

Das Vermögen des Selbstbewußtseyns läßt uns im Wesen der Seele eine über die Vielheit der Wahrnehmungen und Aeußerungen erhabene Einheit erkennen, welche in sich selber geschlossen, vor aller Zertheilung und Zersplitterung, vor allem Uebergehen in ein Anderes geborgen und hiermit unzerstörbar ist und bestehet. Der Tod, welcher nur da herrscht, wo er trennen und entzweien kann, hat über die Seele keine Macht, weil diese in ihr selber unzertrennlich eins ist; daß sie aber dieses sey, wird dadurch deutlich, daß sie (nach einem Ausdruck des Alterthumes) ein sich selber bewegendes Wesen, oder nach andern Worten, weil sie das Denken ist. Der Leib ist nur das Organ, durch welches die Seele sich äußert; diese Aeußerung kann mit dem Leibe abnehmen und in Beziehung auf die umgebende Sichtbarkeit, sowie auf unser beobachtendes Auge verlöschen, nicht aber die Seele, die selber nicht äußerlich ist, sondern ein Innres, welches das Aeußere an ihm selbst hat.

Ein zweiter Beweis für die Fortdauer der Seele liegt darinnen, daß die Seele sich ihrem ganzen Wesen

nach zu Zwecken, und zwar zunächst zu dem der Selbstbestimmung bestimmt fühlt. Aber die Entwicklung dieser Selbstbestimmung ist unendlich, in dem Vorhandenseyn der Fahigkeit zu ihr liegt auch die Bürgschaft für die Zukunft; die Seele ist, schon nach Ciceros Worten, ihrem ganzen Wesen nach (m. v. den §. 1) mehr auf das Zukünftige als auf das Gegenwärtige gerichtet. Ihr ganzes Sehnen und Verlangen gehet zuletzt doch auf ein Etwas hin, das von ewiger Natur ist, auf ein unendliches Seyn, auf Gott; sie ist sich Gottes, wie des eignen Selbst bewußt. Namentlich ist das der Menschenseele inwohnende Gewissen ein Mitwissen mit dem göttlichen Wissen, welches der Seele eine Erstattung und Ergänzung des Mangels und der Hemmung ihres gegenwärtigen Seyns in der Ewigkeit verheißt. Sie ist durch dieses Mitwissen mit Dem, in welchem alle in der Zeitlichkeit begonnenen Anfänge für eine Ewigkeit sich vollenden werden, zu dem festen zuversichtlichen Glauben an eine künftige Vergeltung des hier unerkannten und tief in den Staub getretenen Guten, wie an eine Bestrafung des hier nicht gebeugten Bösen gedrungen.

Um diesen zweiten Beweis auch von einer andern, mehr naturhistorischen Seite zu betrachten, so finden wir, daß namentlich unter den verschiedenen Entwicklungsstufen und Formen des Thierreiches ein solcher Zusammenhang, eine solche wechselseitige Beziehung der einen auf die andre bestehe, daß die Anlagen und Keime der einen Stufe immer in einer nächst höheren ihre vollkommene Bedeutung und Entwicklung finden. Nur mit dem Gipfelpunkt der ganzen Reihe der sichtbaren Entwicklungen: mit dem Menschen bricht der Faden ab, obgleich in diese höchste der Formen die meisten, die vielversprechendsten Keime auf eine noch künftige Zeit der Vollendung hindeuten. Die höchsten Anlagen seiner Natur fangen gewöhnlich erst an aufzuleben, wenn das Leben des Leibes schon seinem Erlöschen nahe ist; er nimmt das tiefste, das innigste Bedürfniß seiner Seele ungestillt und unbefriedigt mit zum Grabe.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ein dritter Beweis für die Unsterblichkeit der Seele wird in dem Vermögen von dieser gefunden, sich die unendliche Fortdauer zu denken. Weil die Seele sich selber als fortlebend nach dem Tode denkt, ja sowie sie den Gesetzen ihres Denkens nur treu bleibt, sich gar nicht anders denken kann, muß die Unendlichkeit und die Fortdauer für sie Wahrheit, ihr wesentlich zukommend seyn.

Wir fassen den Hauptinhalt dieser drei Beweise noch einmal, von dem dritten derselben aus und auf ihn wieder zurückgehend, zusammen: Das Seyn kann nur seyn, kein Stücklein der Sichtbarkeit kann, möge es auch in tausendfältig andre Formen sich verwandeln, ganz vergehen. Das Seyn der Seele, welches nicht aufhören kann, ist das Bewußtseyn. In diesem, in dem Selbstbewußtseyn, wurzelt dann nicht bloß der dritte, sondern mit ihm auch die beiden andern Beweise. Das Selbstbewußtseyn ist es, worin die Seele als einfach, mithin als unvergänglich sich offenbart; das Selbstbewußtseyn, als Erkennen des Göttlichen gewährt die Bürgschaft für die unendliche Entwicklungsfähigkeit, mithin für die ewige Fortdauer der Seele. Der Mensch kann von der persönlichen Unvergänglichkeit nicht lassen, weil er von der absoluten Persönlichkeit, weil er von Gott nicht lassen kann. Drittens, so zeigt sich das Selbstbewußtseyn als Kraft und Seyn der Ewigkeit selber, indem es zum selbstbewußten Gotteserkennen wird. Denn der endliche Geist, welcher Gott denkt, befindet sich hiermit in einer selbstbewußten Beziehung zu dem ewigen Wesen, deren Realität dadurch verbürgt ist; das wahre Denken ist ein Mitseyn mit dem Seyenden, es besteht in inniger Vereinigung mit seinem Gegenstande: mit Gott. So oft wir unsre innerste Seele in ihrem wesentlichsten Verhältnisse zu Gott und zu sich selber fühlen und erkennen; so oft fühlen und erkennen wir auch ihre Unvergänglichkeit.

Was wir hier von der Seele im Allgemeinen und von ihrer Stellung zur Leiblichkeit sagten, gilt nicht zunächst jener sogenannten ernährenden, die der Mensch mit der Pflanze, oder der empfindenden, welche er mit

dem Thiere gemein hat, sondern vorzugsweise jener verständigen Seele, die im Menschen aus dem Bewußtseyn sich erhebt und als Geist zu sich selber kommt. Denn schon Aristoteles so wie mehrere der griechischen Kirchenväter reden von einer sterblichen Seele, welche mit dem unsterblichen Geiste im Menschen wohne. Aber auch der Seele des Menschen überhaupt, selbst mit jenen Vermögen, durch die sie sich dem beseelenden Wesen der Pflanze und des Thieres verwandt zeigt, kommt zwar ihrer Aeußerlichkeit nach ein Anfang und ein Ende in der Zeit zu, nicht aber ihrem Wesen nach, welches in einer Entwicklung zum Selbstbewußtseyn, zum Geist bestehet. Die Seele hat Alles das, was in den vorhergehenden Beweisen für ihre Fortdauer ausgesagt war, allerdings zwar nur durch den Geist, aber sie ist ja auch durch diesen ganz das, was sie ist und heißt: selbstbewußte, mithin fortdauernde Seele des Menschen. Und von dieser, rücksichtlich ihrer Stellung zu und über dem vergänglichen Wesen, sollte hier vorläufig nur die Rede seyn, während wir von der so eben im Vorübergehen berührten Entwicklung der Seele zum selbstbewußten Geiste weiter hernach handeln werden.

Der Inhalt des vorstehenden §. findet seine weitere Erläuterung und Ausführung in einem trefflichen Buche, das er vor Augen hatte: in C. F. Göschels Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, im Lichte der speculativen Philosophie. Berlin 1835. Daß nicht die Elemente des Leibes, wie etwa Blut, und ihre (chemische) Gleichartigkeit oder Verschiedenheit die Seele zu dem mache, was sie ist, beweisen schon solche Erscheinungen, wie jene des doppelköpfigen, sonst aber ganz einleibigen Kindes der Mar. Therese Parodi, welches im Jahr 1829 zu Sassari in Sardinien geboren war, eben so wie jenes Zwillingskörpers der beiden ungarischen Schwestern, welche im vorigen Jahrhundert in mehreren Ländern von Europa beobachtet wurden. — Die Seele bleibt in vielen Fällen noch ihrer selber und ihres Leibes Meister, auch wenn das Gehirn große Zerstörungen erlitten hat. Der Gedanke der Ewigkeit und des Fortwährens der wirkenden Kraft der Menschenseele auch noch jenseits der Stunde des Todes spricht sich nicht nur als riesenhafte Hieroglyphe in den ägyptischen Pyramiden und andern Grabesmonumenten der ältesten wie neuesten Zeiten aus, sondern er ist eine Grundlage aller religiösen Ahnungen und geheiligten Ueberlieferungen so wie weissagenden (orpheischen) Dichtungen der Menschennatur.

Die Seele in ihrer Besonderheit vom Leibe.

§. 26. Wenn der belebende Nerv, der nach einem Gliede gehet, hinweggenommen oder unwirksam gemacht ist, erkennen wir, was das Glied ohne den Nerven, oder vielmehr, was es ohne die höhere Wirksamkeit der Seele sey, welche das Nervengebilde durchdringt: eine Fleischmasse ohne Gefühl und willkührliche Bewegung. So erkennen wir auch nach der Hinwegnahme der Fleisch- und Hautdecke vom Nerven, was dieser, abgesondert und für sich allein gelassen, wäre: bewegungslos und ohne abwehrende Kraft nach außen, so sehr auch jede Berührung der Außenwelt aufs schmerzhafteste ihn aufregte. Beide Zustände der Abtrennung, wie sie etwa sonst das künstliche zerlegende Messer darstellt, sehen wir in einigen krankhaften Fällen ohne äußre Gewalt, von selber, an den Organen des lebenden Leibes hervortreten, und es erscheint zuweilen an einem Gliede das Leben und die Thätigkeit des empfindenden und bewegenden Nerven so vorherrschend, daß ein solcher Theil wie bloßer, nackter Nerv sich verhält, oder auch umgekehrt, es ist die niedre, bildende Thätigkeit in der Fleisch- und Fettmasse so vorherrschend geworden, daß ein solches Glied wie nervenlos erscheint.

Wir können durch unsre Kraft die Seele nie vom Leibe entblößt der Beobachtung darstellen, auch den lebenden Leib keinen Augenblick dem Einfluß der Seele vollkommen entzogen und allein sehen; wohl aber kennen wir Zustände, in denen die Seele, noch während ihres Lebens im Leibe, so selbstmächtig und ungehemmt, in solcher vorherrschender Kraft wirkt, daß der Leib gleichsam selber zur Seele geworden scheint, wie bei einem verwandten Vorgang, welcher freilich einer niedreren Stufe angehört, selbst der sonst gefühllose Knochen, durch eine Entzündungskrankheit so empfindlich werden kann, als ein bloßgelegter Nerv. Es sind dies Zustände, in denen der Leib so durchwirkt von der Seele und gleichsam so durchscheinend geworden ist, daß die innren Kräfte der unsichtbaren innren Natur allenthalben hin-

durchbrechen, wie die eigenthümliche Natur des tief verborgnen Nerven durch den Knochenkern und Schmelz des schmerzenden Zahnes.

Wenn an einem zu üppig ernährten Baum allenthalben nur Zweige und Blätter, nirgends die höheren Bildungen der Blüthen und Früchte hervorbrechen; dann wird das Emporkommen und Vorherrschendwerden der höheren, vollkommneren Richtung der bildenden Kraft durch Beschränkung und Mäßigung der andren, niedreren erlangt. Dem Uebermaaß der Ernährung wird durch Versetzung in andern Boden, oder selbst durch gewaltsames Erschweren des zu häufigen Andranges der Säfte gewehrt, und statt der Knospen der Blätter und Zweigsprossen, erscheinen nun Blüthen und Früchte. So besteht auch die eine Weise, auf welche die Seele, sey es nun durch äußre Führung, oder durch den eigenen, besseren Willen, vom Leibe freier, enthüllter zu werden vermag, in dem Mäßigen und Beschränken der etwa vorherrschenden, niedreren Richtung auf das bloß Leibliche und Sinnliche. Es wird die äußre Nüchternheit und Stille, der Entfaltung und Entbindung der innren Kräfte immer günstiger gefunden, als üppige Ueberfüllung, oder das laute Toben der leiblichen Lust. Krankheit und äußerer Mangel, Schmerz und Noth, haben auf diese Weise das innre Seelenleben öfters so hoch gesteigert, sein Sichtbarwerden so begünstigt, daß schon aus der leicht zu habenden Betrachtung dieser Zustände Vieles für die Erkenntniß der Seele gewonnen wurde.

Es wirkt aber auch im gewöhnlichen, täglichen Verlaufe des Lebens schon der Schlaf auf diese entbindende Weise; auch er lüftet in seinem Maaße den Schleier der Leiblichkeit, und die Seele wird im Traume nicht selten in ihrer eigenthümlicheren Wirksamkeit gesehen. Diese natürliche Art und Weise unsres innren Menschen läßt sich von der des äußern leicht unterscheiden. Sie gleichet abermals in etwas jener des bloß und nackt gelegten, oder des krankhaft an einem Gliede vorherrschend gewordenen Nerven. So lange der Nerv noch mit dem gesunden Fleisch und seinen Decken um=

geben ist, und die Richtung seiner bewegenden Kraft im gewöhnlichen Verlauf ungehemmt nach dem Knochen geht, empfindet und bemerkt er nur jene Gegenstände der umgebenden Körperwelt, welche unmittelbar mit der Außenfläche seines Gliedes in Berührung kommen, oder etwa das Einwirken einer von der innren Leibeswärme sehr verschiedenen, äußeren Temperatur. Sobald er aber bloß gelegt oder krankhaft aufgeregt worden, tritt er in einen sehr merkbaren Wechselverkehr mit Potenzen der Natur, welche nicht für sich allein, sondern immer erst durch ihre Wirkungen in unsre Sinnen fallen. Es sind dieß die Elemente einer oberen, der leiblichen Schwere nicht unterworfenen Natur; die Prinzipien oder Anfänge der unteren sinnlichen. Die Anfänge: denn wie etwa die Handlungen und Bewegungen des Leibes vorher, ehe sie geschahen, erst in der unsichtbaren Region der Gedanken überdacht und begonnen werden, und aus dieser erst nachher in die sichtbare der Nerven und Muskeln herabsteigen; so beginnen alle Bewegungen und Veränderungen der äußern Natur zuerst in der oberen, unsichtbaren Region der Prinzipien, und sind in dieser Region eher vorhanden, als sie aus der untren hervorkommen. Wenn nun der Nerv im krankhaften Zustand, statt nur durch die herrschende Kraft der Seele, durch jene der Natur der Seele verwandte Prinzipien berührt und angeregt wird, dann bemerkt er weniger, oder in seiner gewaltsamsten Absonderung vom Fleisch gar nicht mehr die secundären Bewegungen der untren Region, sondern nur die anfänglichen und vorhergehenden der oberen; er hat z. B. ein Vorgefühl der künftigen Witterungswechsel.

So geschieht es auch der Seele, daß sie in allen den Fällen, wo die Decke des hemmenden Leibes in etwas gehoben, oder die Kraft des Geistes durch innre Gründe aufs höchste gesteigert ist, nicht mehr mit dem leiblichen Auge und in dem gewöhnlichen irdischen Lichte die Dinge siehet, sondern sie beschauet dieselben mit einem andern, innren Sinne, in einem Lichte, welches seinem Wesen nach zwar dem äußern Lichte (nach §. 18) verwandt ist, übrigens aber zu diesem wie

Urbild zum Abbild, wie innrer unsichtbarer Anfang zur äußern sichtbaren Gestalt oder That sich verhält. Namentlich im Traume, wenn die Seele, obgleich nur im geringen, unvollkommenen Maaße, vom Leibe los und frei geworden, geschieht es uns öfters, daß wir uns auf einmal bemühen wollen, mit dem gewöhnlichen, leiblichen Auge zu sehen. Es scheint jedoch über diesem eine schwere Decke zu liegen, und tiefe Dämmerung der Blindheit umhüllt es. Oder es däuchtet uns im Traume, als wollten wir auf gewöhnliche Weise, Schritt vor Schritt mit den Füßen des Leibes gehen, aber diese Füße versagen den Dienst; sie sind wie Blei, wir bringen sie nicht zu der im Leben so oft geübten Bewegung. Da entschließt sich plötzlich die Seele, jene äußern und fremden Wege, welche jetzt ungangbar geworden, zu verlassen, und die angemessneren Wege ihrer eignen Natur zu gehen: sie betrachtet die Dinge mit dem selbstständigen, innren Sinne, und augenblicklich wird die Welt wieder tageshell und alles klar; statt zu gehen, Schritt vor Schritt, erhebt sie sich vom Boden und schwebt ihrer leichten, geisterhaften Natur gemäß, gleich einem, durch eignen Willen bewegtem Gewölk von Ort zu Ort, oder noch öfter versetzt sie sich, mit der Schnelle des Gedankens, in eine ferne, fremde Gegend, zu fernen Menschen, und sie ist, mit unaufhaltsamem Bewegen, alsbald da, wohin sie will. So fühlet sich in allen solchen Fällen, am meisten in jenen krankhaften, seltneren, bei welchem das Freiwerden der Seele vom Leibe noch etwas vollkommner statt findet als im Traume, unser innrer Mensch schmerzhaft beengt und gebunden, sobald er den gewöhnlichen Weg seines Wirkens und Bewegens in der Sichtbarkeit gehen will. Ihm geschieht dann wie Einem, dessen Augen plötzlich geblendet oder verbunden worden sind, und der überall in seiner sonstigen, bekanntesten Umgebung anstößt, weil er diese nicht mehr sieht. Denn die Anziehung der umgebenden, schweren Massen auf den Leib, ihr Vor- und Hinter- und Nebeneinanderstehen, wodurch sie eine die andre gegenseitig sich verdecken und unsichtbar machen, wird von dem wach und frei gewordnen innren

Sinne nicht bemerkt, sondern dieser folgt nun einem andren, eigenthümlichen Zuge, der ihn auf einmal, unaufgehalten durch das für ihn durchsichtig gewordene, oder vielmehr gar nicht vorhandene Gemäuer und durch alle dazwischen gelegnen, trennenden Räume nur das sehen und bemerken lässet, was seine Welt ist. Gerade so wie auch in unsrer sichtbaren Natur der Zug des Magnets gegen das seiner Natur verwandte Eisen so ungehemmt durch die hölzerne oder steinerne Tischplatte hindurch wirkt, als ob diese für ihn fast gar nicht vorhanden wäre. Die Wirksamkeit und Weise der Seele wird demnach, sobald sie in mehr oder mindrem Grade unabhängig vom Leibe sich zu äußern vermag, eine so ganz eigenthümliche und von der gewöhnlichen verschiedene, daß wir hieraus einigermaßen schließen können, was die Seele für sich allein, in ihrer Besonderheit vom Leibe seyn möge.

Es wird, so erwähnten wir schon oben, die Seelenthätigkeit auf einem zweifachen Wege zu jenem vorherrschenden Verhältniß gegen ihre Leiblichkeit gebracht, in welchem der Mensch gewissermaßen ganz Seele, der Leib wie nicht mehr vorhanden ist. Einmal dadurch, daß die Bewegung des Lebens in der leiblichen Region sehr gehemmt und geschwächt, ja wie vernichtet wird, dann aber auch dadurch, daß die geistige Thätigkeit bis zu einer Höhe aufgeregt und gesteigert ist, auf welcher sie nicht mehr vom Gefäß des Leibes gehalten und erfaßt werden kann, sondern frei aus diesem hervortritt, und zwar zuweilen mit solcher Macht, daß das leibliche Gefäß davon zersprengt wird. Wie denn auch der oben erwähnte vorwaltende Charakter des Nervenlebens einem kranken Gliede auf zweifache Weise gegeben werden konnte: einmal dadurch, daß eine äußere Verletzung die den Nerven umhüllende Masse zerstörte oder hinwegnahm; dann aber auch, und noch öfter dadurch, daß die Thätigkeit des Nerven zu krankhaftem Uebermaaß gesteigert und aufgeregt wurde. Für unsern gegenwärtigen Zweck genügt es, nur auf die Erscheinungen hinzudeuten, die uns einige allgemeiner bekannte krankhafte Zustände, welche mit dem Tode, wo der gröbere Leib

ganz und vollkommen von der Seele hinweggenommen wird, verwandt sind, am Seelenleben bemerken lassen, indem wir das, was die innre Kraft des Geistes auf positive Weise bewirkt, an einem andern Orte betrachten werden (unter andern im §. 46).

Fürs erste theilt die Seele, wenn sie gegen den natürlichen Verlauf, gleich dem Nerven eines verwundeten Gliedes in eine unmittelbarere Beziehung mit der ihr verwandten Welt der psychischen Kräfte tritt, ihrem Leibe ungewöhnliche Vermögen des Empfindens und Bewegens mit. Namentlich in den krankhaften Zuständen des gemeinen Nachtwandelns wie des Veitstanzes giebt sie selbst den Händen und Füßen Fähigkeiten, die über die Gränzen des gewöhnlichen Gebrauches der Glieder weit hinaus liegen. Schon die ganz ungemeine Fertigkeit der Finger, welche manche Nachtwandler in dem sonst nur unvollkommen geübten Spiel der musikalischen Instrumente zeigten, sowie die Geschicklichkeit und Kraft der Muskeln, womit Andre schwere, große Körper, z. B. Leitern fortbewegten, erregt Bewunderung. Der Leib wird aber in solchen Zuständen öfters zu noch schwerer begreiflichen Bewegungen geschickt, vermag sich ziemlich lange in Stellungen zu erhalten, welche im wachen Zustande augenblicklich zum Fall führen würden, vermag an Wänden emporzuklettern, findet mit verschlossnen, oder empfindungslos starrenden Augen den gefahrvollen Weg über Dachgiebel und hohe Mauerngesimse, schmiegt sich durch enge Oeffnungen und Klüfte, die der wache Mensch als unzugänglich für seinen Körper betrachten würde. In der That, es scheint hier selbst auf den Leib die Anziehung einer oberen unsichtbaren Natur zu wirken, welche der Anziehung der unteren, grobkörperlichen Welt: der gewöhnlichen Schwere, so das Gleichgewicht hält, daß diese ihre sonstige Uebermacht über den Körper verliert. Ja selbst den Dingen der Außenwelt theilt die Seele in solchen Fällen zuweilen eigenthümliche Kräfte mit, läßt die genossenen Speisen und Getränke nicht als das, was sie für sich selber, sondern als das, was sie in der Einbildung und Vorstellung des Nachtwandlers sind,

auf den Leib wirken; nimmt der Winterkälte ihre lähmende Macht, verwandelt sich, wie im Traume, das nächtliche Dunkel in hellen Tag.

Die zweite auffallende Erscheinung, die sich in den hier zunächst uns beschäftigenden krankhaften Zuständen am Seelenleben zeigt, ist das ganz ungewöhnliche Maaß der Erinnerungskraft. Mehrere glaubwürdige Aerzte und Beobachter (wie Unzer, Moritz u. A.) erzählen Fälle von Nachtwandlern, bei denen in ihrem krankhaften Zustand das sonst mittelmäßige Wortgedächtniß so gesteigert erschien, daß sie fremde Sprachen, mit deren Erlernung sie im wachen Zustand zwar beschäftigt, aber noch nicht sehr weit gekommen waren, ganz geläufig und fließend zu sprechen vermochten. Andre spielten dann auf dem Klavier, gegen ihre Gewohnheit, Melodien aus dem Gedächtniß, die sie sonst nur, mit dem Auge auf die Noten gerichtet, mit Mühe vorzutragen vermochten, oder sangen solche, die sie irgend einmal gehört hatten, vollkommen richtig. Auch bei Fieberkranken hat man während des Fieberwahnes (Deliriums) zuweilen die Erinnrung an Worte und ganze Sätze einer fremden Sprache (z. B. der altgriechischen) aufleben sehen, die der Kranke im gesunden Zustand, worin er sich seit Jahren nur etwa mit der Landwirthschaft beschäftigte, längst vergessen, die er aber in seiner frühesten Kindheit gehört und gelernt hatte. Auch im Traume nimmt die Seele zuweilen Fäden der Erinnrung auf, an denen sie im wachen Zustand schon längst nicht mehr fortgesponnen hatte; Dinge fallen ihr ein, die von ihr im Wachen schon seit Jahren vergessen waren. Vornämlich an Sterbenden oder an Menschen, die, scheinbar noch nicht bedenklich erkrankt, dem Tode nahe waren, hat man Fälle einer lebhaften Wiedererinnrung an die ganze Reihe ihrer Lebenserfahrungen und Schicksale bemerkt, wie dergleichen im wachen und gewöhnlichen Leben niemals vorkommen.

Eine dritte auffallende Erscheinung, die an dem krankhaft von der Leiblichkeit entkleideten Seelenleben beobachtet wird, ist das Vorausgehen in das Zukünftige; das Vorausgehen in Ereignisse, deren Anfänge noch in

der unsichtbaren Welt der Anfänge verborgen, die daher noch nicht sichtbar geschehen sind. Die Seele hat zuweilen in solchen krankhaften Zuständen nicht bloß ein Vorausgefühl, sondern ihrer erkennenden Natur nach ein deutliches Vorauswissen des Künftigen, eine Anschauung des räumlich Fernen und weit von ihrem Leibe Getrennten, das jetzt gerade mit ihrem innren oder äußern Bedürfniß in einer nähern Beziehung steht. Im Grunde genommen beruhet dieses Vermögen der Seele auf denselben natürlichen Verhältnissen, als das vorhin erwähnte Vorausgefühl der noch künftigen Witterungsveränderungen, das am krankhaft von seiner gewöhnlichen Hülle entkleideten Nerven bemerkt wird. Das Wesen der Seele ist der Welt der unsichtbaren Anfänge, aus der das sichtbare Erscheinen hervorgeht und in welcher es endet, selber nahe verwandt; sie erkennt, wenn sie das noch im Werden Begriffene siehet, nur das, was das ihre ist, denn sie selber ist ihrer Natur nach ein beständiges Werden.

Wir erwähnen als Beispiel für diese dritte Haupterscheinung des krankhaft abgeschiedenen Seelenlebens zuerst jener Erscheinungen, die uns die alte und neue Zeit in der Geschichte der Orakel und der sogenannten Wahrsagungen der heidnischen Priestergaukler vor Augen legt. Nicht Alles ist bei diesen Erscheinungen grober Betrug, sondern es ist und war nicht selten eine, wenn auch unerfreuliche Wahrheit darinnen. Schmerz und Noth von außen, zusammen mit der innren, heftigen Bewegung des Gemüths, sind öfters die Erzeuger der Kassandrischen Weissagungen gewesen, und äußre Enthaltsamkeit hat im Bunde mit einer innren Aufregung von religiöser Art die Begeistrung der Pythia gewirkt. Zur Verstärkung des innren aufregenden Momentes haben, so scheint es, die zu solchem Geschäft Bestimmten allerdings auch Einflüsse leiblicher Art, wie etwa, nach einer Aussage des Alterthumes, Dämpfe, der Erde entsteigend, benutzt, doch sind jene Einflüsse niemals von der Natur der gröber berauschenden Mittel oder der narkotischen Gifte gewesen, wie die es sind, durch welche die jetzigen Gaukelpriester oder Schamanen mancher heidnischer Völker den

nach ihnen als Schamanismus benannten Zustand der psychischen Auflösung erzwingen, während dessen sie wirklich, wie uns glaubwürdige Beobachter versichern, zuweilen ein Gesicht des Zukünftigen haben. Diese Menschen verrathen ihr Geschäft meist schon durch ihren siechen Körper, und das aufgedunsene bleiche Angesicht. Die Mittel, deren sich der Schamane bedient, um seine verarmte Seele aus der krankhaften Dumpfheit seines Leibes herauszureißen und sie in die Entzückung seines Wahnsinnes zu versetzen, sind nicht bloß die ungeheuren Anstrengungen des Körpers, dessen Glieder zu den widernatürlichsten Bewegungen gemißbraucht werden, sondern zugleich solche aufregende Dinge, welche der gesunde Mensch als Gifte verabscheut, namentlich ein Aufguß von Fliegenschwamm, starker Branntwein, starke narkotische Dämpfe. Aehnliche Zustände dem Wesen nach, wenn auch in der äußern Erscheinungsform verschieden und durch minder gewaltsame Mittel herbeigeführt, hat man bei den Jongleurs der Lappländer, der amerikanischen Wilden und der Südseeinsulaner beobachtet. Bei vielfältigem groben Betrug konnte dennoch nicht geläugnet werden, daß die Seele in solchen Zuständen ein Vorausgesicht des Künftigen oder des noch räumlich Fernen, z. B. eines noch weitab im Meere sich herumtreibenden Schiffes, entfaltete.

Doch wir können dieses Vorausgesicht leichter an Zuständen erkennen, die dem gesunden täglichen Leben näher liegen, namentlich am Traume. Das Ferngesicht des Traumes gehet zuweilen, gleich den Voraussagungen und Warnungen des Socratischen Dämons, die näher oder ferner liegenden wichtigeren Schicksale des Träumers oder der mit diesem nahe verbundenen Personen an. Träume dieser Art, welche vor einer nahen moralischen Gefahr des innren Menschen warnten; Träume, welche mit voller Sicherheit und Klarheit den Tod eines damals noch gesunden, innig geliebten Menschen vorausverkündigten, oder welche unter stets sich gleichbedeutend zeigenden symbolischen Bildern eine eigene, nahe Krankheit andeuteten, lernte schon mancher wahrheitsliebende Mann aus eigner Erfahrung kennen. Fälle

wie jene, die uns ein alter arabischer Arzt, sowie mancher andre Schriftsteller des Alterthums erzählen, wo dem Kranken das Heilmittel für seine Krankheit im Traume bekannt, oder auch, wo einem Gesunden ein solches Heilmittel angezeigt wurde, das sich zur Hebung der Krankheit eines andern, ihn nahe angehenden Menschen eignete, sind auch den Beobachtern der neueren Zeit keine ungewöhnlichen. Der berühmte Franklin erfuhr bisweilen den Ausgang eines Tagesgeschäftes, dessen künftiger Ausgang ihm im Wachen noch ganz zweifelhaft war, im Traume voraus; Peirescius machte schon im Traume die Bekanntschaft eines Mannes, der ihm am darauf folgenden Tage einen wichtigen Dienst zu leisten bestimmt war, und dergleichen Vorausgesichte der Seele, die sich zuweilen im Traume erzeigten, finden sich in den Schriften der Aerzte und Psychologen zum Ueberfluß aufgezeichnet. So nahe dann auch dieses Gebiet an den Aberglauben gränzt, so sehr es der Gefahr eines Eingreifens der Selbsttäuschungen ausgesetzt ist, bleibt dennoch wahr, daß auch in diesen alltäglichen Erscheinungen des Seelenlebens zuweilen das Vermögen sich kund giebt, der Gegenwart voraus, in die Zukunft hineinzuschauen und hineinzugehen.

Fassen wir die drei Vermögen, die sich an der Seele, sowie sie mehr für sich, vom Leibe gesondert, in ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit sich zeigt, als Haupteigenschaften derselben kund geben, noch einmal in wenig bezeichnenden Worten zusammen, so sind sie: Freiheit, Erinnrung und künftige Fortdauer. Die Freiheit der Seele bezeuget sich durch das Vermögen einer um so lebenskräftigeren, selbstständigeren Bewegung, je mehr sie von der Leiblichkeit entbunden ist; die Erinnrung durch die oben erwähnten Fälle eines ungehemmten Eingedenkseyns der fernliegenden, längst vergangenen Ereignisse des innren und äußern Lebens; die künftige Fortdauer in dem Vermögen der Seele in das Künftige, das noch nicht ist, einzugehen, oder schon in der Gegenwart künftig zu seyn. Da die Erinnrung nicht seyn kann ohne Persönlichkeit, ohne ein Ansichseyn der Seele, so kann man als die vier Haupteigenschaften der Seele, welche

wir an dieser wahrnehmen, sobald sie in ihrer Besonderheit vom Leibe betrachtet wird, Freiheit, Persönlichkeit, Erinnrung und Unsterblichkeit bezeichnen.

Zu den Erscheinungen, welche der vorstehende §. betrachtete, gehören auch vorzugsweise die Zustände des sogenannt magnetischen Hellsehens, welche an krankhaft reizbaren Menschen theils von selber hervortreten, theils durch künstliche Manipulation hervorgerufen werden. Ueber diesen Gegenstand, so wie auch über die im §. nur kurz erwähnten Thatsachen findet sich ausführlicher gehandelt in meiner Geschichte der Seele §. 26. Man muß sich vor Allem hüten, solche vorübergehende Glanzzustände des Seelenlebens nicht zu hoch zu stellen; sie verhalten sich dennoch zu den eigentlich selbstständigen, ihnen ähnlich erscheinenden Lebensbewegungen des Geistes nur wie der Instinkt des Thieres zum selbstbewußten Erkennen des Menschen. Die wundervollen Erscheinungen des Instinktes gründen sich darauf, daß die thierische Seele von dem Zuge eines allgemeinen, die ganze Sichtbarkeit durchdringenden und zusammenfassenden Lebensgeistes bewegt wird, wobei sie selber nur passiv, als ein Mitbewegtes sich verhält; im selbstbewußten Erkennen und Wollen des Menschen wirkt der inwohnende Geist aus freiem, eigenthätigen Antriebe. In Beziehung auf die Würdigung des Magnetismus nach seinen Heilkräften und seiner Stellung zu manchen andern psychischen so wie pneumatischen Erscheinungen vergl. man Dr. Jos. Ennemosers neuerschienenes, sehr schätzenswerthes Buch: Der Magnetismus, im Verhältnisse zur Natur und Religion. Stuttgart und Tübingen bei Cotta, 1842.

Von den Seelenkrankheiten, namentlich dem Wahnsinne.

§. 27. Auf die Betrachtung jener Ereignisse des Seelenlebens, die uns als das eigentliche Wesen der Seele: Freiheit, Persönlichkeit und ewiges Fortwähren kund machen, lassen wir sogleich die Betrachtung solcher Erscheinungen folgen, die uns etwas ganz Entgegengesetztes zu lehren scheinen: Unfreiheit, Unpersönlichkeit und Vergänglichkeit des Wesens der Seele. Es sind dies jene Krankheiten der Seele, während deren diese wie ein schlafender Held, dem jetzt scherzende, unbewaffnete Kinder ungehindert die Fesseln um die starken Arme legten, sich selber ganz entfremdet und ungleich erscheint; Zustände jedoch, aus denen, wie aus dem

Schlafe des Helden, ein Wiedererwachen und Wiederzusichkommen möglich ist. Während nämlich an den Zuständen, welche der vorhergehende §. betrachtete, wenn auch nur vorbildlich, erkannt wurde, was die Seele in ihrer Entbundenheit von dem jetzigen elementaren Leibe, und durch ihre Erhebung in eine ihm zunächst verwandte Region der psychischen Kräfte sey, läßt uns die Geschichte des Wahnsinnes das sehen, was die Seele sey und werde, wenn ihr auf einige Zeit ihre eigentliche Persönlichkeit, wenn ihr die Kräfte des inwohnenden selbstbewußten Geistes und mit ihnen zugleich das allgemeine, psychische Naturlicht entzogen worden.

In einigen äußeren Krankheiten des Leibes spielet gleichsam ein fremdes Leben mit unsrem Körper; erzeugt und bildet sich mitten in diesem seinen eignen Leib. Es dient der Entwicklung dieses krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes; selbst die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der Beulen und wuchernden Auswüchse eine vorwaltende Richtung, und es ist in jener eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weitererzeugung der Art, wie in den Geschlechtern der Pflanzen und Thiere. Wie in diesen Krankheiten der bildenden Seele eine andre, fremde Leiblichkeit, statt der eignen aufgedrängt wird, in der Tollwuth selbst die Natur des Hundes; so geschieht dies beim geistigen Irreseyn und beim Wahnsinn selbst der empfindenden und erkennenden Kraft der Seele. Wenn in manchen Fällen, die uns Psychologen erzählen, die leibliche Trunkenheit auf die in Schuld und Irrthum begriffene Seele einen solchen seltsamen Einfluß hatte, daß der Trunkene sich so ganz in das Wesen eines andern, mit ihm eben in Zusammengesellung begriffenen Menschen versetzte, daß er den Verlust, den dieser Andre vor Kurzem erlitten hatte, als seinen eignen beweinte, oder daß er umgekehrt, während er selber von der Treppe herabgestürzt war, meinte, der Andre habe diesen Unfall erlitten, und diesen mit Bedauern um sein Befinden fragte; so sind dieses nur Versuche der aus ihrem Leibe entrückten Seele,

sich mit einer neuen Leiblichkeit zu versorgen; Versuche, welche für den weitern Verlauf des innren Lebens ohne weitern Erfolg bleiben. So ist es nicht im Wahnsinn. Die fremde und falsche Persönlichkeit, mit welcher hier die Seele sich überkleidet, ist so bleibend und feststehend, als die eigentliche und eigne.

Fälle, in denen die fremde Persönlichkeit noch abwechslend mit der eignen angezogen und wieder abgelegt wurde, bilden den Uebergang aus dem gewöhnlichen, wachen Leben in das Scheinleben des Wahnsinnes. So bei jenem Mädchen, das ein glaubwürdiger Arzt (Gmelin) beobachtete, welches einen Tag um den andern, jetzt einmal gesund und sie selber war, dann geisteskrank, und in einem Zustande des Irrwahnes, worin sie sich für eine ausgewanderte Französin hielt, und als solche sich benahm und sprach. Wenn auch in krankhafter Ausartung, zeigt uns doch der Wahnsinn in hohem Grade jene bemerkenswerthe Kraft unsrer Seele, in ein fremdes Bild sich zu verwandeln und dieses statt des eignen Leibes an sich zu tragen; er zeigt uns das Zerrbild von einem Vorgange, der im gesunden Zustande im Leben des Geistes ausgeführt wird, jedoch so, daß er, statt die Persönlichkeit zu vernichten, diese vielmehr auf unvergängliche Weise verklärt.

Was die Seele beim Entstehen ihres Irrganges zum Wahnsinn von der eignen, äußren Persönlichkeit entfremdet, das ist zum Theil ein leiblicher, öfter jedoch ein geistiger Grund. So, um zuerst bei dem letzteren zu verweilen, ist es in einigen Fällen jene Traurigkeit gewesen, von welcher ein heiliges Buch sagt, daß sie den Tod wirke, welche die Seele, der man Alles genommen, was ihr lieb und theuer gewesen, zur Auswanderung aus ihrer eignen, verarmten Persönlichkeit, in eine fremde angetrieben. Da hat sich dann die verlassene und gequälte einen neuen Wahnleib und eine Welt des Traumes geschaffen, in welche sie die jetzt verdunkelten Erinnerungen ihrer vormals empfundenen Lust und Schmerzen hineintragen, oder nach eignem Gefallen das sich wiedergeben konnte, was ihr im gewöhnlichen Leben genommen worden war. Eine unglückliche

Mutter, der man den Gemahl, das geliebte Kind und alle vorhin reichlich ihr Eigenthum gewesenen Mittel des leiblichen Unterhalts genommen, hielt eine Puppe für das geliebte Kind, sich selber für die rechtmäßige Besitzerin der Landschaft, in der sie als Bettlerin herumwandelte und war in diesem Wahne glücklich. Bei der Betrachtung solcher Seelenkranken freut sich der theilnehmende Geist der Hoffnung, daß diesen Armen der Wahnleib mit all seinen Täuschungen im Tode werde abgenommen und statt seiner ein wahrer, in ein höheres Bild verklärbarer solle wiedergegeben werden.

In andern Fällen trug die Traurigkeit jenen Charakter, in welchem sie den Tod wirkt, noch ungleich furchtbarer an sich. Ein ungerechter Mißmuth über das Mißlingen der eignen Wege, oder unersättlicher Hochmuth und Ehrgeiz, welcher in dem Bereiche des gewöhnlichen Lebens keine Befriedigung finden konnte, führte hier jenen innren dem Selbstmord ähnlichen Akt herbei, dessen unmittelbare Folge der Wahnsinn ist. Denn gleich dem Selbstmörder, der das eigne Fleisch auf unnatürliche Weise hasset und umbringt, stoßen jene Unglücklichen Alles, was ihrer innren Persönlichkeit angehört: jeden Gedanken des Trostes, der Freude, der Lust am täglichen Geschäft, von sich. Die aus Mißmuth oder Hochmuth an der Seele Verunglückenden ziehen sich selber und freiwillig, in den dumpfen Kerker ihres irrenden Sehnens zurück. So wird zuletzt, zwar auf andre Weise als durch das tödtende Messer und den Strick, durch dieses Abstoßen und harte Verläugnen der eignen Persönlichkeit, die Seele entleibt, wie beim Selbstmorde.

Der des eignen Leibes ledigen wird nun der neue ersehnte: ein Wahnleib gegeben. Der Geisteskranke ist jetzt zu einem Fürsten oder König, ja zu einem Gott geworden. Es ist ein geisterhaftes Dunkel, in welches uns der weitre Verlauf des Wahnsinnes blicken lässet. Zuweilen ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte der Seele, im Erkennen wie im Wirken: ein Vorausgesicht in die Zukunft, ein Hineinblicken in fremde Seelen und Leiber, eine ungemeine Fertigkeit im Ausdruck, selbst

in gebundner Rede, ein Witz und Scharfsinn, der sich öfters in den treffendsten, schlagendsten Antworten verräth. Selbst dem Leibe theilt der Wahnsinn häufig jene ungewöhnlichen Kräfte mit, in denen alsbald das Vorwalten der eigenthümlichen Natur der Seele (nach §. 26) erkannt wird. Die widerlichen und sonst insgemein starke Aussonderungen erregenden Arzneimittel, verlieren, wenn sie der Wahn des Seelenkranken in Wein oder ein andres ähnliches Getränk sich umgestaltet, ihre gewöhnliche Wirksamkeit; Kälte und anhaltendes Fasten, in einem Grade, worin sie andre Male tödlich seyn würden, schaden dem innerlich verwandelten Leibe nicht mehr. Die Glieder haben meist dieselbe Beweglichkeit und Beugsamkeit wie bei Nachtwandlern; die Nacht wird durch ein von innen kommendes Licht erhellt.

Eine gewisse Eigenthümlichkeit der an den Wahnsinn gränzenden Seelenzustände und des Wahnsinns selber, erinnert an die Weise des Traumes, wo die Seele öfters, statt in Worten, in Bildern spricht; in Bildern, die so ausdrucksvoll und schnell eines aufs andre folgen, daß wir, wenn wir zuweilen aus den Zuständen des Einschlafens, bei denen uns das Verständniß dessen, was die Seele wollte, noch näher liegt, wieder zu uns kommen, nur auf einem weit umkreisenden Wege der Wortsprache, das wie in einem Augenblick Dargestellte und Gewollte beschreiben können. So hat man in einigen Krankheiten, bei einem vollkommnen innren Klarseyn und Selbstbewußtseyn ein Unvermögen eintreten sehen, die gehabten Vorstellungen mit dem anpassenden Worte zu bezeichnen. Was die in solchen Zuständen Begriffenen, wenn sie etwa statt des Wortes Fenster, Luft; statt Licht, Wasser nannten, aussprachen, das erschien den Umstehenden, in dem eben vorliegenden Zusammenhange sinnlos, und der Kranke quälte sich vergebens ab, das, was ihm im innerlichen Bilde so klar und deutlich gewesen, auch den Hörenden deutlich zu machen. So könnte auch in manchen Fällen beim unverschuldeten Wahnsinne eine innerliche, folgenreiche Fortbewegung und Thätigkeit der denkenden Seele, in ihrer eigenthümlichen Bildersprache statt finden, ohne daß sich dieselbe

im hörbaren Worte nach außen zu offenbaren vermöchte. Zu dieser Vermuthung führen uns die Geschichten von solchen Wahnsinnigen, an denen, beim Wiedererwachen aus dem langen Irrwahne eine wirkliche Weiterbildung der innren, eigenthümlichsten Kräfte der Seele, in der Richtung ihrer natürlichen Bestimmung merklich schien, wie bei jener Frau in der Uckermark, die nach 20jährigem, nur hin und wieder momentan dem Selbstbewußtseyn weichenden Wahnsinne im Jahr 1781 in einem Zustande der geistigen, innren Erhebung und Erleuchtung starb, der jenem glich, welcher sonst nur den Gipfel der geistigen, im Kampf mit den Mühen wie mit den Freuden des Lebens erlangten Entwicklung bezeichnet. Wir sprachen hier von einem Wiedererwachen aus dem Wahnsinne. Dieses Wiedererwachen aus dem Irrgang der Seele ist einer der öfters vorkommenden Fälle, ja man kann sagen, daß die meisten Wahnsinnigen, wenn durch krankhafte Zerstörung oder Entstellung des Gehirns der Seele nicht die Möglichkeit genommen ist, ihre innre Wirksamkeit nach außen kund zu geben, einige Wochen oder doch Stunden vor dem Tode, wieder zum Besitz des Selbstbewußtseyns und der Erinnrung an ihre wahre, eigentliche Vergangenheit gelangen und hierdurch den Beweis geben, daß ihre Persönlichkeit aus den Fluthen des Wahnes, die verhüllend über ihr zusammenschlugen, noch unverletzt und als dieselbe an die Gränzen der Ewigkeit hingelangt sey.

Der Wahnsinn, so furchtbar sein Aussehen, vermag uns dennoch ein gedankenvoller Lehrer zu werden, der uns erkennen läßet, daß in der Seele ein Vermögen, ja vielleicht ein Bedürfniß sey, sich mit einem andern Leibe, als der jetzige ist, zu überkleiden. Der Unterschied zwischen dem krankhaften und dem gesunden Verlaufe der Aeußerung und Befriedigung jenes Bedürfnisses liegt nur darinnen, daß in der irrenden Richtung ein vergänglicher Scheinleib, dem niemals eine wahre Persönlichkeit, noch auch, bei wiederkehrender Gesundheit, Erinnrung zukommen kann, angezogen wurde, während die gesunde, und gerade Richtung des innren Lebens sich mit einem Leibe überkleidet,

dessen Wesen der unvergängliche Geist ist, und dessen erste Gabe Selbstbewußtseyn, Erinnerung und Persönlichkeit sind.

Auch Thiere gerathen zuweilen in wahnsinnähnliche Zustände, wenn sich ihnen das allgemeine, psychische Naturlicht, welches diese Unmündigen, meist in der Form des Instinktes, leitet und gängelt, entzieht; auch sie sind dann zuweilen wie von einer fremden Lebensform ergriffen. Dieses allgemeine, psychische Naturlicht ist das, was Heraklit im Vergleich mit dem begreifenden Geiste in uns das „Umgreifende" (περιέχον) nennt, welches sich zur Seele verhält wie das äußere Tageslicht zum Auge. Man vgl. m. Gesch. der Seele im §. 20.

Die Wirklichkeit, als Element der Seele.

§. 28. Wie wir im §. 10 von Elementen des menschlichen Leibes sprachen, so dürfen wir hier, vom Abbild zum Urbild uns erhebend, die Frage stellen: was das Hauptelement des natürlichen Wesens der Seele sey? Wir bedienen uns hierbei des Wortes Wirklichkeit in einem Sinne, worinnen es neben seiner gewöhnlichen Bedeutung zugleich ein Vermögen des selbstständigen Bewegens und Wirkens, ein selbstschöpferisches Seyn bezeichnet.

Daß die Seele nicht ein Etwas sey, welches aus dem Zusammenklange und der Wechselwirkung aller Elemente und Theile des Leibes erzeugt wird, wie der Klang durch das Aneinanderschlagen der metallenen Becken zu Dodona, daß sie vielmehr selber einer bewegenden Künstlerin gleiche, welche das Zusammenschlagen des Metalls und hierdurch die vernehmbaren Harmonien erzeugt, das hatten schon die tiefer denkenden Weisen des Alterthums erkannt und erwiesen. Die Seele hat ein Seyn und Wesen empfangen, welches ihr eigen ist; ihr ist von Gott die göttliche Kraft verliehen zu bewegen und der Bewegung Stillstand zu gebieten, Sichtbares zu schaffen oder dasselbe der Auflösung in seine Elemente zu überlassen; sie selber ist aus freiem, innren Antriebe Ursache der Wirkungen auf das sichtbare Leibliche, sie ist in ihrem Maaße eben so wie das

göttliche Wesen eine Wirklichkeit. Der Leib dagegen hat nicht die selbstständige Macht in sich, jetzt sich zu bewegen, dann zu ruhen; er hat kein Seyn und Wesen, welches sein eigen ist, sondern wie er eigentlich nur durch einen Vorgang des Sterbens entsteht (nach §. 22), so würde er in dem Augenblick des Entstehens auch wieder vergehen, wenn ihm nicht eine allumfassende Macht, welche das Einzelne um der andern Einzelnen, Eines um Aller willen zubereitet und trägt, seinen Bestand gäbe und einige Zeit hindurch erhielte. Der Leib ist demnach nicht sein eigen, er ist nicht ein Ding und Wesen, das für sich, sondern das für andre Wesen da ist; nur in Beziehung auf diese andern wird er gestaltet und erhalten.

Das Nächste, für welches der Leib da ist, das ist zwar die eigne, ihm innwohnende und ihn bewirkende Seele, zugleich aber entstehet derselbe für alle andern werdenden und leiblich gewordnen Dinge. Die allumfassende und zusammenhaltende Macht (das Band nach §. 22), welche auf solche Weise den Leib zu einem Werkzeug der Seele und der Wechselwirkungen der gesammten äußern Natur zubereitet und erhält, gehet von jenem Geist aus Gott aus, welcher selber Gott ist. Er hat sie als anhaltende Kraft (als Haltung oder Selbsterhaltung) in das Wesen der Sichtbarkeit gelegt, und durch seinen Willen bestehet dieselbe. Sie aber, diese Haltung, ist nicht der Geist selber, sondern seine Gabe; sie ist eine Kraft, welche von ihm ausgehet.

Durch das eben Gesagte wollten wir nicht nur die Abgränzung des Wesens der Seele von dem ihres eigenen Leibes, sondern auch von einer Region der andern, äußern Leiblichkeit feststellen, welche, dem Anscheine nach, der Natur der Seele nahe verwandt erscheint. Wenn nämlich schon einige minder tiefe Denker des Alterthumes, deren Behauptungen bereits Aristoteles gründlich widerlegte, das Wesen der Seele für Feuer, für Wärme, ja für Luft hielten, so thaten sie hierinnen nichts Andres, als jene Neueren, die das Geheimniß des Seelenlebens durch die Annahme einer aus dem Wechselverkehr der Organe sich entwicklenden elektrischen

Kraft, oder eines fortwährenden galvanischen Naturprozesses erklären wollten. In der That, diese Welt der unwägbaren Prinzipien, deren Erscheinungsformen die Schwere, das Licht, die Elektrizität, Wärme und Magnetismus sind, trägt einen fast seelen= oder geisterartigen Anschein an sich. Die Schnelle, mit welcher sich das Licht, die durchdringende Kraft, mit der die Elektrizität und der Magnetismus sich durch die Körperwelt verbreiten, sind es nicht allein, welche ihnen diesen Anschein geben, sondern mehr noch die Art und Macht, in und mit welcher sie auf den lebenden Leib wirken. Denn der elektrische Impuls erregt, wenn er den lebenden Nerven trifft, eben so ein Bewegen der Muskeln, als dies die Willenskraft der Seele thut, wenn sie durch den Nerven sich ergehet; der galvanische Reiz erzeugt eben so Empfindungen des Geschmackes, des Sehens, des Hörens, als die nach der Außenwelt hingerichtete, aufnehmende Kraft der Seele, die dem Sinnesnerven seine Empfänglichkeit verleihet; ein übergewaltiges Einwirken der unwägbaren Prinzipien, namentlich der Elektrizität, als Blitz, vermag eben so den plötzlichen Tod des Leibes herbeizuführen, als ein übermächtiges Aufwallen der Affekte und Leidenschaften der Seele.

Vergessen wir jedoch nicht, bei der Vergleichung der unwägbaren Prinzipien mit der Natur der Seele den Maaßstab an die eigentliche Wurzel zu legen. Weder das sichtbare Licht noch die Elektrizität oder ein andres ihnen verwandtes Prinzip der Körperwelt ist in jenem Sinne eine Wirklichkeit, in welchem dieses die Seele ist. Diese haben kein Seyn und Wesen, das ihnen eigen ist; sie haben nicht die Kraft nach eigner Wahl entweder zu bewegen oder der Bewegung Stillstand zu gebieten, sie sind nicht aus freiem, innren Antriebe Ursache der Wirkungen auf das sichtbar Leibliche, mit einem Worte, es kommt ihnen eben so wenig, als dem Leibe in dem oben gebrauchten Sinne eine Wirklichkeit zu. Wenn wir auf den Anfang und das Ende der Wirksamkeit der unwägbaren Prinzipien achten; so bemerken wir deutlich, sie entstehen durch ein Bewegen an der Körperwelt und enden, wenn dieses Bewegen

aufhört. Durch ein Bewegen, das der Wille des beseelten Menschen dem Stahle und Stein zu geben vermag oder das seinen Anfang in einer andern Region nimmt. Die unwägbaren Medien sind mithin eine Aeußerung der gröberen Körperwelt, wodurch diese in den näheren, unmittelbareren Wechselverkehr mit der Seele hereingezogen und erhoben wird; sie sind eigentlich nur das Zurückspieglen jener Kräfte, die von einem Reiche des Psychischen ausgehen, an der Leiblichkeit.

Obgleich die Untersuchungen der neueren Zeit gelehrt haben, daß die thierische Wärme, namentlich auch am Menschenleibe, nicht durch eine Art von Verbrennungsprozeß bei der Verbindung der Kohle des Blutes mit dem Sauerstoffgas der Atmosphäre, sondern durch die Wechselwirkung zwischen den beiden sich entgegengesetzten Ordnungen des Nervensystemes: jener der Cerebral- und der der Gangliarnerven erzeugt werde, so wird doch niemand behaupten mögen, daß diese Wärme, als solche, aus den Nerven hervorströme, sondern nur, daß sie durch die Action der Nerven in den Theilen des Leibes erregt werde. Erscheint es doch noch immer mehr als ungewiß, ob die Wärme, welche die Sonne wirkt, als solche von ihr ausströme, oder ob sie nicht vielmehr durch den Einfluß der Sonne erst in der irdischen Körperwelt hervorgerufen werde. Eben so läßt sich annehmen, daß auch jenes der Elektrizität oder dem Licht verwandte Bewegen, welches vom Willen der Seele geweckt vom Gehirn und Nerven zum Muskel, oder von den äußern Theilen des Leibes zurück nach dem Gehirn geht, keineswegs schon als Elektrizität oder als Licht von der Seele aus nach dem Körper sich ergieße, sondern dasselbe ist ein Etwas, das durch den zersetzenden und wieder vereinenden Einfluß der Seele in und aus der Leiblichkeit selber erzeugt wird, ist der Zug, durch welchen ihrerseits die Leiblichkeit dem Zuge der Seele gegen sie entgegenkommt; ein Zug, welcher die Kraft sich zu äußern nicht in sich selber hat, sondern diese erst durch die Seele bekommt. Jene unwägbaren Prinzipien sind demnach allerdings das Medium, wodurch der Seele die Wechselwirkung

mit ihrem Leibe möglich gemacht wird; sie sind der Ton, den die Finger der Künstlerin den Saiten entlocken, damit sie die Harmonie der von ihr erzeugten Bewegungen vernehme. Sie selber aber in ihrem nach aufwärts gerichteten Sehnen, mit ihrem in die Ewigkeit hineinragenden Wirken ist die Grundzahl, oder der Grundton, um welchen alle die Töne des Leibes schwebend sich entfalten und bewegen.

Fassen wir alles Das, was wir in diesem §. über die Natur der Seele sagten, in wenig Worten so zusammen: die Seele ist eine schöpferische Wirklichkeit, welche sich in und an einem bewirkbar Leiblichen kund giebt.

Wie sich die äußere Welt des Sichtbaren immer weiter ins Unermeßbare vor unsren Blicken ausdehnt, je ferner wir in ihre Höhen und Tiefen eindringen, so noch vielmehr die innre Welt des Unsichtbaren, je mehr wir uns in ihre Erforschung versenken. Wenn uns auch jene den elektromagnetischen verwandten Prinzipien, welche der Seele als Träger und Leiter (Conductoren) ihrer Wirksamkeit auf das äußerliche, der irdischen Schwere unterworfene Leibliche dienen, wie ein innerer, unsichtbarer Leib erscheinen, so verhalten sie sich dennoch zum Wesen der Seele selber nur als ein fern abstehendes Aeusserliches zum Innren, und in der Tiefe dieses Innren hat das Leben des Geistes noch andre, immer innerlichere Kreise seines Seyns. Jene Prinzipien bilden nicht nur das Mittelglied zwischen der Seele und ihrem eignen, irdisch elementaren Leibe, sondern auch mittelst der elektromagnetischen Strömungen, welche durch die gesammte planetarische Außenwelt sich ergießen, ein unmittelbareres Mittelglied zwischen der Seele und dieser Außenwelt. Es ist jener innerlichere Leib, auf welchem die sogenannt magnetischen Einflüsse wirken; er ist es, welcher in den Zuständen des Nachtwandelns und magnetischen Hellsehens der Seele das Wahrnehmen (Sehen, Hören u. s.) der Außenwelt möglich machet, während die gewöhnlichen, äußeren Organe des Sehens und Hörens ganz unwirksam und unempfindlich für Licht und Schall sind.

Die drei Elementarformen der Wirksamkeit der Seele.

§. 29. Wir betrachteten oben im §. 11 die elementaren Formen, in welche das zergliedernde Messer die Gebilde des organischen Leibes zuletzt zu zerlegen scheint. **An der Seele** sind es drei schon seit der ältesten Zeit

anerkannte Grundrichtungen ihres Thuns an der Leiblichkeit, oder ihrer Wechselbeziehung zu dieser, welche leicht ins Auge fallen: das Gestalten oder Bilden, das Empfinden und das Bewegen. Bis hinauf in die oberste, unserem Erkennen noch zugängliche Region des Seelenlebens, bis zu seiner höchsten Verklärung im Menschen, sind diese drei Grundrichtungen erkennbar: bis dahin, wo die leiblich gestaltende Kraft zur selber schaffenden Einbildungskraft, das thierische Empfinden zum geistigen Erkennen, das Bewegen zum freien Willen wird. Sie sind es ja auch, welche nach der andern, niedreren Seite hin dem Steine seine innere Verschiedenheit von der Pflanze, dieser die ihrige von dem Thiere geben.

Auf das Geschäft der Bildung des Leibes hat weder der bewegende Wille einen unmittelbaren Einfluß, noch stehet dieselbe in dem gewöhnlichen Bereich der Empfindung. Wir müssen es anerkennen, daß unser Leib uns „zugerichtet" wird ohne unser Zuthun, wie durch eine obere und äußere Naturmacht, welcher dieser Theil des Reiches der beseelten Leiblichkeit von der Zeugung an und von der Geburt des Leibes anheimfällt. Auch das körperliche Wesen, selbst noch des Menschen, stehet bei seinem Gestalten unter ähnlichem Gesetz, als der Stein bei seiner Gestaltung. Aber dennoch ist hierbei ein andres, wesentliches Moment nicht zu übersehen, das die Seele bei dem Werk der leiblichen Bildung aus eigner Macht hinzuthut. Die Bewegung des leiblichen Werdens ist bei dem Steine in demselben Augenblick geendet, in welchem er aufhörte die Gestaltung zu empfangen. Diese aber, die Gestaltung, wird ihm lediglich von außen, durch die Einwirkung jenes allgemeinen Bandes (nach §. 22) gegeben, welches alle Einzelnen zu einem vollendeten Ganzen vereint; das in ihm liegende Prinzip der Verleiblichung verhält sich hierbei ganz passiv, während dasselbe bei den beseelten Wesen durch selbstständig innwohnende Kraft sein eignes Wirken mit dem Wirken jenes Bandes vereint und nicht bloß sich selber, sein eignes Wesen, nach dem Einfluß von außen gestalten lässet, sondern diesen nach sich

gestaltet. Eben so, wie, nach einem freilich nur auf unvollkommne Weise andeutenden Vergleich, derselbe Lichtstrahl, der bei anbrechendem Tage auf die Erde fällt, hier nicht bloß an verschiednen Körpern verschiedne Farben, sondern in den Augen der verschiednen Lebenden ein verschiednes Maaß des Mitleuchtens oder Sehens erweckt. Oder mit einem andern näher bezeichnenden Ausdrucke: daß die Elemente, die Theile des Leibes, diesen ihren sichtbaren Bestand empfangen und besitzen, das schaffet die Kraft der „Haltung,“ die auch dem Stein sein Wesen giebt und erhält. Das Steinreich und überhaupt die ganze unorganische Natur, hat aber nichts als die Haltung, es ist nur um aller andern Höheren willen da, unter ihm ist kein Niedreres, welches um seinetwillen da wäre. Daß unser Leib in jedem Augenblick sich neu erzeugt, daß er gedeiht und lebt, das machet die gleichsam magnetisch, durch das ganze Reich der Lebendigen gehende Kraft des Mitwerdens (die Physis *), welche zwar auch ein Seyn und Werden um aller Andern willen in sich fasset, die aber nicht mehr bloß ein Höheres und ein Gleichartiges, um deretwillen sie ist, um und über sich hat, sondern auch ein Niedreres, das um ihretwillen und für sie da ist, nach welchem der Zug des Mitwerdens, der Lauf des allgemeinen Lebensstromes, wie nach einem Gesetz des Falles, von oben nach unten hingehet. Die leibliche Bildung bei den beseelten Wesen lässet uns mithin die Seele, wenn auch nicht als unumschränkte Selbstherrscherin, so doch als Mitherrscherin erkennen, welche der von außen ihr vorgeschriebenen Form dennoch die Züge ihrer eignen Aehnlichkeit aufdrückt.

Aber eben aus dieser ersten und scheinbar niedrigsten Grundbeziehung der Seele auf ihre Leiblichkeit, aus ihrer selbstthätigen Mitwirkung bei der Gestaltung des Organismus, gehet schon die zweite, die der fortwährenden, aufnehmenden Empfänglichkeit für den höheren Einfluß von selber hervor. Denn das Gesetz, das als „Haltung“ die Wesen der unorganischen Natur um-

*) M. v. m. Geschichte der Seele im §. 6.

schlingt, das ist keiner Irrung, keinem Abweichen von der unfehlbaren Norm unterworfen, es ist in einer allgemeinen, höheren Ursache des Seyns aller Einzelnen begründet; ist das Walten eines Gesetzes, in dessen Wesen kein Mangel gefunden wird. Darum ist im Steinreich die strenge, mathematische Form zu Hause, wie die vollkommen reinen Gegensätze der Farben. Dagegen ist das Mitwirken des einzelnen und besondern Lebens der Irrung und der Abweichung von der festen Norm unterworfen, weil es ein besondres und einseitiges ist. So entsteht durch dieses Mitwirken der Mangel, mit dem Mangel zugleich aber das Bedürfniß und der Zug nach dem, was diesen Mangel ausfüllt. Das Hervortreten des Werdens aus dem bloßen Kreise der Haltung, wird hiermit der Grund des Entstehens der von unten nach oben gehenden Richtung der Empfänglichkeit, womit das Leben beginnt. So ist mit dem Beginn des organischen Lebens, in der Pflanze, ein Zug erwacht, welcher, vom Mangel herrührend, zunächst nach dem Quell aller Ergänzung und Erfüllung hingehet; nach jenem allbelebenden Strome, welcher von oben und innen kommend, der rege gewordnen Empfänglichkeit überall begegnet. Alles Leben, das nur auf dieser Stufe des pflanzenartigen Werdens stehet, erscheint als ein Versenktseyn in den Strom jenes allgemeinen Mitwerdens, welches nach einer Lehre des Alterthums als Physis in der Pflanze Dasselbe ist, was die Seele, im engern Sinne, im Thiere. Die Glieder eines Leibes, welche unter dem Walten einer gemeinsamen Seele entstehen und wachsen, zugleich mit einander gesund oder schmerzhaft leidend sind, werden nämlich dieses ihres gegenseitigen Mitgefühles dadurch fähig, daß in jedem von ihnen ein Theil von allen ist. Nicht bloß die Zweiglein des aus einem und demselben Herzen kommenden Systemes der Blutgefäße durchdringen jedes von ihnen; sondern derselbe Tropfen Blutes, der jetzt mit auflösender Kraft das Auge durchdrang, kommt bald nachher, als ergänzende Lebensfülle zur Hand, und schaffet, daß in der Hand ein Theil vom Auge oder von der Zunge sey. Es ist derselbe Nervenimpuls, wel=

cher vom Gehirn und Rückmark aus hier den Fuß zu seinem Gange bewegt, dort dem Ohre das Vermögen des Hörens darreicht. So hat, durch gemeinsamen Grund der lebendigen Wirksamkeit der Fuß Theil an dem Geschäft des Ohres, das Ohr Theil an dem Tagwerk des Fußes, so wie jedes andern Gliedes. Dieses ist, am Abbild des Menschenleibes eine Andeutung jener alldurchdringenden, Alle umfassenden Physis, welche dem Einzelnen giebt, nach seinem Maaße zu seyn, was Alle sind; sie ist es, welche macht, daß in jedem von ihr durchdrungenen Einzelnen, der Kraft und dem Wesen nach Alle sind.

Hätten wir hier ein Reich der geistigen, mit Willen und Selbstbewußtseyn begabten Wesen vor uns, so würden wir das Band des Mitwerdens, welches alles Leben dieser Ordnung vereint, das Band der Freundschaft und Liebe nennen. Die Pflanze kann bloß das Ergänzende begehren, sie kann bloß lieben; das Thier kann lieben und kann auch hassen. Auf einer höheren Stufe wiederholt sich hier dasselbe, was im Vergleich mit den unbeseelten Dingen das Belebte zum Belebten macht. Denn das Unbelebte kann nach §. 12 den chemisch verwandten Stoff nur anziehen, nicht aber durch eigne Kraft ihn wieder abstoßen; das Belebte kann anziehen und abstoßen, aufnehmen und wieder ausscheiden, durch eigne, innwohnende Kraft. So wohnt in dem Thiere ein Vermögen, welches dem Bewegen des allgemeinen Mitwerdens zu folgen, oder ihm auch entgegen zu streben vermag; ein Vermögen, welches selber von gleicher Art mit der Ursache ist, durch welche jenes allgemeine, durch die Sichtbarkeit gehende Bewegen entsteht. Wie in der Pflanze das nach dem oberen, belebenden Einfluß gerichtete Sehnen, als weibliche Empfänglichkeit innwohnend geworden ist; so hat sich dem Thier die männlich schaffende, von dem Höheren zum Niederen gekehrte Kraft eingesenkt und in ihm verleiblicht.

Die Pflanze hat, wenn das Wort von höherer, weiterer Bedeutung abbildlich für etwas Niedreres, Beengteres gebraucht werden darf, nur einen Sinn für

das, was ihr befreundet und begehrenswerth ist, nicht für das Feindliche und Verabscheuungswürdige. Wie bei einer Krankheit, welche die Bande des pflanzenartigen Ernährens und Wachsthumes am tiefsten bei ihrer Wurzel ergreift, bei der Abzehrung, welcher nicht selten auch der menschliche Körper erliegt, kein Gefühl von Leid und Schmerz, kein Gefühl für das ist, was die innren Theile des Leibes allmählig verzehrt; so ist in der Pflanze kein Sinn für das da, was das Leben auflöst und zerstört; das Thier allein fühlet das feindliche Element, fühlet den Tod kommen. So verhält sich das Wesen der thierischen Seele, dieser seiner Eigenthümlichkeit nach, zu dem der Pflanze innwohnenden Lebensprincip, wie sich das Vermögen der Seele zu unterscheiden Gutes und Böses, überhaupt aber Urtheilskraft und Verstand zum Empfinden verhalten. Deutet doch auf diesen innren Unterschied selbst schon jener äußre hin, welcher am Leibe des Thieres den deutlichen Gegensatz zwischen einem Rechts und Links, Oben und Unten, Vor und Nach eintreten lässet. Ein Scheiden in zwei immer ähnlichere und gleichartigere Pole, welches mit der Vollkommenheit der thierischen Formen zugleich, vom niedern Thierreich an bis hinauf zum Menschen, sich steigert.

Am Thiere giebt sich die dritte Hauptrichtung der eigenthümlichen Thätigkeit der Seele als willkührliche Bewegung kund; erst im Menschen wird sie wahrhaft zum freien Willen.

So gilt es demnach auch noch von der menschlichen Seele, daß das, was sie zur Bildung des Leibes beiträgt, von sehr beschränktem Umfange ist, und daß auch das, was sie beim Empfinden thun kann, nur so weit in ihrer Macht steht, als das Sattwerden von der Speise, bei einem Thiere, das die Erlangung dieser Speise nicht in seinem unmittelbaren Bereiche, nicht in seiner Gewalt hat. Denn auch die Seele trägt zu dem Werk der Empfindung immer nur das eine nothwendige Element bei: den Mangel oder das Bedürfniß nach dem, welches die eigne Einseitigkeit ergänzet, das Sehnen nach dem äußern Lebenseinfluß; das andre

Element, welches nothwendig ist, damit Empfindung zu stande komme, liegt außer dem Wesen der Seele. Denn dies ist eben Jenes, was sie selber nicht hat, es ist das zu ihr, als nothwendig integrirender Bestandtheil gehörige Andre.

Anders dagegen verhält sich dieses bei der dritten Hauptrichtung der Wirksamkeit der Seele an der Leiblichkeit. Die Blume, so lange sie gesund ist, kann sich nicht schließen, wenn die Sonne auf sie scheint und die Stunde zum Oeffnen ihrer Blätter kam; das Thier dagegen kann aus eigner Macht ruhen, wenn die wärmende Sonne die meisten Wesen, auch seiner Art zur Thätigkeit und Bewegung aufreget. So kann auch in der Menschenseele der Wille noch wirksam seyn und in einer sich gleichbleibenden Weise bemerkbar werden, wenn die Macht zur Bildung und Gestaltung des Leibes oder die Stärke der Empfindungen sehr vermindert und selbst der innren Auflösung nahe gekommen ist. Ja es erscheint als der natürliche Verlauf der innren, geistigen Entwicklungen, daß die dritte Richtung als Blüthe der andern am spätesten zur Entfaltung komme. Das Werk der höheren Ausbildung nach dieser dritten Richtung hin, liegt auch der Menschenseele vor allem als Berufsgeschäft ihres Lebens ob, und dieser Zweig unseres Lebens (nicht der Stamm oder die Wurzel) ist es, welcher allein den Samen für ein künftiges Seyn, Früchte der Ewigkeit trägt. Denn nicht die bildende Macht, welche die Seele am Leibe geübt, noch das, was sie empfunden, sondern der, das Gute oder Böse erwählende Wille ist es, dessen Werk stehen bleibt, wenn das Leibliche vergehet.

Jene drei Grundrichtungen der Seelenäußerungen gleichen nicht abbildlich, sondern verhalten sich selber wie Leib, Seele und Geist, welche dann das eine Wesen des Menschen ausmachen. Nothwendig die eine, bei und mit der andern, wie die drei Gemengtheile des bedeutungsvollesten Grundgebirges der Erdoberfläche, des Granites beisammen sind, oder wie die drei Naturreiche der Erde: Thier- und Pflanzen- und Elementenreich eines in Beziehung auf das andre da sind.

Was wir hier nur noch abbildlich, im Vorhofe der eigentlichen Seelenkunde, in der Geschichte der Naturreiche sich darstellen sahen, das wird uns später in seiner unmittelbareren Kundmachung begegnen.

Man vgl. zu dem vorstehenden §. den Inhalt des §. 57, welcher die Macht der Seele über den Leib betrachtet. Wie auf die leibliche Gestaltung des Ungeborenen die Bewegungen der mütterlichen Seele, so wirkt überhaupt und im Allgemeinen bei der leiblichen Bildung des Organismus die umgebende Natur (Physis) mit. Die Seele als Individuum wird gleich bei ihrem Eintreten in das sichtbare Wesen in jenes Verhältniß der Wechselwirkung zu den polarisch sie ergänzenden Gegensätzen gestellt, welches dem Organismus seine bestimmte Begränzung und Erscheinungsweise ertheilt. Wie das künstliche Gebäu eines Bienenstockes das Werk nicht eines Einzelnen, sondern Vieler ist, so ist bei der Verleiblichung des Organismus der Wechselverkehr vieler Gegensätze thätig; als anregende, Alles ordnende Macht waltet über den Vielen doch die Seele, wie im Bienenstock die Königin oder der Weisel, welcher freilich die Art des Honiges oder das Wachs nicht schaffen, sondern nur bewirken kann, daß der Stoff, welchen die Beschaffenheit des Jahres und des Landes den untergeordneten, bauenden Organen darreicht, zum gemeinsamen Zweck des Zusammenlebens und der Erhaltung verwendet werde.

Jene 3 Elementarformen der Wirksamkeit der Seele, welche wir im vorstehenden §. betrachteten, wiederholen sich auch auf einer andern Stufe der Anschauung dieses Gegenstandes in den 3 später zu erwähnenden Vermögen des Gefühles, Begehrens und Erkennens.

Von einem Wechselverkehr der Seele, welcher dem leiblichen Athmen vergleichbar ist.

§. 30. Nur mit wenig Worten deuten wir hier auf jenen Vorgang im Leben der Seele hin, an welchem sich das wiederholt, was am Leibe das Athmen und der Kreislauf der Säfte sind. Denn Geist, Seele und Leib gleichen drei concentrischen Kreisen, an deren jedem die gleiche Form, die gleiche Eintheilung in Grade, so wie Richtung der Radien sich wiederholt; sie sind zusammen in ihrem wechselseitigen Durchdrungenseyn des einen von dem andren nur Ein gemeinsames Wesen.

Wir wollen abermals hier zunächst die Geschichte der äußren Natur redend einführen.

Wenn wir einen genauer beachtenden Blick auf jene Geschlechter von Thieren und Pflanzen richten, welche einst in großer Menge, dies bezeugen die in unsern Gebirgslagen bewahrten Reste, die Erdoberfläche bewohnten, und die nun bis auf wenige unsichere Spuren, aus den Reihen der noch fortbestehenden Gestaltungen verschwunden sind; so erkennen wir, daß diese ausgestorbenen Familien und Gattungen, meist zu jenen Wesen von zweideutiger Art gehörten, welche an Form und Eigenschaften gerade in der Mitte zwischen den jetzt herrschenden Hauptformen stunden: in der Mitte zwischen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengesetzten Richtungen der gestaltenden Natur. Das Thier, welches die einst überaus zahlreichen, in vielfachen Gattungen und hundertfältigen Arten vorhandenen, vielkammerigen Schneckengehäuse bildete und bewohnte, das Thier der Ammoniten, Orthoceratiten u. a. gehörte, dies zeigt sich an dem noch jetzt in den heißeren Meeren lebenden Nautilus, zu jenen Uebergangsformen, welche, weder Fisch noch Schnecke, Züge und Eigenschaften von beiderlei Formen an sich tragen. Uebergangsformen zwischen den Palmen und Nadelhölzern, zwischen den Farnkräutern und Palmen, zwischen Monokotyledonen und Dikotyledonen überhaupt, waren die meisten jener untergegangenen Pflanzenarten, deren Reste in großer Menge in unsern Steinkohlenlagern und ihrer Nachbarschaft sich finden. Zu den Uebergangsformen zwischen Blume und Thier, zwischen Corallengewächs und Muschel, zwischen Amphibien, Vögeln und Säugthieren, oder (wie die Pachydermen) zwischen jenen beiden Hauptordnungen der Klasse der letztern, welche sich eben so zu einander verhalten, wie die Monokotyledonen der Pflanzen zu den Dikotyledonen, mit einem Worte zu den „Mittelwesen" zwischen den divergirenden Hauptformen der jetzt lebenden Natur, gehörten fast alle die Gattungen und Arten des Thierreiches, welche, mitten unter den schon gleichzeitig mit ihnen vorhandenen, noch jetzt bestehenden Geschlechtern,

das Loos des Aussterbens und Vergehens betroffen hat. Wie ein Baugerüste, dessen man sich beim Aufeinanderfügen der Steine und Bögen eines Tempels bediente, sind jene Zwischenformen abgebrochen, und das eigentliche, symmetrisch zusammengefügte Gebäu, das anfangs von dem Gerüst fast verdeckt war, stehet allein.

Warum verschwanden gerade und vor andern diese Mittelwesen, während die entschiedene nach nur einer Hauptrichtung, mithin einseitig ausgeprägten Formen, wie der Fisch, der Vogel, wie unser Stier, wie der Bär, wie das Roß oder die Hyäne, sich erhalten haben? warum erscheinen überhaupt auch die jetzt noch, sehr vereinzelt bestehenden Mittelformen zwischen der einen und andern Hauptform, wie ein ansehnlicher Theil der Klasse der Amphibien, von so zweideutig (giftiger) Natur, und sie selber so empfindlich gegen geringen Wechsel der Temperatur, so beschränkt auf einzelne Punkte der Erde, ja, man kann von vielen sagen, so hinfällig und schwächlich. Warum, so könnte man weiter fragen, denn die Antwort wäre dieselbe, stirbt das Geschlecht der Mittelwesen zwischen Roß und Esel, das doch die Vorzüge der beiderlei Eltern vereint, immer wieder aus, ohne sich fortzeugend zu erhalten, während die Art des Rosses wie die des Esels, in ihrer entschiedenen Einseitigkeit sich am Bestehen erhalten?

Wie? ist es denn etwa bloß die Einseitigkeit, als solche, welche in der Natur das Leben begründet und erhält; bestehet der Wechselverkehr der lebenden Organe des Leibes: der Nerven und Muskeln bloß dadurch, daß etwa in jenen der Kohlenstoff, in diesen der Stickstoff ein wenig mehr vorwaltet; der Verkehr zwischen dem Blut und der festen Fiber bloß durch den Gegensatz des Flüßigen und Starren? Diese Entgegensetzung der Theile ist noch dieselbe im schnell, vom Blitz getödteten Thiere als im lebenden, und doch liegt jenes regungslos da und verwest, während dieses sich noch vielseitig regt und bewegt. Das Glied regt sich und bewegt sich aber nicht vermöge seiner Entgegensetzung mit einem andern Gliede, sondern durch den beide ergänzenden, über beiden waltenden Einfluß der Seele. So ist es auch in der gesammten

organischen und beseelten Welt nicht die Entgegensetzung und Vereinseitigung der Formen und einzelnen Lebensrichtungen, welche an sich diesen ihr Fortbestehen und Gedeihen sichert, sondern die Wechselbeziehung, in welcher die einzelnen Wesen, eben durch ihre scheinbare Mangelhaftigkeit, mit einem allgemeinen, oberen, den Mangel ergänzenden Lebensprincip treten. Das gesunde Glied, in seiner polarischen Einseitigkeit, ist der belebenden Einwirkung der Seele leicht zugänglich und dienend, während der Afterorganismus, der in irgend einem kranken Theile sich bildet, und welcher sein eignes schlagendes Herz, seinen eignen empfindenden Nervenmittelpunkt hat, jenem Einfluß widerstrebt, und deshalb durch die gesunde Rückwirkung der andern Systeme des Leibes aufgelöst und entfernt wird.

Und hierinnen liegt denn eben das, was wir mit einem Athmen der Seele verglichen, weil es dem Fortbestehen der Lebensthätigkeit von dieser (namentlich auch schon jener scheinbar niedreren, als Selbstschöpferin Keime des zukünftigen Geschlechtes, fruchtbare Samen in sich zu tragen) eben so nothwendig ist, als das Athmen dem Fortleben des Leibes. Die besondre Seele durch einen beständig sich wiederholenden Akt, der wie ein thätliches Anerkennen der eignen Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit erscheint, erweckt in sich den Zug nach dem höheren, allergänzenden Lebenseinfluß, und dieser, immer bereit zum Mangel und zur Noth des Einzelnen sich zu gesellen, um diese zu stillen, kommt dem Zuge entgegen und giebt dem Leben der Creatur die neue Kraft des Lebens und des Fortbewegens durch die Zeit zu jenem Ende, welches für die Natur der Menschenseele die Ewigkeit ist.

Der Vorgang im Leben der thierisch-menschlichen Seele (nicht des Geistes), auf welchen der Inhalt des §. hindeuten wollte, wird schon in gewissem Maaße an den Erscheinungen und Wirkungen des animalischen Magnetismus erkannt. Die Magnetnadel empfängt die eigenthümliche Richtung und periodische Bewegung nur durch den Einfluß des Erdmagnetismus, so auch die thierische Seele die Kraft ihres Bestehens und innren Bewegens nur durch den Einfluß einer, in ihrem Kreise die Stelle des höchsten allbewegenden Centrums vertretenden Weltseele. Die besondre Seele wird für die Aufnahme

dieses allgemeineren, höheren Impulses nur dadurch empfänglich, daß sie, wie durch einen Vorgang des sich selber Absterbens ihre Kraft dahin giebt in die eigenthümliche, besondre Verleiblichung.

Die Gefühle.

§. 31. Die Wirkung der Gefühle auf das Leben der Seele erscheint allerdings in ihrem Kreise verwandt mit der Wirkung der Nahrung auf das Leben des Leibes. Um jedoch dieses zu erkennen, müssen wir näher betrachten, was uns Gefühl heiße.

Die Gefühle der Seele sind keineswegs eins mit den äußerlichen, sinnlichen Empfindungen, obgleich das, was wir an der Seele Gefühl nennen, öfters mit einer leiblichen Empfindung zusammen gesellt und in einer Art von Beziehung auf dieselbe gefunden wird. Denn jene Bewegung unsers innren Menschen hängt dem Grad ihrer Stärke nach weder von der Stärke der äussern Empfindung ab, zu der sie sich etwa gesellt, noch ist die Art und Beschaffenheit des Gefühles an die Art und Beschaffenheit der leiblichen Empfindung gebunden. Ein mächtiges Gefühl von Freudigkeit und innrem Frieden wird nicht selten durch eine andre Male kaum bemerkbare äußre Empfindung hervorgerufen; die stärksten Erschütterungen der Sinne lassen die Seele öfters, wie ein Donner der Kanonen, ohne eigentliches Gefühl; die Wollust des Leibes hat nur selten und in sehr geringem Maße das bei sich, was wir Gefühl der Seele nennen, dagegen hat man zuweilen mitten in den Flammen der leiblichen Martern in der Seele des Gepeinigten ein Gefühl von Freudigkeit und Wonne erwachen sehen, welches den Leib selber und Alles, was ihm geschah, unbemerkbar machte. So begegnet es uns auch täglich, daß einer und derselbe leibliche Eindruck das eine Mal ein Gefühl von freudiger, andre Male von mißbehaglicher Art erregt, noch andre Male aber uns ohne alle innre Bewegung lässet; es geschieht uns, daß solche Eindrücke, welche an sich selber dem Leibe von wohlgefälliger Art sind, ein Mißfallen der Seele nach sich ziehen, oder umgekehrt. Wie vermag doch

oft ein einziges Wort, ja die freundliche oder gleichgültige Miene eines geliebten oder verehrten Menschen unser Herz freudig emporzuschwellen oder niederzubeugen; ein kleiner Vortheil, oder ein unbedeutendes, andre Male uns gar nicht auffallendes Hinderniß, erfüllt uns zuweilen mit einem Gefühle von innrer Kraft, oder mit Bangigkeit.

So bemerken wir auch, daß die Gefühle, selbst wenn sie unmittelbarer als Folge eines Momentes der Empfindung erscheinen, öfters noch fortdauern, wenn jener Moment längst vorüber ist, und zwar nicht nur in der Art, in welcher die Erschütterung an einer Glocke noch fortbebet, wenn der Schlag, der sie veranlaßte, längst vorbei ist, sondern vielmehr in jener Art, in welcher ein lebendiges Wesen, das man aus dem Schlafe erweckte, nun aus selbstständiger, innrer Kraft fortwachet, auch wenn der Anstoß, der es erweckte, nicht bloß längst vorübergegangen, sondern sogar vergessen ist. Denn hierin bestehet eine Eigenthümlichkeit unsrer Gefühle: daß die Kraft derselben noch wirksam ist, auch dann, wenn die Seele kaum mehr weiß, was die Veranlassung zu dieser ihrer Stimmung gegeben. Eben so wie die Kraft der genossenen Speisen in unsrem Leibe noch andauert, ja sogar erst dann bemerkbar wird, wenn der Bissen, den wir zu uns nahmen, nicht mehr geschmeckt wird.

Gefühl ist mithin nicht ein und dasselbe mit der sinnlichen Empfindung oder auch mit der Wahrnehmung, aber aus beiden kann die Seele, gleich der Biene, welche den Nektar jetzt der einen, dann der andern Blume kostet, den nährenden Honig der Gefühle bereiten. Auch mit der Bewegung, sowohl der äußern der Glieder als der innren des Begehrens ist das Gefühl nicht ein und dasselbe oder nothwendig davon abhängig. Ist doch selbst die äußre Empfindung von der leiblichen Bewegung so getrennt, beide sind einander so entgegengesetzt, daß bei einer heftigen und gewaltsamen Anstrengung der Glieder durch den bewegenden Willen den unvermuthet empfangnen Wunden ihr gewöhnlicher Schmerz benommen wird, so daß die-

selben das Auge früher bemerkt, als sie von dem fühlenden Nerven empfunden werden. So ist es zwar auch ein feststehendes Naturgesetz, daß nur solche belebte Wesen eine Empfindung in ihnen selber und für sich selber haben, welche durch sich selber und für sich selbet sich bewegen (nach §. 6 und 7), aber beide, das Bewegen und das Fühlen, sind auf dieselbe Weise zusammengesellt und zugleich so gänzlich von einander geschieden, wie die beiden entgegengesetzten Pole eines Magnets.

Dasselbe Verhältniß denn, was zwischen der leiblichen Empfindung und Bewegung, bestehet auch zwischen dem Gefühl und Begehren der Seele. Daß eine heftige Begierde oder Leidenschaft die Seele, wie hier der gemeine Ausdruck mit vollem Rechte sagt, gefühllos mache, lehret uns jede alltägliche Erfahrung. Die Bewegung des Begehrens wecket allerdings öfters ein Gefühl auf, oder es wird umgekehrt von diesem das Begehren aufgeregt, das aber, was aufregt, stehet hierbei in einem so abweichenden Verhältniß der Stärke oder der Art zu dem, was aufgeregt wird, daß schon hieraus die innre Verschiedenheit beider zur Genüge erhellet. Im Allgemeinen läßt sich die Abgränzung des Gefühls so bestimmen: das Begehren bestehet in einem Bewegen, das Empfinden gehet von einem leiblichen Gewordenseyn aus; das Erkennen ist auf ein Seyn der höhern Ordnung, auf ein Mit- und Zusammenseyn des Erkennenden mit dem Erkannten, das Gefühl auf ein Werden gegründet. Denn es ist z. B. nicht der gegenwärtige Genuß, sondern die Hoffnung des künftigen Genusses, aus welchem das Gewebe auch der niedreren Gefühle bestehet; wenn die etwa ersehnte, leibliche Lust vorhanden ist, erregt sie die leibliche Empfindung, in welcher das eigentliche Gefühl der Seele erstirbt, wie einige Arten der Gewächse, wenn sie vorher eine Reihe der Jahre in Kraft der Hoffnung gelebt haben, alsbald sterben, sobald das von ihnen erstrebte Wesen der Blüthe und Frucht zu Stande gekommen. Aus diesem Grund sind jene Gefühle in uns die mächtigsten, die andauerndsten, welche auf ein Werden, nicht

des jetzigen sterblichen, sondern des künftigen, ewigen Menschen gerichtet sind, dessen Keim mitten in dem Wesen des irdischen Lebens geboren und entfaltet wird. In jeder Hinsicht kann man sagen, daß die Seele in den Gefühlen nur die psychischen, unsichtbaren Prinzipien: die innren Anfänge der äußren Ereignisse, so wie die wiederum in das Innre, in die Region eines neuen Werdens zurückkehrenden Ausgänge derselben als Nahrung aufnehme. Denn unsre meisten recht lebendigen Gefühle sind ein Vorgenuß des Hoffens oder ein Nachgenuß der Rückerinnrung von einem wirklich leiblich werdenden oder ehemals gewordnen Genuß, welcher, wenn er da ist, oder als er da war, nicht selten unserm innren Menschen, wie kein Genuß erschien. Die Seele, als Herr des Hauses, hält entweder zuerst ihr Mahl, ehe dem Leibe, dem Diener des Hauses, vergönnt wird, auch seiner Sättigung zu gedenken, oder auch umgekehrt, sie speiset zur späteren Stunde als der arbeitende Leib, fast niemals aber mit diesem zugleich und an demselben Tische.

Die Wirkung der Gefühle erscheint uns gewöhnlich als eine kürzer oder länger andauernde Spannung und Bekräftigung (auch Schwächung) der Seelenthätigkeit. Wie wir oben gesehen haben, ist es nicht ein leibliches, sondern ein psychisches Element in dem Empfindbaren, was den Grund der Gefühle bildet. Ein Werden, welches mit jenem der Seele von gleichem Geschlecht ist, wird von derselben hineingezogen in den Vorgang des Gefühles, und theilet, wie der geistig genahte Freund oder Feind, oder nach einem hier näher liegenden Vergleich, wie die gesunde oder schädliche Nahrung dem Leibe, so dem Wesen der Seele den anregenden (auch wohl hemmenden) Einfluß seiner eignen, psychischen Wirksamkeit mit. Denn was für den Leib und seine Erhaltung Speise und Getränke, das ist für die Seele die Region der Gefühle. Gefühle sind es, welche in dem innren, psychischen Leben die erste Kraft zum Wirken erwecken, und welche nachmals diese Kraft nähren, wachsen machen und vollenden; Gefühle sind es, welche sogar unsre Empfindungen, so wie die Wahrnehmungen

der äußern Sinne schärfen und bekräftigen, denn sie allein, weil die Fülle, die den innren Menschen bekräftigt, auch über die Kräfte des äußeren ihre wohlthuende Macht ausbreitet, legen in die Außenwelt erst das hinein, was die sehnende Seele in dieser sucht und begehrt. Darum erscheint einem Sinne, in welchen ein Gefühl der Freude seine Kräfte ergossen, das Grün der Auen doppelt so lieblich und schön als sonst, ja die ganze Welt der Sinnen dünkt ihm herrlicher und veredelter. Endlich so giebt jenes Gefühl, welches man als das des Staunens oder des Vergnügens an dem Neuen bezeichnen könnte, nicht bloß dem äußern Sinne eine verstärkende Kraft, sondern es erhöht eben so sehr das Auffassungs- und Erkenntnißvermögen des innren Menschen.

Wie der leiblichen Nahrung in der früheren, empfänglicheren Zeit der Kindheit ein ganz besondrer Einfluß auf die eigenthümliche Entwicklung der leiblichen Organe zukommt, so hat auch die erste psychische Nahrung eine ganz entschiedne Einwirkung auf die nachmals vorherrschende Richtung der Seele. Eine Wahrheit, welche man bei dem Geschäft des Erziehens der Jugend ohne Aufhören vor Augen behalten sollte.

Der psychische Nahrungsstoff der Gefühle, fordert, wenn er dem innren Leben gedeihlich werden soll, nicht bloß die Beihülfe der selbstthätigen Kraft, sondern wie der wohlgenährte Leib die Bewegung der Muskeln, so bedarf die Seele, gestärkt durch die Macht der Gefühle, ein Verarbeiten dieser Stärkungsmittel in die lebendige That. Ein beständiges, thatenloses Schwelgen in Gefühlen, seyen es auch solche von geistigerer Art, führt das innre Leben zu einer ähnlichen Erschlaffung und Lähmung, als das beständige Ueberfüllen des müssigruhenden Leibes mit Speise und Trank dem Körper schadet und lähmt. — Wie ein Uebermaß der leiblichen Nahrung Betäubung oder Berauschung herbeiführt, so entstehen durch ein Uebermächtigwerden der Gefühle die Affekten, deren Wirkung auf die Seele auch bald betäubend, bald berauschend erscheint. Hierzu gehören

Freude, Entzücken, Schmerz, Furcht, Ueberraschung, Hoffnung, Verzweiflung, Reue, Schaam, Zorn.

Beachtenswerth ist die ganz besondre Beziehung, in welcher die Lebendigkeit und der eigenthümliche Ton der Gefühle mit der Stimmung und der Thätigkeit jener Organe des Leibes steht, welche der Ernährung desselben, und namentlich der Verdauung dienen. Mit dem Vorgang der leiblichen Ernährung hat jener des Gefühles auch darinnen Verwandtschaft, daß derselbe so wenig unter der Herrschaft des Willens steht, welche sowohl über die Aeußerungen des Begehrungsvermögens als über die Thätigkeit des Erkenntnißvermögens sich ausdehnt. Wie nach außen oder unten hin, bei dem Wechselverkehr der Seele mit dem Leibe als verbindendes Medium zwischen beiden, die im §. 28 erwähnten ätherischen Prinzipien auftreten, so gehen auf dem umgekehrten Wege des Aufsteigens oder Hineingehens der leiblichen Anregungen nach dem innern Kreise des Seelenlebens die Gefühle hervor, welche eben so verschieden sind von den körperlichen Empfindungen, durch welche sie etwa erregt wurden, als das Blut und die geformten Theile eines lebenden Organismus von den Nahrungsstoffen, welche der Magen aufnahm. Beispiele von dem Einfluß lebhafter Gefühle, welche auf das Gemüth eines Kindes einwirkten: Linné, Haydn u. A.

Temperament und Charakter.

§. 32. Wie dem äußerlich sichtbaren Menschenleibe sein innerliches, festes Gestell, der Knochen seinen Hauptumriß und seine Form giebt, so hängt auch die besondre Aeußerungs- oder Erscheinungsform der einzelnen Seele von einem Feststehenden und sich Gleichbleibenden in ihrem Wesen ab, welches insgemein als Charakter bezeichnet wird. Mit diesem stehet aber das Temperament oder die Naturart, so wie die Sinnesart in so naher Beziehung, daß wir, schon um die öfters eintretende Verwechslung zu verhüten, auch diese erläutern müssen. Wir beginnen denn mit der Betrachtung der Temperamente, oder Naturarten.

Schon das Alterthum unterschied vier Temperamente, und in der That, wenn wir die verschiederen Naturarten des Menschen genauer beachten, finden vir bald, daß die Theilung in vier eben so wohl und fest begründet sey, als die Theilung der Sinnen des Haiptes in die Vierheit des Gesichtes, Gehöres, Geruches und

Geschmacks. Denn es ist ein und derselbe Grund, welcher hier wie dort diese doppelte Zwiespaltung bewirkt, und welcher überhaupt in der ganzen Sichtbarkeit jene Vierheit entstehen lässet, die in den Hauptordnungen der Naturreiche ins Auge fällt (nach §. 5, 6, 7).

Zwei Pole oder Angeln sind es (nach §. 3), welche als die Grundfesten alles besondern Seyns erkannt werden: der eine Pol ist die Beziehung des Einzelwesens auf den allgemeinen Grund, durch den es ist, der andre ist die Beziehung desselben auf die Welt der Dinge, für welche und zu welchen es ist. Das Einzelwesen empfängt bei seinem Entstehen und in jedem Augenblick seines Fortbestehens seine selbstthätige Kraft aus dem Quell alles Seyns und Lebens; diese fortwährende neue Schöpfung und Belebung wird aber nur dadurch möglich, daß in dem Einzelwesen ein den oberen Einfluß aufnehmendes Vermögen: Empfänglichkeit für denselben da ist. Es werden mithin an dem Verhältniß des besondern Seyns zu dem allgemeinen Grund alles Seyns zwei Richtungen unterschieden: eine von unten nach oben gehende, der aufnehmenden Empfänglichkeit oder des Sehnens, und eine von oben nach unten, von innen nach außen gekehrte der Selbstthätigkeit, die durch den oberen, belebenden Einfluß erzeugt ist. Aber auch in dem Verhältniß des Einzellebens zu der Gesammtheit der Dinge außer ihm: für die Welt, zu welcher und für welche es geschaffen ist, lassen sich zwei ähnliche Grundrichtungen: eine passive und eine active unterscheiden. Das Einzelwesen ist selber ein organisches Glied, für welches und in Beziehung auf welches die andern Dinge da sind, und als solches wirkt es selbstthätig auf die Welt des Mannichfaltigen ein und genießt derselben. Auf der andern Seite aber ist das Einzelwesen ein Etwas für Andre, ein ergänzendes Glied für die Gesammtheit der andern Wesen; hingegeben zum Dienst und Genuß der Andern.

Diesem Doppelpaar der Polaritäten oder innren Entgegensetzungen entsprechen die zwei Paare der Naturarten oder Temperamente. Denn während sich das melancholische wie das cholerische Temperament zunächst

aus dem Verhältniß der Seele zu dem oberen, belebenden Einfluß entwicklen, so gehen die beiden andern aus dem Verhältniß derselben zur Welt hervor. Die melancholische Seelenform zeichnet sich durch ein sein Wesen begründendes Uebergewicht der passiv aufnehmenden Empfänglichkeit über die activ abwehrende Kraft aus. Diese Naturart ist am Menschen öfters eben so reich an tief gefühlten Freuden wie an selbstgeschaffnen innren Qualen, doch erscheint sie, in ihrer geistigen Verklärung, als jene Seelenform, durch welche ein nach der ewigen Heimath unsres Geistes gerichtetes Streben am öftersten und wirksamsten sich kund machet. Sie ist daher die herrschende Seelenform der erhabensten Dichter und Künstler, der tiefsten Denker, der reichsten und größesten Erfinder, der Gesetzgeber, vor allem aber jener Geister gewesen, welche ihrer Zeit und ihrem Volk den Zugang zu einer oberen, seligen Welt des Göttlichen eröffneten, nach welcher sie selber ein Zug des unstillbaren Heimwehes emportrug. Das cholerische Temperament, an welchem die Kraft des innren, selbstthätigen Bewegens über das auch in ihm mächtige Vermögens des Aufnehmens vorwaltet, ist in seiner höchsten Verklärung die herrschende Seelenform der Heroen unseres Geschlechts, der Helden im äußern, wie im innren Kampf gewesen. Die selbstthätige Richtung in dem cholerischen Temperament gehet in ihrer Kraft, wie der Strahl des Lichtes, der vom Feuer hervorkommt, in gerader Richtung, darum ist sie von beständiger, sich gleich bleibender Art; dagegen gehet die lebendige Beweglichkeit, die im sanguinischen Temperament ist, wie die Wirksamkeit der Wärme, nach vielen Richtungen hin und erscheint deßhalb wandelbarer und unstäter. Diese Seelenform war öfter bei großen Geschäftsmännern und vielthätigen Geistern die herrschende, wie die phlegmatische, bei welcher die innre, bewegende Kraft schwach, die Empfänglichkeit für den äußern Eindruck unvermögend sich lebhaft zu concentriren erscheint, öfters die Seelenform des mühseligen, für Andre thätigen Fleißes war. Die Temperamente finden sich nur selten rein von einander abgegränzt und ausgeprägt; in der

Natur des einzelnen Menschen, und an einem und demselben Menschen können sie im Verlauf des Lebens Abänderungen erleiden, wie denn häufig im Alter das sanguinische Temperament ins phlegmatische, das cholerische ins melancholische übergeht.

Außer den vier Temperamenten unterscheiden Einige, als eine fünfte, der Gesammtheit der vier gegenüberstehende Form des Erscheinens der Seele die Sinnesart oder Gemüthsart. Diese pflegt der Ausdruck des gemeinen Lebens öfters mit dem selbstständiger erworbenen Eigenthum unsres Wesens, mit dem Charakter zu verwechseln. Wie jedoch das Temperament, so erscheint auch die Sinnesart als etwas, meist Angebornes, etwa so wie die Form und die Züge des Angesichtes bei dem leiblichen Menschen dieß sind. Die Gemüthsart kann, z. B. als harmlos freundliche, oder als leicht aufregbare, zur Feindseligkeit geneigte Stimmung mit den verschiedensten Arten des Temperamentes sich zusammengesellen. Sie ist sehr vom Körper, z. B. von der vollkommneren, zur leichteren Verdauung geschickt machenden Einrichtung des Magens, oder von dem Gesundheitszustand der Leber und des Pfortadersystemes abhängig.

Weit verschieden von der Gemüthsart wie vom Temperament ist der Charakter. Dieser ist jene Gestalt der wirkenden und erkennenden Seele, welche durch ein öfters wiederkehrendes und andauerndes Bewegen des innren Wollens nach einer gewissen Richtung hin, begründet und ausgebildet wird. Nur der Mensch hat einen Geist, welcher aus freiem Willen diese oder eine andre Richtung des Wirkens und Handelns wählen kann; nur der Mensch, unter allen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit, hat deshalb einen Charakter.

Beispiele für das cholerische Temperament nach Aristoteles Angabe: Sokrates, Plato, unter den Heroën Ajas, Herkules. — Als Beispiel für die kräftig selbstthätige (cholerische) Naturart die meisten Besieger und Führer der Völker, unter den Heroën Achilles, unter den Dichtern Aeschylos, aus den Künstlern der neuern Zeit Michel Angelo. Sanguiniker: Cicero und Plinius der Aeltere. Hieher gehört Fr. Oberlins, des vielthätigen Mannes Schilderung seines eignen, sanguinischen Temperamentes. Beispiele für die phlegmatische Naturart hätten gewiß der Erfinder des Demantschleifens: van Ber-

quem und andre solche auch in wenig erfreulicher Geschäftigkeit ausdauernde Männer gegeben. Unter den Künstlern mehrere treue Nachahmer der gemeinen Natur aus der holländischen Schule. — Ueber Verschiedenheit der Naturarten oder Temperamente schon bei Thieren aus derselben Familie vergl. man oben S. 27. Den Scheidungen der einzelnen Thiergattungen in Arten und Unterarten liegt meist schon eine Verschiedenheit der Dispositionen zu einer oder der andern Naturart zu Grunde. Bei dem Thier ist auch die Naturart, wie das, was an ihm der Gemüthsart entspricht, etwas Feststehendes; Charakter kommt nur dem Menschen zu.

Das Begehrungsvermögen.

§. 33. Der Geist des Menschen trägt in das Spiel der Neigungen und Begierden des Leibes Züge und Kräfte seiner eignen, ewigen Natur hinein, welche weit über das hinaus liegen, was der Leib zu seiner Ernährung und Entwicklung bedarf, und was die in ihm lebende thierisch-menschliche Seele erstrebt. Die Farbenpracht und der Glanz, mit welchem sich die Blume schmücket, wenn die Zeit der Vermählung naht, verbinden sich zu derselben Zeit im selbstthätig bewegteren Thiere mit dem ausdrucksvollen Gesange und mit jener aus ihrem gewöhnlichen Ufer tretenden Fülle von Muskelkräften, welche zu den Wettkämpfen der Männchen unter einander aufreizt. Die bildende Kraft des Gewächses bereitet schon im voraus für den Keim, der im Samen liegt, die nöthige Nahrung und fügt dem Embryo den Eiweiskörper hinzu; das Thier häufet für die Zeit des Mangels, der im Winter eintritt, schon im voraus Vorrathe von Honig oder Früchten an. Der Geist des Menschen, dessen Begehren nur durch das gesättigt werden kann, was nicht von sterblicher Natur, sondern gleich ihm von ewiger Dauer ist, verklärt zwar, sobald er seiner Bestimmung gemäß frei und herrschend geworden, diese Richtungen in etwas unendlich Höheres (nach §. 49), dagegen verwandelt er auch in seinem gebundnen, kranken Zustand das Streben der Seele, dem künftigen Mangel zu begegnen, in Geiz, welcher auf das vergängliche Gut den Schein der Unvergänglichkeit und Unermeßlichkeit übertragen möchte; er verwandelt den

bewußtlos hervortretenden Liebreiz, welcher bei der Blume und dem bunten Schmetterling nur auf den Wechselverkehr der Geschlechter gerichtet ist, in Gefallsucht und Eitelkeit, welche selbst noch dem verwelkten Leibe die Gebärde der Jugend aufdringen; die eifersüchtige Kampflust des Thieres in Stolz und unersättliche Herrschbegier; das Streben desselben nach selbstständiger Fortbewegung in Freiheitssinn, welcher freilich erst durch seine Ausartung zum Ordnungshasse den an sich selber edleren Charakter verliert.

Im niedrern Thierreich fällt die Aeußerung des Bewegens noch ganz mit dem leiblichen Bewegen zusammen; auch noch beim Menschen wiederholt sich, nur auf einer mehr innren und höhern Stufe in der Geschichte des Begehrungsvermögens dasselbe, was sich uns in der Bewegung der Muskeln und dem in ihr waltenden Gesetz vor Augen legte. So verschieden nämlich, wie die Arten der Bewegung am thierisch-menschlichen Leibe und vollkommen parallel mit diesen in ihren Richtungen, sind die Neigungen und Leidenschaften unsrer Seele. Die Muskeln des Hauptes und seiner Organe, vornämlich des Auges und der Zunge, dienen meist dem Wechselverkehr mit einer höheren Ordnung der natürlichen Dinge: den Bewegungen nach dem Lichte und der allumfangenden Luft hin; den Bewegungen der Mienen und Tonsprache. Jene Richtungen der wollenden Seele, welche dem ersteren leiblichen Geschäft entsprechen, erscheinen in ihrer vergeistigten Form als Wißbegier, und zum Theil als Sucht nach dem Neuen und nach Zerstreuung; die innre Richtung, die der Bewegung des Sprechens parallel steht, ist das Streben nach Mittheilung und der hiezu nöthigen Zusammengesellung mit Andern. Dem Trieb nach selbstständiger freier Bewegung entspricht im Menschen das Verlangen nach Thätigkeit und Geschäftigkeit, nach ungehemmter Aeusserung des freien (eignen) Willens. Der Bewegung nach der Nahrung hin entspricht im menschlichen Begehrungsvermögen die Neigung nach äußerem Eigenthum und Besitz, eine Neigung, welche im gesunden Verlauf des innren Lebens von harmloser und stiller

Natur ist, dann aber, wenn der Geist seinen irrenden Willen, statt auf den innren und ihm angemessenen Besitz, auf den äußern, leiblichen wendet, zur Habsucht und zum verheerenden Geiz wird. Jener Trieb, welcher die Geschlechter zusammengesellt, erscheinet, wenn er zu seiner Zeit im Thier erwacht, als der übermächtigste, furchtbarest waltende von allen. Auch die Bewegungen der Seele, welche dieser Richtung entsprechen, sind mächtiger und tiefer gründend als alle andre, eben erwähnte. Verwandt mit jenem Hinaustreten des thierischen Bedürfnisses aus seinen eigentlichen, natürlichen Gränzen, bei welchen die bloße Eßlust zur Habsucht wird, welche selbst den Nahrungsstoff, dessen der gesättigte Leib nicht bedarf, begierig anzieht und mit thierischem Nahrungsneid festhält, steigert sich schon im Thierreich die Anziehung des Geschlechts zu einem Anschein von Herrschsucht. Unter dem Geschlecht der Hüner, wie unter jenem der Seelöwen suchet ein Einzelwesen der Vielen sich zu bemächtigen, über deren Wirken und Wesen es eine ähnliche Herrschaft auszuüben strebt, als über die Glieder des eignen Leibes. In andrer, aber immerhin verwandter Form gestaltet sich die diesem entsprechende Region der Neigungen in dem Begehrungsvermögen der selbstbewußten Wesen. Die anziehende Macht der zweiten Ordnung, wenn sie als eheliche und elterliche Liebe in ihrer natürlichen Gränze geblieben, erscheint bei dem Menschen, wo Seele und Geist in diese Richtung ihren verklärenden Strahl geben, in einer lieblicheren Gestalt, als bei allen andern Wesen unsrer Sichtbarkeit. Es gestaltet sich hier auch der Liebreiz, welcher bei dem Thiere nur ein leiblicher, vergänglicher war, zu einem geistigen, ewig dauernden. Die Seele wirbet, in dem Zug der Freundschaft und der höheren Liebe, um eine andre Seele, um an die neugewonnene das eigne geistige Bewegen und Empfinden, die innere Seligkeit wie den Schmerz mitzutheilen. Wie jedoch schon unser äußrer Mensch öfterem Erkranken ausgesetzt ist, als der Leib des Thieres, so noch mehr der innre, auf dessen freien Willen ohne Aufhören der Zug zweier entgegengesetzter Welten einwirkt. Es

entspricht hier jener leiblichen Lüsternheit, die etwa beim Vogel das Versäumen der eben gelegten Eier herbeiführt, die eitle Gefallsucht, welche nur zum Vergnügen der eignen Selbstsucht andre Seelen zu reizen und anzuziehen strebt, ohne das Leben dieser Seelen zu wollen und zu lieben. Wenn die Verirrung aus dem weiteren Kreise einer oberen, allgemeineren Lebensbewegung in den eignen, engen, einen höheren Grad ersteigt und hartnäckiger wird, dann gestaltet sich die Eitelkeit zum Hochmuth und zum Alles verachtenden Stolz. Die Seele will und suchet alsdann nicht andre Seelen, um in ihnen das Werk des Lebens zu wirken, sondern um das Leben in ihnen zu zerstören, und dasselbe dem eignen, armen Selbst auf ähnliche Weise zuzueignen, wie der Tiger das Fleisch der eignen, hülflosen Jungen verschlingt. Da schließt sich dann an den Stolz die Herrschsucht an, die Verderberin der Menschen und Völker. Schon auf der niedrigern, fleischlicheren Stufe dieser Richtung lehrt uns die Beobachtung öfters eine nahe Verwandtschaft zwischen der Wollust und Mordlust kennen.

Wie eine Steigerung der Gefühle die Affekten erzeugt, so gehen aus einer Steigerung der Bewegungen des Begehrens die Leidenschaften hervor, wie Liebe, Haß, Neid. Der Unterschied zwischen den Affekten, z. B. Zorn, und der Leidenschaft, z. B. Haß, bestehet hauptsächlich darinnen, daß der Affekt, gleich den Bewegungen der leiblichen Trunkenheit sich nicht verbergen kann, daß er schnell vergeht wie ein Rausch, meist durch öftere Wiederkehr unkräftiger wird, mit Abspannung endet. Die Leidenschaft dagegen wirkt im Innren verborgen ihr Gewebe, wächst durch jede Nahrung immer mehr an, wird sogar durch ihre Befriedigung meist noch unersättlicher, sie wirket mit Bewußtseyn und kalter Ueberlegung, so daß die Kräfte des Verstandes und der innren Sinnen durch Leidenschaft sogar geschärft erscheinen können.

Die Sucht, immer nur Neues zu hören und zu wissen, führt leicht von dem feststehenden Grund des rechten Erkennens hinweg; die Wahrheit ruhet zuletzt auf allbekanntem thatsäch-

lich gegebenem Grunde; die beste Form, in der sie sich ausspricht, ist zugleich die älteste und einfältigste. Der eben erwähnten, krankhaften Verirrung des edlen Triebes nach Erkennen und Wissen entspricht in einer zweiten Region des Begehrungsvermögens die Sucht nach Neuerungen und beständiger Veränderung der örtlichen Stellung, so wie der Verhältnisse des Lebens. Ein Beispiel für diese Entartung des Strebens nach freier Bewegung giebt selbst der Vater des großen Keppler, noch mehr die Vagabunden des höchsten Grades, wie der Portugiese Pinto u. A. In einer dritten Region des Begehrungsvermögens äußert sich eine ähnliche Verirrung als unbezähmte Begierlichkeit nach fremdem Eigenthum, als Hang zu Diebereien, wie ein solches Beispiel die Gemahlin des berühmten Arztes Gaubius und jener Arzt gaben, von welchem J. C. Lavater erzählt, zugleich aber eines von Besiegung jenes Hanges Saurin war. Am furchtbarsten, (mit Grausamkeit und Mordlust gepaart) erscheinen die gleichnamigen Verirrungen der Seele in der niedersten Region ihres Begehrens: in der Form der Gefallsucht und Wollust, noch mehr in jener der unbändigsten Herrschsucht. Beispiele sind hier vornämlich die Wollüstlinge mit Herrschergewalt, wie sie unter den Stämmen der Neger (als Tschaka, Moslekats) und im Orient als Timurlenk, Dschengiskan zum Schrecken ihrer Zeitgenossen auftraten.

Gemeingefühl, Mitgefühl und Gewissen.

§. 34. Jenes Vermögen der Menschenseele, welches wir hier betrachten, ist eines der merkwürdigsten, ja das bedeutungsvollste unter allen, welche ihr innenwohnen. Gegründet in dem tiefsten Innren der Seele, an der Wurzel ihres eignen Seyns und Werdens selber ragt und wächst es so hinüber in das Gebiet eines andren Seyns, daß es zugleich auch ein Eigenthum oder bewirkbares Organ für dieses andre Seyn wird. Ein Punkt des unmittelbaren Begegnens für das Bewegen des eignen, so wie für das eines fremden, äusseren Lebens; wie am äußren Menschen die athmende Lunge ein Punkt des Begegnens der äußeren Luft und der innren Woge des Blutes ist.

Mit dem Worte Gemeingefühl bezeichnen die Aerzte an der leiblichen Natur des Menschen ein Vermögen, das sich gewöhnlich nur bei Kranken oder Blindgebornen deutlich entfaltet: das Vermögen der gesammten Außenfläche des Leibes, auch ohne die wahrnehmenden Sinne

des Gesichts und Gehörs, ja ohne unmittelbare Berührung die Annäherung fremder Körper und selbst den Umfang (die Gestalt) dieser Körper zu bemerken. Dieses Vermögen scheint auf einer Uebertragung der Fähigkeit des Empfindens, die sonst an die oberen Sinne gebunden ist, auf die anderen äußeren Theile des Leibes zu beruhen; denn der Nachtwandler findet mittelst des Gemeingefühles seinen Weg mitten durch das nächtliche Dunkel, und weiß allen ihm entgegenstehenden Hindernissen eben so sicher auszuweichen, als ob er die äußern Gegenstände mit offnen Augen sähe, beleuchtet vom hellen Tageslicht. Aber die Gränzen dieses Gemeingefühls erscheinen zuweilen noch weiter ausgedehnt, als in dem Zustand des Nachtwandelns; es scheint, selbst im Thierreich, als könne das fühlende Vermögen über seinen eignen Körper hinaus auf einen andern, fremden Körper sich erstrecken, dessen Bedürfnisse, so wie dessen Schmerz der eigne Leib dann eben so wahrnimmt, als ob es der seinige wäre. Im niedren Thierreiche, namentlich bei den Insekten, ist ein solches Gemeingefühl öfters von der Mutter oder Pflegerin über die junge Brut ergossen, und macht jene fähig, das Bedürfniß der stummen, hülflosen Larve, welche des Futters, oder der Wärme und zuletzt das Zuschließen der Brutzelle mit Wachs bedarf, zu verstehen; auch noch im höheren Thierreiche ist dieses Band des Mitgefühles um Mutter und Junge geschlungen, und giebt der Bruthenne jenen feinen, aufmerksamen Sinn auf das, was nicht zunächst die Erhaltung und Pflege des eignen Leibes, sondern der zarten Küchlein angehet; giebt ihr sogar statt der gewöhnlichen, eine ganz eigenthümliche Sprache des Mitgefühles, jene bald vor Gefahren warnenden, bald zum Futter herbeirufenden Locktöne, die das junge Thier alsbald versteht. Bemerkenswerth ist es an dieser Sprache des Mitgefühles, die sich im Thierreiche bei mehreren Gelegenheiten entwickelt, daß sie als eine für alle lebende Wesen der verwandten Ordnung verständliche erscheinet, denn jenen warnenden Laut, den der brütende oder die Jungen pflegende Vogel beim Anblick einer nahen Gefahr hören läßet, beachten nicht bloß Vögel

von andrer Art, sondern auch das kleine Nagethier des Waldes. Und in der That selbst noch dem redenden Menschen giebt das Mitgefühl eine Sprache, die dem fremden Herzen innerlich befreundeter ist, zu diesem den Eingang sicherer findet, als alles andre Reden. Denn das Mitgefühl, oder wenn wir den andern Namen lieber wollen, das Gemeingefühl, ist schon an sich selber das Medium, wodurch Seele zu Seele spricht, eine Seele der andern sich wahrhaft und innerlich vernehmlich macht.

Aber das Vermögen der Seele, welches wir hier betrachten, ist nicht bloß das Medium, worinnen eine Seele der andren sich kund giebt und über das Wesen der andren sein innerstes Wahrnehmen ausdehnt, sondern, in seiner höheren Form, als Gewissen ist es zugleich das Medium, in welchem der Menschennatur die Stimme des Göttlichen vernehmlich wird; es ist ein Mitwissen der Seele mit dem göttlichen Wissen. Wir wollen uns dieses durch die Betrachtung einiger analoger Züge, aus der Geschichte der thierischen Natur deutlicher zu machen suchen.

Wenn sich, schon beim Thiere, wie etwa bei unserm Haushunde oder beim gezähmten Elephanten das Analogon eines Gewissens zeigt, welches noch vor dem Empfangen der Strafe den Ungehorsam oder den wilden Ausbruch der nur künstlich gebundnen, thierischen Natur ahndet; so ist dieses gleichsamige Gewissen nur auf das Verhältniß des zahmen Thieres zum Menschen gegründet. Im wilden Zustand beißt und zerreißt der Hund Alles, was seinen wilden Trieb aufreizte und freut sich der zerreißenden Kraft; eben so tödtet der wilde Elephant den zu kühn ihm nahenden Menschen, und erfreut sich seines Sieges. Wenn aber der Mensch das eigenthümliche Bedürfen und Begehren jener Thiere in die Gemeinschaft seines eignen Wollens aufgenommen, wenn er ihre Natur dem Gesetz seines denkenden Geistes unterworfen hat: dann gestaltet sich in der Seele des Thieres ein gemeinsames Gefühl (Mitgefühl) für die Richtungen und Bewegungen des fremden, höheren, und des eignen, untergeordneten Willens. Auf eine

bemerkenswerthe Weise sehen wir bei einigen unsrer Hausthiere aus diesem psychischen Wechselverkehr mit dem Menschen eine eigne Sprache, man könnte sagen die Sprache des thierischen Gewissens entstehen. Es drückt der fröhlich schmeichlende Hund die Freude über das Wohlgelingen einer Handlung, welche sein Herr ihm geboten, eben so, wie die Reue über ein Bestrafung verdienendes Vergehen, durch Gebärden und Töne aus, welche er sonst niemals im Verkehr mit andern Thieren, oder selbst mit den ihm fremden Personen vernehmen lässet.

Wenn dann im Spiegel des menschlichen Willens das gezähmte Thier seinen eignen Willen und die abweichende Richtung desselben bemerkt, da scheint allerdings vom Geist des Menschen aus noch ein andrer mächtigerer Schrecken durch die Seele der ihrer selber nur mittelbar bewußten Creatur zu gehen, als der Schrecken oder die Furcht vor bloß leiblicher Züchtigung. Selbst der mächtige Elephant, welcher Furcht vor körperlicher Züchtigung von Menschenhand kaum kennet, wenn er in einem Aufwallen der alten Wildheit den Treiber getödtet hat, der ihn zur Unzeit reizte oder übermäßig anstrengte, stehet zitternd und die Schuld wie anerkennend da, und ist dann insgemein so nachgiebig und lenksam, daß ein schwaches Kind ihm gebieten kann.

In der Seele des Menschen wird das Gemeingefühl durch einen Strahl des Geistigen und Göttlichen zum Gewissen und zur Sprache des Gewissens verklärt. Dieses ist ein gemeinsames Gefühl für den unwandelbar guten, göttlichen Willen und für den eignen, so oft abirrenden Menschenwillen. So nothwendig wie mein Geist das, was er erfahren und sich vorstellet, in den Worten seiner Menschensprache bedenkt; so nothwendig spricht mein Gemüth über sein vormals und eben jetzt vollführtes Handeln in Worten einer Sprache, welche nicht die gewöhnliche des Menschen, sondern die eines göttlichen Gesetzes ist. Denn das Gewissen ist die Stimme eines Wechselgespräches der Menschenseele, nicht mit sichtbar lebenden Wesen ihrer Art, sondern mit einer Welt des verborgnen Lebens in Gott.

Es ist der Spiegel des göttlichen Seyns und Wesens, in welchem die Menschenseele, der hierzu im Gewissen das Organ gegeben ist, ihr eignes Thun beschauet, und, im Strahle eines göttlichen Lichtes, es erkennt. Hierbei verdient eine öfters von Forschern der Natur der Seele gemachte Beobachtung ein Erwähnen; jene Beobachtung, welche ein plötzliches Aufwachen des Gewissens in der Seele von schweren Verbrechern wahrnahm, wenn diese in die Nähe solcher Menschen kamen, in denen jene Kraft sehr mächtig war, welche man als die des Gottesbewußtseyns bezeichnen könnte. Der Mensch, in welchem der höhere Frieden des Geistes, mit allen seinen Kräften der Ewigkeit lebt, vertritt in diesen Fällen einem Andren, dessen Innres durch das Bewußtseyn schwerer Schuld unstät und flüchtig ist, die Stelle jenes göttlichen Spiegels, in welchem sonst das Gewissen des Menschen das eigne Thun anschaut, oder er vertritt an ihm wenigstens die Stelle, die, in den oben erwähnten Beispielen der selbstbewußte Mensch im Verhältniß zu dem seinem Willen unterworfnen Hausthier einnimmt. Verbrecher, welche vor dem Auge des frivolen Richters, so sehr er sie auch bedräuete, Alles läugneten, und hierbei in kalter Härte, unbewegt blieben, sind zuweilen bloß durch die Blicke eines Menschen, in denen jene höhere Kraft der Ewigkeit lebte, bewegt und durch ihn in Kurzem zum Geständniß der That geführt worden. Denn ein gutes Gewissen, beides vor Menschen und vor Gott, und der innre, feststehende Frieden, der mit ihm verbunden ist, erscheinen dem Innren, unstät bewegten Unfrieden gegenüber, wie eine feste Felsenwand, von welcher das Echo der innren Stimme des Gewissens zum Schrecken des Hörers zurückschallt und diesen, gleich dem Nachtwandler, der seinen eignen Namen vernimmt, erweckt.

Eine besondre Beachtung verdient die eigenthümliche Sprache, welche das Mitgefühl den Thieren, z. B. der Gluckhenne verleiht. Jene ist, auf ihrer niedern Stufe, der Sprache der Begeisterung analog und giebt nach §. 42 selbst eine Hindeutung auf den Ursprung der Menschensprache. — Als eine Aeußerung des Mitgefühles im weiteren Sinne läßt sich auch jenes Theilnehmen der thierischen Seele an den Bewegungen der äußern

Natur, namentlich der Atmosphäre betrachten, auf welches sich das Vorausgefühl (Ahndungsvermögen) für künftige Witterungsveränderungen und andre Naturereignisse gründet. Beispiele von Aeußerungen des Ahndungsvermögens, die sich auf das Schicksal fremder Personen bezogen, finden sich in m. Geschichte der Seele §. 34; namentlich die Beobachtung an einer Taubstummen, von welcher Madame Beaumont erzählt; ein Beispiel von solcher Ahndung, die eine Rettung aus eigner Gefahr herbeiführte, war das, was dem Prof. d. Mathem. Böhm in Marburg wiederfuhr. Ein Ahndungsvermögen, das in ganzen Völkern sich regte, gab sich vor dem Aufgang des Christenthums kund. — Welche Macht das gute Gewissen eines Menschen über andere schuldbeladene Seelen habe, das beweist die unwiderstehliche Wirkung wahrhaft frommer Lehrer der Religion. Da wo sich einst das göttlich Reine dem menschlich Unreinen nahete, fühlten sich Alle von seinem Wissen in ihrem Gewissen getroffen. (Joh. 8, v. 7 b. 9.) Andre Beispiele aus dem Kreise menschlicher Erfahrungen s. man in m. Gesch. d. Seele.

Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand.

§. 35. Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Erkenntnißvermögens im engeren Sinne. Wie, so sahen wir oben (im §. 31), die Empfindung und das Gefühl auf ein leibliches Gewordenseyn und auf ein Werden, das Begehren auf ein Bewegen gegründet ist, so beruhet das Erkennen auf einem lautern Seyn. In ihm wird der ruhende Mittelpunkt des Lebens der Seele gefunden, welcher selber unbewegt, dennoch der anregende Grund und Lenker aller Bewegungen; das Bildungsgesetz und die feststehende Norm alles Werdens ist. Schon im sichtbaren Lichte erkannten wir oben den in aller Sichtbarkeit liegenden Zug nach der Sichtbarkeit Quell und Ausgang an. Wie der Gedanke, welcher des Geliebten gedenkt, das Bild dieses Geliebten in sich trägt, so trägt auch das Sehnen aller sichtbaren Creatur, wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit Ursprung, ein Bild dieses Ursprunges in sich, und dieses Bild ist das Licht. Noch vielmehr, inniger, tiefer, mächtiger, als in der sichtbar gewordnen Leiblichkeit, wohnet in der Seele des Menschen ein Mitgenosse und Abglanz des ewigen, seligen, vollkommenen

Seyns, und dieser Abglanz ist der erkennende Geist in uns.

Die Kraft der innren Sinne, Einbildung und Gedächtniß, offenbart auch das Thier. Dieses kennt die Bilder und die Rührungen des Traumes eben so, wie der Mensch, nur fehlt jenen Bildern die lebendige Sprache des Geistes, welche sie im Menschen empfangen. Auch der Zauber der Verwandlungen, durch welche die Phantasie einen äußern Gegenstand innerlich in einen andren, etwa heftig begehrten, sich umschaffet, ist namentlich dem einsam eingesperrten Vogel nicht fremd. Nicht ganz abzusprechen ist dem Thiere selbst jenes Vermögen, welches mit gewisser Vorliebe, jetzt mehr nach der einen, dann nach der andern Bewegung oder Gestaltung des innren Sinnes sich hinrichtet und dieselbe festhält, so wie die Kraft an die vorkommenden äußern Erscheinungen innerlich andre, jene öfters begleitende anzuknüpfen: an die Ursache das Bild der Folgen und Wirkungen. Der Fisch eilet, wenn das Glöckchen ertönet, das ihn öfters zum Futter gerufen, ans Ufer; Thiere der verschiedensten Arten und Entwicklungsstufen erwecken, bei gewissen äußern Eindrücken, durch selbstständige Rückwirkung der Seele, die verwandte Welt ihrer innren Sinnen. Der überlegende Elephant, wenn er das Hinderniß, das seinem Geschäft des Ziehens und Tragens einer Last entgegensteht, nicht bloß bemerkt, sondern demselben auszuweichen weiß, thut jedoch noch mehr, er übt dann eine Art von Urtheilskraft. Ja noch mehr: wann jener (nach der Wahrheit gezeichnete) Homerische Hund, der den Herrn nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder erkennt, mit der geliebten Gestalt und der Stimme des alten Pflegers zugleich der vormals genossenen Wohlthaten und Beachtung sich erinnert; so könnte es scheinen, als dämmerte hierbei in der Seele des Thieres eine Spur von Selbstbewußtseyn. Eines Selbstbewußtseyns, das, mitten in dem Loos der jetzigen Verachtung und Entkräftung, der Jugend gedenkt, in welcher eben dieser veraltete Leib die Freude des Herrn war, zu dessen Füßen er jetzt stirbt.

Aber selbst dieser Schein von Selbstbewußtseyn kommt dem Thiere nicht an sich selber und in Beziehung auf den „unruhigen Fluß" seines Werdens zu, sondern dasselbe empfängt ihn nur durch sein Anhalten an das feststehende Wesen des Menschen. Anders dagegen und selbstständiger, nur auf ein göttliches Seyn, nicht auf irgend eine Kraft der Creaturen gegründet, erscheinet das Selbstbewußtseyn in der Seele des Menschen. Hier ist ein Seyn, vergleichbar dem göttlichen, welches sich überall im Strom des Vergänglichen als ein ewig Dasselbe Bleibendes erkennet, und sich bei seinem Namen: „ich bin es" nennet. Das Selbstbewußtseyn erscheinet im Menschen als der Anfang und das Ende aller der Geschäfte des Erkennens und der Wechselwirkungen der Seele mit der sie umfassenden Welt.

Während das Bewegen des Sehnens, des Suchens wie des Fliehens, der geschaffenen Seele zunächst nur in Beziehung auf das Geschöpf zukommt, ist in dem Erkennen kein Bewegen noch Suchen, sondern ein Ruhen und Befriedigtseyn, weil dasselbe ein Theilhaben an einem ewigen Seyn, ein Mitseyn des menschlichen Wesens mit Gott ist. Der Mittelpunkt nur ist ein unbewegbar Ruhendes, weil er selber Alles trägt, nicht von einem Andern getragen wird; weil nach ihm alles Einzelne, er selber aber nicht von dem Einzelnen gezogen wird. Gott ist die ruhende Mitte alles Wesens der sichtbaren und unsichtbaren Welt. In Ihm und zu Ihm ist Alles was gemacht ist: die ganze Fülle des Erkennbaren. Auch das Feststehende im Geist des Menschen, das wir mit seinem eigentlichsten Namen als Selbstbewußtseyn und Selbsterkenntniß bezeichnen, empfängt sein Ruhen und Stillstehen nur dadurch, daß es der tragende, über Alle waltende Mittelpunkt ist, jener Welt des Begehrenswerthen, des Empfind- und Erkennbaren, welche sich im Verlauf des Lebens um diesen Mittelpunkt her offenbaren und kund machen soll. Wie schon an dem organischen Leibe die angebornen Glieder und Theile in unmittelbarer Beziehung stehen auf alle einzelnen Regionen und Elemente der umgebenden Außenwelt, und mit diesen von gleicharti-

ger innrer Stimmung sind; so ruhen noch vielmehr in der Seele die Beziehungen und Uebereinstimmungen mit der ganzen Welt der unsichtbaren Anfänge (§. 26). Sie könnte nicht Theil haben an dem allumfassenden, göttlichen Seyn, wenn ihr nicht selber, der Möglichkeit nach, ein solches allbegreifendes Seyn, eine solche, das Viele umfassende Einsicht innenwohnte, welche freilich nur durch das Mitwirken und die polarische Ergänzung durch ein göttliches allgemeines Erkennen zu einer Wirklichkeit (nach §. 28) wird.

So ist denn in dem Innren der Seele, der Möglichkeit oder dem mütterlichen Keime nach, eine ganze Welt des Erkennbaren; aber sie bedarf einer Sonne von oben, damit sie offenbar werde. Es walten auch in dieser innren Welt, wie in der großen Welt Gottes, jene beiden Bewegungen, welche das Leben des Einzelnen schaffen und erhalten: die von oben nach unten, von innen nach außen wirkende, selbstthätig anregende, und die von unten nach oben, von außen nach innen gerichtete, passiv aufnehmende und empfangende. Diese beiden Mächte der Seele, welche zunächst von dem feststehenden Mittelpunkt des Selbstbewußtseyns aus und nach ihm hingehen, heißen Verstand und Vernunft.

Wenn wir zuerst den Unterschied dieser beiden Eigenschaften der Seele in seiner größesten Allgemeinheit bezeichnen sollen, so nennen wir den Verstand das messende, erkennende Vermögen der Seele für jenen Zug, welcher die Einzelnen und Besondern mit einem Allgemeinen und Höheren vereinet, und ihnen hierdurch ihr bleibendes Wesen und Bestehen giebt; zugleich mithin das messende Vermögen für die Kraft, mit welcher sich die Dinge der Außenwelt unserm eignen, bewegenden Willen entgegenstellen. Dagegen ist dann die Vernunft das messende Vermögen für jene Kraft des eignen Wesens selber, welche von innen heraus auf die Dinge der Außenwelt gerichtet ist: das erkennende Vermögen für das innwohnende, unsichtbare Prinzip der sichtbaren Bewegung. Sie ist mithin der bemerkende Sinn für den Zug, der von innen nach außen, von oben herniederwärts nach dem Unteren, von dem Ursprung alles

Seyns zu dem einzelnen Wesen geht. Mit andern Worten: der Verstand ist zuletzt der innre Sinn für ein allgemeines Gesetz der Unterordnung alles Einzelnen unter ein höheres Ganzes; er ist der Sinn nicht bloß für den Zug, welcher die Wesen nach dem Ursprung ihres Seyns hinführt, sondern auch für die Weise dieses höheren Ursprunges, welche jener Zug durch sein Wirken dem Mannichfaltigen und Verschiednen einprägt (m. v. das S. 60 über das Licht Gesagte). Wie sich aber die Freiheit zum Gesetz verhält, so verhält sich die Wirkungssphäre der Vernunft zu jener des Verstandes. Die Vernunft ist — selber von gleicher Natur mit jener Freiheit, und deshalb Gleiches dem Gleichen gegenüber — die messende Kraft für das von oben nach unten, von dem allgemeinen Ursprung alles Seyns auf das Besondre und Einzelne gerichtete Walten der Freiheit.

Der Verstand ist das Vermögen zu einem geometrischen Erfassen und Ermessen der Dinge. Er erkennt das Allgemeine der Form, mitten unter den Verschiedenheiten der Bestandtheile der gebildeten Masse, ja er ergänzt diese einmal anerkannte Form, auch wenn ihm nur ein Theil derselben offenbar wird; wie der Krystallkundige, auch wenn sich ihm nur eine oder etliche Flächen eines übrigens verstümmelten und verwachsenen Krystalles, mit einem und dem andern der anstoßenden Winkel zeigen, aus diesen Flächen die zu ihnen gehörigen, sie ergänzenden bestimmt. Galilei hatte für alle Körper der Erde jenes allgemein gültige Gesetz der Schwere und des Zuges gegen den gemeinsamen Mittelpunkt erkannt, nach welchem die Kraft dieses Zuges bei fallenden Körpern in quadratischem Verhältniß der Zeiten wächst. Nachdem hernach Newton dasselbe Gesetz der Schwere, welches nicht bloß für die Zeiten des Falles, sondern auch für die Abstände der sich wechselseitig anziehenden Körper anwendbar ist, in der Bewegung des Mondes um die Erde nachgewiesen hatte, dehnte der ergänzende Verstand den einzelnen Punkt, welchen er gesehen, alsbald zu einem Kreise aus, der das ganze Weltgebäude umfasset. Es wurde erkannt, daß jenes Gesetz eben so für alle Planeten, Monde und

Kometen unsres Sonnensystemes, wie für alle wägbaren Körper der Erde gelte.

Das eigenthümliche Vermögen des Verstandes: an den einzelnen Dingen von ähnlicher Art, oder von verwandter Region den allgemeinen Zug anzuerkennen, wodurch sich dieselben gleichen, und die obenerwähnte, ergänzende, ausführende Kraft jener Seelenthätigkeit, begründet und entwickelt sich durch länger fortgesetzte Erfahrung, eben so wie das Entscheidungsvermögen des Auges über die Abstände und Umrisse der gesehenen Körper (das Augenmaaß) sich im Kinde allmählig durch das Betasten der Gegenstände mit den Gefühlsorganen ausbildet. Es wird der eigenthümliche Glanz und die Farbe etwa für ein Merkmal des Metalles genommen. Wenn aber auf diesen Zug einer oberflächlicheren Aehnlichkeit hin der Glimmer zum Silber — als Körper gleicher Art — gestellt wird, der Schwefelkies zum Gold, dann bedarf es eines tiefern Ergründens der wesentlichen und bleibenden Merkmale des Metalles, durch weiter eindringende Beobachtung, um den anfänglichen Mangel der inneren Beachtung zu ergänzen.

Jenem Geschäft des Verstandes zur Seite gehend, übt dann die Vernunft ein andres, das allerdings ungleich bedeutungsvoller zugleich aber auch schwieriger und fast leichter dem Irren ausgesetzt ist, als das Geschäft des Verstandes. Wenn z. B. dieser es anerkannt hat, daß alle Vögel Eier legen, und diese, mit mehr oder minderer Sorgfalt, bebrüten, so wie die Jungen versorgen, und wenn hierauf die Erfahrung in der Geschichte des Kukuks eine augenfällige Ausnahme nachgewiesen, da wird allerdings der Verstand den Grund dieser Ausnahme bald (wenn auch zum Theil fälschlich) in der andersartigen Lage des Magens, bald im eigenthümlichen Futter des Kukuks, oder in den langen Zwischenräumen zwischen dem Legen des einen und des andern Eies aufsuchen. Dagegen vermag nur die Vernunft das eigentliche Geheimniß jener bewundernswürdigen Anhänglichkeit, mit welcher hier die fremden Pflegeeltern das anvertraute Junge versorgen: das Geheimniß eines um alle Einzelnen ge-

schlungenen Bandes der allbedenkenden, Alle bemerkenden Liebe zu ergründen. Der Verstand verstehet allerdings die erhabenen Gesetze der Bewegung der Weltkörper um den gemeinsamen Centralkörper, und erfreut sich der hehren Ordnung; die Vernunft dagegen vernimmt die Bewegungen eines Willens, deren Gesetz der Verstand nicht ergründet, welche aber, auch wo sie scheinbar widersprechend durch die bestehende Ordnung des Sichtbaren hindurchgehen, zu einem harmonischen Einklang sich vereinen. Die Wirkungssphäre des Verstandes ist hierbei das Bestehende, das offenbar Gewordne; die Sphäre der Vernunft das Werden selber; die feste Basis, an welcher sich das Verständliche abspiegelt, ist der gewordene Leib und seine offenkundige Geschichte; die Basis der Vernunft die innre, an sich selber dunkle Welt des Wollens und Strebens.

Die Vernunft wurde schon manchmal ein „Vermögen der Prinzipien" genannt. Sie ist nicht bloß ein passiv aufnehmender, bemerkender Sinn für jene unsichtbaren Anfänge (Ideen), aus denen alles sichtbare Seyn und Bewegen in der Natur hervorgeht, sondern eine Kraft, welche selbstständig diese Anfänge (Ideen) in sich trägt und bewegt. Verklärt im Menschen, durch das Walten des Geistes, erschaffet die Vernunft über und in der Welt der tausendfältig verschiednen, erscheinenden Formen, auf dem Grund der Seele selber, eine Welt des Idealen, und weiß diese Welt zur äußern That zu machen. Wie immer das Gleiche nur vom Gleichen erkannt wird; so erkennet die Vernunft die innren, letzten Anfänge (Prinzipien) aller sichtbaren Lebensbewegungen, weil sie selber von der Natur dieser Anfänge ist. Sie erfasset die Urbilder jener Bilder, welche die Einbildungskraft von außen empfängt; erkennet die obere Welt selber, deren umhüllende Lichtsphäre der Verstand nur siehet. Dieser erhebt sich zum Verstehen des Gesetzes, nach welchem die Sichtbarkeit gestaltet und regiert wird; die Vernunft aber zum Erkennen jener allwaltenden Kraft, welche dieses Gesetz gab und nach ihm regiert. Der Verstand betrachtet das höhere Allgemeine nur im Spiegel des Besondern;

die Vernunft erfasset dieses Besondre, noch ehe es zu dem geworden, was es ist, noch ehe es die sichtbare Gestalt nahm, in jenem höheren Allgemeinen, in jener mütterlichen Weisheit, aus welcher alles erscheinende Daseyn hervorgeht, selber.

Verständlich und erfaßbar ist dem Verstande (der Gesichtskraft der Seele) das Abbild jenes Höhern und Allgemeinen, das sich in der vergänglichen Form spiegelt. Denn hehr und gewaltig, wie auch dieses Abbild von Millionen der Lichtwellen widerstrahlt, ist es dennoch, als Eigenthum des vergänglichen Wesens, selber von vergänglicher Natur, gleich dem betrachtenden Auge; es ist zu einem äußerlich Bestehenden geworden. Unermeßbar groß ist denn die Welt, welche das Auge wie der betrachtende Verstand überblicken; so groß als der Abstand der einzelnen Dinge von dem Ursprung alles Seyns, so hoch erhaben als der Schöpfer über dem vergänglichen Geschöpf stehet. Wenn nun dagegen die Vernunft diese Schöpferkraft nicht nur mittelbar, im Abbilde, sondern unmittelbar, in ihrem Wesen selber erfasset, ihr Bewegen vernimmt, so gründet sie hierinnen zwar tiefer als der Verstand, stehet aber diesem zugleich an äußrem Umfang des Erfassens nach. Denn dieser Umfang ist so begränzt, wie die Kraft, welche im endlichen Wesen wohnet, im Vergleich mit der unendlichen Kraft des Schöpfers selber es ist.

Obgleich Verstand wie Vernunft ihre höchste Entfaltung erst durch den Geist empfangen, der selber von göttlicher Natur, unmittelbarer das Göttliche erfasset; so lassen sich doch diese beiden Richtungen der erkennenden Seele schon in ihrem einseitigeren Verkehr mit dem sichtbar Irdischen beim Thiere nachweisen. Wenn der oft gescheuchte Vogel, mitten aus den besondern, eigenthümlichen Kennzeichen der einzelnen Person, den allgemeinen Charakter der Menschennatur, ja irgend eines ihm freundlichen oder feindlichen, einzelnen Standes der Menschen herausfindet und anerkennt, so ist dieses eine, wenn auch nur abbildliche, Aeußerung des Verstandes. Diese Richtung der lebensthätigen Seele regt sich schon, wenn auch versenkt in ein bewußtlos

leibliches Bilden, in den bauenden Termiten und in den Bienen, wenn jene die Körnlein des Sandes oder des Thones, diese die Scheiblein des Bienenharzes (propolis) oder des Wachses, stets das Gleiche zum Gleichen, und hiermit jedes an seinen angemessnen Ort fügen. Dagegen ist dann jenes innre Aufmerken, womit der Steinbock der Alpen die eigne Kraft zum Sprunge, gegenüber der Kluft, über welche sein Weg ihn führte, abmisset; jenes Aufmerken, durch welches das gezähmte Thier, dem beherrschenden Menschen gegenüber, die eigne Ohnmacht und die Uebermacht der Menschennatur beachtet und hiernach das eigne Handeln und Bewegen einrichtet, eine vorbildliche Aeußerung der Vernunft. So wird auch in jenen mannichfachen Listen, durch welche der Fuchs oder einige ihm hierinnen ähnliche Raubthiere ihre Beute berücken und erschleichen, das Aufdämmern eines vernünftigen Ueberlegens erkannt. Ueberhaupt wird jede erkennende Thätigkeit der Seele, wodurch diese die Dinge der Außenwelt in ihrem wechselseitigen Verhältniß zu einander abmisset, die Aeußerung eines dem Verstande ähnlichen Vermögens seyn, während jener, gleichsam arithmetische Sinn, mittelst welchem die Seele ihr eignes innres Leben, und seine Kraft, im Verhältniß zu diesen Dingen der Außenwelt abwäget und berechnet, der Vernunft entspricht. Beide, der geometrisch, das Gebiet der Sichtbarkeit abmessende Sinn, von seinen verhülltesten Regungen an, in der webenden Raupe und Spinne, bis zu seiner Entfaltung zum Verstande, der im Menschen, wenn er z. B. die nährende Kraft der Saamen der einen Getreideart erkannt hatte, diese Kraft auch in andern ähnlichen Grasarten voraussetzte, und hierdurch den Ackerbau begründete; so wie das arithmetische Beachten des selbstthätigen Bewegens (gleichsam eines innren Tönens) und seiner Con- und Dissonanzen, welches als halbthierische Vernunft beim Menschen noch die Kleidung und allerhand Werkzeuge der täglichen Nothdurft erfand, sind mithin ein beständiges Eigenthum der thierischen und thierisch-menschlichen Seele.

Doch ist bei allen solchen Uebereinstimmungen zwischen jenen Selbstthätigkeiten bei dem Menschen und bei dem Thiere ein sehr tiefgreifender Unterschied nicht zu übersehen. Nur im Menschen nämlich ist jene Wirklichkeit des Seyns, welche sich auf ein Theilhaben am göttlichen Seyn gründet; darum ist auch bloß in ihm ein wahrhaftes Selbstbewußtseyn; im Thier ist zunächst nur ein beziehungsweises Seyn, für und zu allen andern Creaturen; ein Theilhaben an dem Seyn der äußren Sichtbarkeit. — Wenn etwa im gezähmten Thiere ein Schein des Selbstbewußtseyns aufdämmert, so ist dieser nur ein fremdes Licht, das vom Menschen ausgehet; ein Widerschein vom Selbstbewußtseyn des Menschen. Die von innen nach außen gerichtete, gleichsam erkennende Kraft, welche wir als Analogon des menschlichen Verstandes betrachteten, beziehet sich im Thiere, eben so wie die von außen nach innen, von unten nach oben gekehrte, vernunftartige, bloß auf den Wechselverkehr mit der sichtbaren Außenwelt. Dagegen kommt in dem Doppelstern der Menschenseele noch ein zweites Centrum, das wache Selbstbewußtseyn; noch eine zweite, höhere Potenz des Verstandes und der Vernunft hinzu, welche für das Erkennen einer unsichtbaren Welt des Geistigen und Göttlichen gemacht ist. Das Thier besitzt nur die eine, niedrere oder irdische Art der Vernunft und des Verstandes; der Mensch hat hierbei auch zugleich die andre, göttliche Art, obgleich er viel häufiger nur von der irdischen Art Gebrauch machet, als von der höheren.

Noch erwähnen wir, daß die Vernunft bei manchen ihr gelingenden Funktionen als Tiefsinn, der Verstand in verschiednen seiner Aeußerungen als Scharfsinn sich kund giebt, welche letztere Richtung, in ihrer niedreren, aufs bloß sichtbare Wesen begründeten Erscheinungsform W i tz genannt ist. Ueberhaupt ist auch bei allen diesen abgeleiteten Funktionen der beiden erkennenden Grundvermögen überall eine niedrere (thierisch-menschliche) und eine höhere (göttlich-menschliche) Weise zu unterscheiden. Die thierisch-menschliche Vernunft erscheint in allen ihren Geschäften eigennützig und selbst-

süchtig; durch sie beachtet die menschliche Natur, was das Ihre ist, durch die höhere Art der Vernunft aber das, was Gottes ist. Der thierisch-menschliche Verstand erkennet, was die Dinge in Beziehung auf einander und auf die Gesammtheit der sichtbaren Welt sind; der höhere Verstand weiß, was sie in Beziehung auf Gott, oder auf ein höheres, göttliches Gesetz sind, welches der erleuchtete Verstand eines Keppler und Newton inmitten der Schöpfungen Gottes anschauten.

Die Funktionen des Verstandes stehen zu denen der Einbildungskraft in einem ähnlichen Verhältniß, als jene der innren Theile des Gehirns (Sehehügel, Vierhügel) beim Entstehen einer optischen Vorstellung, zu der Funktion des Auges beim Aufnehmen des Eindruckes, den eine Gestalt oder Farbe macht; schon die Einbildungskraft übt das Geschäft eines Denkens in Bildern, wie der Verstand das eines Denkens in Begriffen. Beide zusammen, Einbildungskraft und Verstand bilden die denkende Intelligenz (Denkvermögen), deren Elementarfunktionen das Begreifen, Urtheilen und Schließen sind. M. v. Dr. Andr. Erhard, Handbuch der Logik, München 1839.

Die innren Sinne des Menschen, namentlich Einbildungskraft und Gedächtniß.

§. 36. Wir unterscheiden an der Thätigkeit der innren, eben so wie an der der äußern Sinne eine zweifältige Richtung, welche gewöhnlich als Einbildungskraft und Gedächtniß beschrieben und benannt wird. Jene, in einer an ihr leicht bemerkbaren Doppelform, entspricht den äußern Sinnen des Gesichts und Geschmacks; das Gedächtniß aber dem Geruch und Gehör.

Die bloß reproducirende Einbildungskraft stellet unverändert und treu die vom äußern Auge erfaßten Bilder innerlich dar; so oft auf diese Region der innern Welt die beleuchtende Sonne des Wollens oder Begehrens strahlet. Von solcher bloß reproducirender Art scheint die Einbildungskraft des Thieres zu seyn. Dagegen empfängt im Menschen, durch das Geschäft des Geistes, die Einbildungskraft nicht bloß das Vermögen, innerhalb der Gränzen der von außen offenbarten und gegebenen Geschlechter neue Arten (species)

zu erschaffen, sondern auch durch einen Weg der Metempsychose, welcher an die Lehre des Alterthumes von der Wanderung der Seelen erinnert, den in die innre Welt der Vorstellungen aufgenommenen Eindruck in eine höhere oder niedrere Form einzukleiden.

Die Gebilde und Wesen der innren Welt, welche der Boden der Einbildungskraft erzeugt und heget, stehen der bemerkenden Seele, eben so wie die Körper der Sichtbarkeit dem Leibe, bald näher bald ferner. Es führt zu einigen von ihnen, welche Gegenständen der Außenwelt entsprechen, denen eine besondre Kraft innwohnet, angenehme Gefühle aufzuregen, ein Zug der Zuneigung, den die Sprache mit dem Worte Geschmack bezeichnet, und derselbe innre Sinn ist es, der auch andre Bilder und Vorstellungen der innren Region als gleichgültig, oder sogar als widerwärtig vermeidet oder verabscheut. Etwas Allgemeines der Richtung wird zwar hierbei in allen Menschenseelen gefunden, zugleich verräth jedoch auch jede von ihnen in einzelnen Zügen ihren besondern Geschmack. Beachten wir dieses Allgemeine und Besondre in der Anziehungskraft der Seele, wodurch diese einen Theil ihrer Innenwelt so beständig und oft sich zurückruft und so nahe sich aneignet, als gehöre er zu ihrem Wesen selber, dann werden wir an das erinnert, was bei dem Herauswählen der Nahrungsmittel durch den Sinn des Geschmacks, am leiblichen Menschen sich kund giebt. Es ist der Zug der öfteren und innigeren Anneigung nach solchen Bildern und Vorstellungen der innren selbstgeschaffnen Welt gerichtet, die am meisten zur eigenthümlichen Gestaltung und Entwicklung der Seele gewirkt haben und noch wirken, und derselbe Zug lehret solche Bilder und Vorstellungen vermeiden, welche jener eigenthümlichen Gestaltung hinderlich erscheinen oder ihr doch nicht förderlich sind.

Den scharfspürenden Hund leitet der Geruch nach der begehrten Beute hin. Dieser Sinn hat zunächst die Bestimmung, alle Einwirkungen der bewegenden Kraft des Lebens auf die Außenwelt wahrzunehmen und diese Bewegungen, nur in andrer Form, sind auch der Gegenstand des Wahrnehmens für das Ohr (nach §. 18).

Diesen beiden Sinnen des Leibes, Geruch und Gehör, entspricht in seinen verschiednen Richtungen und Funktionen das Gedächtniß. Die zunächst zweiseitige Richtung des Gedächtnisses wird unter den verschiednen Namen des Orts- und Sach-, sowie des Ton- und Namengedächtnisses bezeichnet. In allen diesen Funktionen bemerkt jener innre Sinn, welcher in einem weitern Verstande des Wortes Gedächtniß ist, zunächst nicht das Gewordenseyn, sondern das Werden, nicht das ruhende Bestehen und Beharren, sondern das selbstthätige Bewegen oder das Bewegtwerden der Dinge der innren Welt. Denn auf einer solchen selbstthätigen Bewegung der Seele nach einem Gegenstande der Aussenwelt hin beruhet das Wort, mit welchem die Sprache den Gegenstand bezeichnet, und welches das Gedächtniß im engeren Sinne auffasset. Der Akt des Namengebens, den die Seele in der Sprache, getrieben durch die höhere, selbstthätige Kraft des Geistes, gegen die Dinge der Außenwelt übt, ist eine innre, der Thätigkeit des Wollens und Begehrens nahe verwandte Regung, welche durch eine äußre, dem benannten Gegenstand zukommende, geweckt wird. Denn die Namen, welche der Mensch den Gegenständen der Natur, sowie den Gebilden seiner innren Welt giebt, stehen ursprünglich in einer wesentlicheren, näheren Beziehung mit den Dingen selber, als man gewöhnlich zugeben wollte. Sie sind, gerade für diese Dinge, so nothwendig und unabänderlich, als die Resonanz oder das Mittönen eines klingenden Körpers, jetzt in diesem, dann in einem andren Tone, je nachdem dieser oder ein andrer Laut von außen erschallte.

Das Ton- und Wortgedächtniß auf der niedrigsten Stufe seiner Aeußerungen bestehet in dem Vermögen, den gehörten Schall unverändert auf die nachbildenden Organe der Stimme überzutragen. In solcher Art finden wir jenen innren Sinn selbst bei den gelehrigen Vögeln, doch begründet das eigenthümliche Vorrecht der Natur des Menschen vor der des Thieres: die vieltönige Stimme und Sprache in unsrer Seele einen Umfang des Ton- und Wortgedächtnisses, wie wir das-

selbe bei keinem andern Wesen unsrer Sichtbarkeit wiederfinden. Daß die eben genannten beiden, scheinbar so nahe zusammenhängenden Vermögen des Ton- und des Wortgedächtnisses unter sich, sowie von der Einbildungskraft sehr verschieden sind, beweisen solche Beobachtungen, nach denen, bei gänzlicher Lähmung des Wortgedächtnisses, das Tongedächtniß noch kräftig geblieben war, oder solche, aus denen hervorgehet, daß jene äussern Einflüsse, welche die Einbildungskraft lebhaft aufregen, in derselben Zeit zugleich hemmend auf die Funktionen des Gedächtnisses wirken.

Das Sachgedächtniß läßt sich als ein Wiederaufspüren der innren Bewegungen, welche in der Seele durch äußre Eindrücke aufgeregt wurden, mithin als ein auf seiner Stufe dem äußern Geruchssinn vergleichbares Vermögen betrachten. Durch das Sachgedächtniß fassen wir öfters den ganzen Inhalt eines gelesenen Buches oder einer vernommenen Erzählung treu auf und behalten ihn, ohne daß zugleich die Worte, in welche jener Inhalt eingekleidet war, in der Erinnrung bleiben, wiewohl in vielen Fällen ein treues Sachgedächtniß von einem guten kräftigen Wortgedächtniß begleitet ist.

Der leibliche Sinn des Gefühles oder des Tastens, bemerkt (nach §. 18) zunächst das Hinauswirken der innwohnenden eignen, bewegenden Kraft auf die Außenwelt. So ist auch ein innrer Sinn jenem des äußern Tastens gleichlautend und entsprechend; ein Sinn, welcher die Reihe und Aufeinanderfolge der eignen Handlungen der Seele: ihr von innen nach außen gerichtetes Wirken zurückspiegelt und aufbewahrt. Diese Richtung des Gedächtnisses für das eigne Wollen und selbstthätige Wirken könnte man mit dem Namen Besinnungskraft bezeichnen. Sie zeigt sich in vielen Fällen in so augenscheinlicher Weise, daß die andern Richtungen des Erinnerungsvermögens hierdurch ganz aufgehoben oder verdunkelt werden. Wie unter den leiblichen Sinnen gerade die beiden scheinbar niedrigsten: Geschmack und Gefühl es sind, durch deren Entwicklung und Stärke der Mensch sich vor andern Lebendigen auszeichnet; so

finden sich in seiner geistigen Natur auch der Geschmack (entsprechend dem leiblichen der Zunge) und die Besinnungskraft am eigenthümlich mächtigsten entwickelt. Aber nicht bloß hierinnen, sondern auch in Beziehung auf die andern innren Sinne darf das Eigenthümliche, das ihnen, im Vergleich mit ähnlichen Vermögen der thierischen Seele, der Geist des Menschen giebt, nicht übersehen werden. Nur der Mensch hat die schöpferische, auf ein Künftiges und Unsichtbares gerichtete Einbildungskraft; nur der Mensch merket die Bedeutung von Worten, welche sich auf ein Uebersinnliches beziehen; er nur merket Raum- und Ortsverhältnisse, welche nicht das Auge, sondern der berechnende Verstand gefunden und gemessen hat; nur er erinnert sich seiner Gedanken. Das Thier hat mithin auch von den innren Sinnen nur die irdische Art: ein bloßes Abbild der höheren.

Beispiele von besondrer Gedächtnißkraft aus älterer Zeit. Cyneas, Pyrrhus Gesandter, so wie der Redner Hortensius; aus neueren Zeiten Picus Mirandola, J. Scaliger, die Engländer Morton und Wallis, so wie der blinde James, der Florentiner Anton Magliabecchi, der Franzose Claude Menetrier, unter den deutschen Gelehrten namentlich Leibnitz. Das was in der frühesten Jugend ins Gedächtniß aufgenommen wird, bleibt am festesten stehen, das in späteren Jahren Erlernte ist wandelbarer und vergänglicher. Beispiele hiervon Daniel Heinsius, die Marchese Solari u. A. Man sehe das Ausführlichere hierüber in m. Gesch. d. Seele §. 36.

Das Wechselverhältniß der innren Sinnen und der Erkenntnißkräfte zu einander.

§. 37. Die Seele bildet sich ihre innre Welt, aus und nach der äußern, welche sie durch die leiblichen Sinnen erfasset, in eben der Art, wie der Leib in allen seinen Theilen durch die Nahrung sich bildet, welche er von außen aufnimmt. Diese Nahrung, auch nach ihrer Verwandlung in Blut, würde nimmermehr, gerade zu diesem Gliede, zu diesem eigenthümlich gestalteten Fleisch und Gebein werden, wäre das Glied nicht schon vor der Nahrung da. Die ernährende, Fleisch und Gebein erneuende Kraft, ist von derselben Natur, wie die bildende Kraft, die das Kraut oder das Thier

gestaltete, von denen der ernährende Stoff genommen worden, ja sie ist von höherer Art und Richtung als diese.

Das was die äußern Sinnen den innren und diese der denkenden und wollenden Seele geben, ist nur das Material, woran und worinnen die innre, selbstständig vorhandne Wirksamkeit sich äußern kann; denn das, was selbst der Welt der innren Sinnen ihr eigenthümliches Leben und ihren geistigen Reiz giebt, das erscheint selbst in den taub und blind zugleich gebornen, übrigens aber innerlich gesunden Menschen, als eine Kraft, welche eine solche scheinbar nach außen ganz verschlossene Seele fähig machet in den Bewegungen der andern Glieder, besonders aber durch die tastenden Hände, eine menschliche Vernunft zu äußern, höher als jene Kraft der Seele, welche das Thier oder den Blödsinnigen bei ihren Bewegungen leitet, obgleich diesen beiden alle Quellen und Zugänge der äußerlichen Erkenntniß offen stehen. Eben so wenig, als ein belebtes Thier oder der Mensch aus den bloß anziehenden und abstoßenden Kräften der irdischen Elemente entstehen könnten, eben so wenig entsteht das, was den Menschen in seinem Innren erst zum Menschen macht: das Vermögen der Ideen oder die Vernunft, aus den Elementen des äußern Erkennens, aus der zur innren Sinnenwelt gesteigerten Wahrnehmung der innren Sinnen. Hier wie dort ist ein Oberes und Innres selbstständig vorhanden, welches in der Fülle des irdischen Elementes als der beseelte, lebende Leib, in der Fülle der innren Seelenwelt als der denkende, selbstbewußte Geist sich offenbaret.

Selbst bei den gewöhnlichsten Aeußerungen des innren Sinnes ist es sehr bemerkbar, daß nicht ein mechanisch aufgenommener Eindruck so wiedergegeben werde, wie der Lichtstrahl vom zurückstrahlenden Spiegel oder der Ton vom Echo. Verwebt doch selbst die amerikanische Nachtigall (Spottdrossel) die Töne der vorüberfliegenden Vögel, nachahmend zugleich und selber dichtend, zu einem eigenthümlichen Gesange, in welchem selbst die scheinbaren Mißtöne zur Harmonie werden. So ist es auch das Geschäft des innren Sinnes, den

von außen vernommenen Laut, wie der im Käfig verschlossene Vogel, zu einem eigenthümlichen Werk zu gestalten. Der Fortgang dieses eigenthümlichen Verwandlungsgeschäftes steht fast in einem umgekehrten Verhältniß mit der Stärke des äußern Eindruckes, und der innre Sinn wirkt dann stärker und ungehinderter, wenn der Eindruck von außen gemäßigter ist; die Bildungen der innren Welt werden um so mannichfacher und reicher, wenn von der äußern Welt nur noch einzelne Eindrücke in die leiblichen Sinnen fallen. Ein zu lauter und übermächtiger Andrang, ein zu häufiger und mannichfacher Wechsel der äußern Anregungen zerstreut und schwächt, ja vernichtet sogar die Wirksamkeit des innren Sinnes (m. v. auch den §. 31).

Wenn wir namentlich die Geschichte des taubblinden Schottländers James Mitchel erwägen, an welchem sich Aeußerungen einer vernünftig denkenden, selbstbewußten Seele zeigten, obgleich er rücksichtlich seines Wahrnehmungsvermögens der Außenwelt scheinbar so weit hinter einem vernunftlosen, mit gesunden Sinnen begabten Thiere zurückstund, so erkennen wir deutlich, daß nicht der äußre Sinneseindruck es sey, der durch sein „Hineinfallen" in den innren Sinn, hier nach mechanischem Gesetz — wie der Hauch der Morgenluft in der Memnonssäule den Ton — die geistige Thätigkeit erst erzeuge oder wecke, sondern der innre Sinn ist es, der zuerst aus selbstthätiger Regung den ihm zugehörigen Sinnenstoff der Außenwelt aufsucht, und diesem nachgeht, wie das bewegliche Thier der feststehenden oder vor ihm fliehenden Nahrung; er ist es, welcher diesen Sinnenstoff zu finden weiß, wenn auch die meisten und gewöhnlichsten Zugänge zur Seele für ihn verschlossen sind. Mitten in dem (gleichsam) nur halbvollendeten Leibe jenes Taubblinden zeigte sich eine nach allen ihr angemessenen Richtungen sich entwicklende Wirksamkeit der Menschenseele. Er hatte deutliche Vorstellungen jener reproducirenden Einbildungskraft, welche wir sonst zumeist mit dem Sehevermögen in Verbindung setzen, denn er kannte länger als ein Jahr nachher noch einen von ihm vormals ge-

brauchten Fußschemel, kannte, wie ein Sehender, das Pferd seiner Mutter, wußte sehr gut, was ihm in dem fernen London (wo man versucht hatte, seine Augen zu operiren) geschehen war. Er hatte (durch das Gefühl) Begriffe von Härte, von Rundung, urtheilte ganz richtig aus der Gestaltung und Einrichtung eines Dinges auf seinen Gebrauch, schloß, vollkommen vernünftig, wenn seine Schwester, statt seinem blinden Haupte zu liebkosen, ihn sanft zurückstieß, daß er durch sein Benehmen anstößig und tadelnswerth gewesen sey, schloß, bei dem zu Bette liegen der Mutter auf Krankheit und größeste Krankheitsgefahr. In ihm war menschliches Gefühl für Recht und Unrecht; er wußte andern Menschen sich durch eine Zeichensprache mitzutheilen, mithin, auf seine Weise, mit ihnen zu reden.

Wenn auch manche der Züge, die man an dem Seelenleben dieses merkwürdigen Menschen beobachtete, schon beim dankbaren und überlegenden Hunde gefunden werden; so ist doch das eine, was in James Geschichte den Menschen als Menschen bezeichnete, schon diese Wißbegier, dieses Weiterforschen nach dem unbekannten Gebiet eines geistigen Erkennens, von welchem weder die gebundene Seele des Thieres, noch die schlafende des Blödsinnigen eine Spur zeiget. Es verhält sich in dieser Hinsicht die Seele des Menschen zu jener des Thieres, wie sich die belebende Kraft, die im Thiere waltet, zu der in der Pflanze verhält. Derselbe Zug, welcher das Thier nach der Nahrung und den andern von ihm begehrten Elementen des Lebens hinbewegt, vereint die Pflanze fest mit dem Boden, von welchem sie durch eigne Kraft sich nicht trennen kann. So ist auch in der Seele des Menschen jener Zug, welcher die Thierseele an das Geschäft eines bloß leiblichen Bildens und Gestaltens bindet, zu einem Zuge nach dem Bilden und Gestalten des innren und ewigen: des geistigen Menschen geworden, und dieser giebt der Seele jene freie, selbstständige Bewegung, deren sie für sich selber nicht fähig war; jene Bewegung nach oben, welche in ihrem Kreise der luftartig freien Bewegung des Thieres entspricht. Denn wie das Thier deshalb frei be-

weglich ist wie die Luft, weil in seinem (vorherrschend Stickstoffgas enthaltenden) Leibe eine luftartige Natur waltet, so hat die Menschenseele ein göttlich freies Bewegen, weil sie selber durch den belebenden Geist von göttlicher Natur ist.

Es regt sich schon bei dem Ungebornen im Mutterleibe, noch vor der Empfindung der Sinnen und vor dem Gefühl, das an der Oberfläche des Leibes haftet, die selbstständig von innen nach außen wirkende, bewegende Kraft. Sie äußert sich, vorerst wenigstens, als ein zuckendes Ausstrecken und Stoßen der Glieder. So regt sich auch in der Menschenseele zuerst und selbstständig das Sehnen und Erkennen eines Bildes, das von ewiger Natur in der vergänglichen Welt der Dinge sich abspiegelt. Nicht das äußre, an sich todte Abbild ist es, welches die Seele aufsucht und mit belebender Kraft um dieselbe wirbt, sondern sie, die Seele ist es, welche mit unaufhaltsamem Zuge jenes Abbild suchet, damit sie durch die Kraft des Geistes es belebe und verkläre. Die Gedanken vom Göttlichen, deren der Menschengeist fähig ist, werden erst durch Gottes Gedanken, wie diese in den Werken und im Wort sich geoffenbaret haben, zum Wachen und Leben gebracht, und es bleibt zuletzt nur das Sehnen und Suchen nach dieser Nahrung einer höheren Leiblichkeit (ein Sehnen, gleich jenem des Säuglings nach der Muttermilch) Eigenthum und Vorrecht der Menschennatur. Ueberall jedoch, wo diese Menschennatur die zur That und zum Wort gewordnen Gedanken der Gottheit erfasset, hält sie dieselben mit einer besondern Macht, als Gebilde der Erinnrung fest, als hätte sie ein Eigenthums- und Herrscherrecht über diese Gedanken. Und sie hat dieses wirklich, denn sie ist selber vom Geschlecht des Herrschers. Darum eilt auch der urtheilende Verstand des Menschen seiner Natur nach von Gedanken zu Gedanken, bis er — wie das weitblickende Auge als Quell des Lichtes das unmeßbar weit entfernte Gestirn — mit Hülfe der ihm beigesellten Vernunft den letzten Grund alles Seyns in Gott erkannt hat. Die Vernunft aber, zunächst das eigne Wesen und sein Bewegen verneh-

mend, schließt zuletzt das eigne Sehnen, das eigne, arme Bedürfen an eine Quelle der Erfüllung und Bekräftigung an, welche, eben weil sie nährende Mutter ist, zuerst eine sich selber dargebende Unterwürfigkeit des Säuglinges erfodert.

Die Geschichte des vor einigen Jahren verstorbenen blind und taub zugleich geborenen James Mitchel, so wie die an ihm gemachten, merkwürdigen Beobachtungen findet man ausführlich beschrieben in m. Gesch. der Seele §. 37. Die menschliche Vernunft äußerte sich bei diesem Menschen vornämlich in der sinnreichen Bemühung, den Kreis des Erkennens zu erweitern und in dem unabweisbaren Bedürfniß seine Gedanken an andre Menschen (wenigstens durch Zeichensprache) mitzutheilen. Die Menschennatur machte auch hier ihr angeborenes Recht giltig: zu sprechen.

Von Zuständen der Seele, welche dem Schlaf des Leibes vergleichbar sind.

§. 38. Auch im Leben der Seele wird ein beständiger Wechsel von innren Ereignissen bemerkt, welche der vergleichende Verstand, ohne der Wahrheit Gewalt zu thun, mit dem Schlafen und Wachen des Leibes vergleichen könnte. Dieser Wechsel erscheint auch für die Kräfte des innren Menschen von ähnlichem wohlthätigen Einfluß, als es für den äußern der Wechsel zwischen Schlaf und Wachen ist; denn wie der Schlaf die Glieder zum Tagwerk des Lebens stärkt und den Sinnen die gesunde Empfänglichkeit für das Licht und alle Elemente ihres Wahrnehmens zurückgiebt, so stärkt auch jenes Zurückweichen der Seele aus der selbstthätigen Richtung in die passiv aufnehmende, welches wir mit dem Schlafe vergleichen möchten, alle Kräfte und Fähigkeiten der Menschenseele und trägt auf sie die Anfänge eines neuen, frischen Auslaufes auf die Bahn des selbstthätigen Wirkens über.

In so fern die lebenstärkende Wirkung, welche die mit dem leiblichen Schlafe vergleichbaren Zustände auf die Menschenseele haben, darinnen begründet ist, daß die Seele während ihres Ausruhens, während ihrer Einkehr bei dem mütterlichen Grund und Boden ihres Ursprunges (m. v. den §. 20) die anregenden Kräfte eines

allgemeinen, oberen Lebenseinflusses in sich aufnimmt, könnte es scheinen, daß jene Zustände ein und dasselbe wären mit dem Ereigniß des Seelenlebens, das wir oben, im §. 30, mit einem Geschäft des leiblichen Athmens verglichen. Dennoch aber finden wir bei genauerer Beachtung, daß beide eben so untereinander verschieden sind, als das leibliche Athmen und der leibliche Schlaf auf ihrer Stufe es sind. Denn die Wirksamkeit jener Wechselverhältnisse des Einzellebens in seiner Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit, mit einem den Mangel ergänzenden, allgemeinen Lebenselement, die uns im §. 30 beschäftigten, fallen weder in den Bereich eines selbstbewußten Erkennens, noch berühren sie unmittelbar das Gebiet des freien Willens. Die beobachtende Vernunft lehrt uns, daß gerade dem größesten Mangel, dem dringendsten Bedürfniß der beseelten Wesen unsrer Sichtbarkeit die kräftigste Befriedigung und Ergänzung zu Hülfe komme, ja daß auf diesem wechselseitigen sich Begegnen der Noth und ihrer Abhülfe das Fortbestehen des Einzellebens begründet seyn müsse, weil nur solche Erscheinungsformen der Natur durch Fortzeugung sich erhalten, an denen die scheinbare Einseitigkeit, welche das ergänzende Element herbeiruft, recht entschieden ausgeprägt ist. Die Weise selber, in welcher dann beide Gegensätze sich begegnen und ergänzen, fällt kaum in den Gesichtskreis unsrer Wahrnehmungen; wo sie aber auch, namentlich in der Form des Instinktes, der das hülflose Gewürm zu seinem Futter führt und zur Vorsorge für die noch ungeborne Brut antreibt, wirklich Gegenstand der Beobachtung wird, da erscheint sie als Etwas, das weder im Willen noch im eigenthümlichen, sinnlichen Wahrnehmen des Thieres seine Begründung hat.

Ganz anders ist es mit jenen Zuständen beschaffen, welche wie ein erquickender Schlaf die Seele überschatten, denn ihr ganzer Verlauf fällt in den Bereich des Wahrnehmens und Erkennens; ihre Wirksamkeit geht unmittelbar das Gebiet des innren, geistigen Bewegens oder des freien Willens an; eben so wie der Schlaf nach §. 20 eigentlich nur ein Ereigniß der empfindenden und willkührlich beweglichen, das Athmen ein Ereig=

niß der empfindungslosen und der Willkühr entzognen Region des Leibes ist. Wir betrachten unsern Gegenstand etwas näher:

Es ist keine einzige Thätigkeit und durch den Willen bewirkte Anspannung der Seele, welche nicht alsbald in Abspannung und Ermattung sich auflösen würde, wenn nicht auch über dieses Begegniß, wie über ähnliche des leiblichen Lebens ein Gesetz der Erhaltung waltete, welches schaffet, daß das momentane Vergehen der einen Stufe in ein andres Werden auf der andren, scheinbar niedreren Stufe sich verwandelt. Hier aber unbefriedigt, kehrt sich das Sehnen wieder nach oben; es tritt zu der selbstthätigen Richtung des Lebens von neuem wieder die Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß, der von oben kommt, und so wird, wie aus einem beständigen Fallen und Wiederaufstehen das leibliche Gehen, eben so, aus dem beständigen Sinken und Wiedererheben der Seelenthätigkeit ein Fortschreiten derselben, auf dem Wege ihrer innren Entfaltung. Die Seele, wenn sie in ihrem kühnsten Auffluge des Denkens und geistigen Erkennens dem unvermeidlichen Loos der Abspannung unterliegt, wird hierbei, wie der Leib während des Schlafens, in ein Geschäft des psychischen Bildens hineingezogen, bei welchem sich auf dieselbe Weise Vorstellung an Vorstellung anreihet, als sich in einem hiermit verwandten, leiblichen Vorgang, beim ruhenden Thiere Faser an Faser, Zelle an Zelle, überhaupt aber ein neues Gebilde nach dem andren an das gleichartige oder polarisch entgegengesetzte anfüget. Jenes Geschäft eines psychischen Bildens ist schon seit längerer Zeit von der wissenschaftlichen Seelenkunde mit unter dem begriffen worden, was dieselbe Vergesellschaftung (Association) der Ideen nennt.

Wir treten der Betrachtung des eigentlichen Wesens unsres Gegenstandes noch um einen Schritt näher. — Wie sich das durch Anstrengung der Muskeln ermüdete Thier nach der Einkehr bei der Mutter aller Lebendigen (m. v. §. 20), nach dem erquickenden Schlafe sehnt und die Ruhestätte begierig aufsucht, so verlangt und suchet die Seele nach vollbrachtem Werk ihrer Selbstthätigkeit

das dieser einseitigen Richtung entgegengesetzte, sie ergänzende Element. Und wie in der Natur überall zu dem Hunger die Speise, zu dem Bedürfniß die Befriedigung sich gesellt, so ist eben jene innre Rückwirkung, die sich (wie nach §. 19 das grüne Scheinbild an die Beschauung des rothen Farbenbildes) an irgend eine Selbstthätigkeit der Seele anschließt, zugleich auch Nahrung und Stärkung gegen die Abspannung, welche die Selbstthätigkeit hervorrief. Wenn sich der Leib in der Hitze des Tages abmühete, dann ist das, was ihm das Gefühl der Erquickung darreicht, der Schatten, welcher mittelbar durch eben dasselbe Sonnenlicht erzeugt wird, welches die Erhitzung bewirkte. So ist jener Seelenzustand, der im gesunden Verlaufe des innren Lebens, eben so nothwendig wie der Schatten einem wandelnden Körper, den Aeußerungen der Selbstthätigkeit folget, zugleich auch ein Mittel der neuen Belebung und Stärkung. Mithin darf dieser Zustand nach dem Grund seiner Entstehung und nach seiner Wirkung mit dem Schlaf des gesunden Leibes verglichen werden.

Um die Sache durch einige Beispiele zu erläutern: Mathematik und Tonkunst stehen in einem ähnlichen polarisch sich ergänzenden Verhältniß, als das rothe Farbenbild mit dem grünen, und beide Gegensätze scheinen sich gegenseitig in den Anlagen der Menschenseele hervorzurufen, denn man hat häufig beobachtet, daß große Mathematiker auch Talent zur Tonkunst besaßen. Die Musik war dann diesen gewöhnlich das Element des vergnüglichsten Ausruhens nach der Anstrengung des Tages, und selbst dem Sokrates befahl deshalb, in einem freilich wohl anderem, höheren Sinne, sein Genius noch im Gefängniß: er solle Musik machen. Auch Mathematik und bildende Kunst, Philosophie und Dichtkunst stehen in jenem sich polarisch ergänzenden Verhältniß, darum ruheten Albrecht Dürer wie Leonardo da Vinci nach den Anstrengungen ihres eigentlichen Berufes an dem Studium der Mathematik aus; überhaupt haben alle wahrhaft große Dichter und Künstler sich nie durch die Tagesneuigkeiten einer sogenannten Weisheit der Welt befriedigt gefunden, son-

dern sie weilten gerne auf dem festen Grunde, welchen der nach dem Ewigen forschende Tiefsinn entdeckte. So pflegte Dante die innre Flamme der Begeistrung an dem Scharfsinn des Aristoteles zu nähren, und selbst Moliere war ein eifriger Schüler der Philosophie des Cartesius. In Uebereinstimmung mit dem eben erwähnten polarischen Verhältniß jener innren Richtungen hat man die Beobachtung gemacht, daß vorzüglich die Art des Wahnsinnes durch Musik erleichtert oder sogar geheilt werde, welche durch eine Ueberspannung jener Geistesthätigkeit entstund, die mit der mathematischen verwandt ist; denn es erscheint überhaupt als eine Veranlassung zum Wahnsinn die lange Entbehrung nicht bloß des äußerlichen, leiblichen Schlafes, sondern noch vielmehr jener innren (dem Schlafe vergleichbaren) Zustände, in denen die einseitig selbstthätige Richtung der eignen Wirksamkeit mit einer leidend, den neubelebenden Einfluß aufnehmenden, abwechslet. Daher auch jene Stellung des Gemüthes, welche immer nur herrschen, nicht aber sich dienend hingeben will — die Stellung des Hochmuthes, sehr oft als eine Ursache des Wahnsinnes erkannt wird.

In einem ähnlichen sich polarisch ergänzenden Verhältniß, als Mathematik und Musik, stehen das Studium der Sprachen und das stille Betrachten der Naturgegenstände, seyen es auch nur die selbstgezognen Blumen des Gartens, oder wie bei dem berühmten Frisch die Schaaren der zahmen Vögel. Eben so das Arbeiten von Werken, die sich beständig in der anstrengenden Stellung einer gewissen äußern Würde (wie Flechiers Predigten) erhalten müssen, und die Lektüre von fast niedrig oder doch volksthümlich komischen Schriften, wie dies für Flechier die Arbeiten des du Belay waren. Ein ziemlich allgemein erprobtes Element des Ausruhens für innre geistige Anstrengung, ist leibliche Bewegung und das Reisen. Der berühmte Bayle, der leiblich ungeübt und ungeschickt in den Künsten der Gymnastik war, ruhete wenigstens im Zuschauen fremder gymnastischer oder equilibristischer Uebungen aus.

Die Selbstthätigkeit der Seele, wie das als Schlaf=

zustand sich zu ihr gesellende, ergänzende Element, tragen beide nothwendig die eigenthümliche Farbe der innren Gemüthsstimmung. Ist die selbstthätige Richtung von einem edlen Willen belebt, und von der Liebe zu dem Göttlichen durchdrungen, dann wird auch das ihr polarisch entgegengesetzte von edlerer Gestalt seyn; ist dagegen jene, ihrem Wesen nach, minder geläutert, dann wird auch diese in roherer Form sich zeigen. Darum ist für solche Seelen, welche zu einem vollkommenen, geistigen Wachseyn hindurchgedrungen, das Ausruhen, das ihnen zur neuen Bekräftigung dient, ein Ausruhen in dem Naheseyn und in dem liebenden Erfassen des Göttlichen. Selbst der Tonkünstler Haydn hatte als bestes Stärkungsmittel nach großer Anstrengung, in seinem selbstthätigen Geschäft, das Gebet, in einsamer Hauskapelle erfunden. Wie ärmlich erscheint dagegen das Mittel der Erholung, oder wie man im gemeinen Leben es benennt, das Steckenpferd, das solche Seelen sich wählten, wie die des J. Lipsius, der sein Ausruhen nur am kindischen Getändel mit seinen Hunden fand, oder des Meibom, der es in dem Geben öffentlicher mistöniger Concerte suchte.

In manchen Fällen scheinet es, als ob sich die Seele das ergänzende Element, das ihr bei der gewöhnlichen Richtung ihrer Selbstthätigkeit abgehet, aus sich selber erzeugen und in einer andern Region des freien Wirkens vorspieglen wollte. So war niemand ein schlechterer Haushalter als Richard Steele und kein Andrer hat trefflichere, gründlichere Regeln der Haushaltung beschrieben, denn er; niemand konnte treffendere Bemerkungen und Anweisungen in Beziehung auf Ausdruck und Declamation ertheilen, denn P. Corneille, und keiner declamirte oder las schlechter (selbst die eignen Werke) vor, denn er.

Nicht selten wird in einer und derselben Menschennatur die Zusammengesellung nicht bloß von einem, sondern von mehreren sich polarisch ergänzenden Richtungen und Anlagen gefunden. Daher bemerken wir an den geistig fruchtbarsten, thätigsten Menschen, wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, oder wie

Aristoteles, wenn wir sie zu verschiednen Zeiten und auf den verschiedenartigen Wegen ihrer Neigungen beobachten, so verschiedene Sprachen und Stimmen der innren Zustände, wie in Rabelais sprachkundigem Munde. So trat auch dem Besuchenden an dem großen Albrecht v. Haller jetzt der Sprachforscher und Freund der alten classischen Literatur, dann der treffliche Pflanzenkenner, andre Male der kraft- und gedankenreiche Dichter, dann der tiefblickende Physiologe oder der geübte Zergliederer; lieblicher jedoch und bleibender als diese Alle der Selbstkenner und kindlich gläubige Christ entgegen. Es war dieser letzte, vollkommenste Grund des Ausruhens: der Grund des Glaubens, das Element, das einem solchen Geiste die Kraft zu einem so weiten, vielumspannenden Ausfluge gab, wie der seines Lebenswerkes war.

Wichtiger und folgenreicher als bei den Seelenthätigkeiten von wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, ist das innre, polarisch ergänzende Element der sittlichen Selbstthätigkeit und vorherrschenden Form der Seele. Nicht selten läßt es sich, wenn man die verschiednen, wechslenden Zustände des menschlichen Gemüthes aufmerksam betrachtet, so ansehen, als ob da zwei ganz verschiedne Persönlichkeiten unter dem gemeinsamen Dache einer und derselben Individualität beisammen hausten, wovon jetzt einmal die eine, dann die andre, zuweilen beide, wie im Zweigespräch begriffen, sich vernehmen ließen. Was die Fülle dieser innren Entgegensetzung in dem Wesen des geistigen Menschen betrifft, so hat man ungemein oft die Erfahrung gemacht, daß gerade solche Menschennaturen, deren selbstthätige Richtung sich mit der größten Heftigkeit zu irgend einer leidenschaftlichen Verwildrung und Entartung hinneigte, ein eben so kräftiges Element des Widerstandes gegen jene Gewaltthätigkeit ihrer Natur in sich verborgen trugen. Wenn dann auf jene angemessne und gesunde Weise, die wir im §. 49 beschreiben werden, das verborgne Element geweckt und bekräftiget wird, sehen wir gerade den vorhin am meisten zum Hochmuth oder zur Eitelkeit Geneigten zum Demüthigsten und Bescheiden-

sten, den Geizigen zum Freigebigsten, den Wollüstigen zu einem in Gedanken, Wort und That die Reinheit Liebenden werden. Es liegt in uns Allen jene doppelte Persönlichkeit verborgen, deren einer Pol dem andren zur nothwendigen Ergänzung dient, nur erscheint bei den Meisten der innerlich verborgene Pol noch unentwickelt und ungestaltet. Denn in unserm Innren wohnt allerdings der ganze Mensch, mit allen seinen geistigen Anlagen und Richtungen; es wird aber, von der Geburt an und durch das ganze nachfolgende Leben allmählig die eine Richtung zur herrschenden, die andre zur dienenden; die eine zu dem Gebilde des Stammes und der blätterreichen Zweige, die andre zur verhüllten, Nahrung nehmenden Wurzel. Zu seiner Zeit muß dann aber auch das im Dunklen Liegende heraus ans Licht treten, und der jetzt winterlich abgewendete Pol hat einmal künftig seinen Sommer. Alsdann, wenn das Verhüllte zum Offenkundigem wird, zeigt es sich bald, wem das Dienende und Untergeordnete eigentlich gedient habe, und wessen Eigenthum es gewesen. Denn es wird dann öfters an dem erst nun ganz sichtbar gewordnen Gewächs eine bittre Wurzel gefunden, und statt des Schmetterlinges, dessen Entfaltung die vorangegangene Raupengestalt erwarten ließ, geht aus der Puppe ein feindseliges Geflügel hervor, dessen Erzeuger schon die Raupe angestochen und in ihren Leib die zerstörende Brut gelegt hatten. Gerade das hienieden Untergeordnete und Dienende ist im Geistigen wie im Leiblichen die Stätte, da der neue künftige Mensch empfangen und im Verborgnen gebildet wird; denn es ist dieß eine Bemerkung, welche man häufig an sich und an Andern machen kann, daß eben in den Momenten des Ausruhens der Seele von der (einseitigen) selbstthätigen Richtung; des Ausruhens von dem von dieser Richtung polarisch verschiednen Element, das Wachsthum des innren Menschen (wie das des äußern im leiblichen Schlaf) am gedeihlichsten vor sich gehe. Bei den, gegen die Stimme eines milden Einredens verschlossensten, härtesten Menschenseelen, hat oft in den Augenblicken, wo sie in der entgegengesetzten Richtung

ihres kräftigen Selbstthuns ausruheten, ein zurechtweisendes Wort den glücklichsten Eingang gefunden; sie zeigten sich in diesen Zuständen lenksam und nachgiebig, empfänglicher für milde Gesinnungen als sonst niemals. Auf die Ausbrüche des Zornes folgt die mildernde Reue und einem Gemüth, in welchem große Heftigkeit wohnet, wird der dann aus dem Innren strömende, besänftigende Geist, der die wahre Reue begleitet, wenn ihn dasselbe nur reichlich walten lässet, nicht bloß Heilmittel werden, sondern zum kräftigen Gedeihen des künftigen Lebenskeimes dienen.

Warum nun aber eben jener verborgene, seiner Natur nach mehr passive Theil unsres Wesens bei dem Bildungsgeschäft des innren Menschen als der fruchtbarere erscheine, das gehet aus der oben gegebenen Erklärung der Schlafzustände der Seele von selber hervor. Die selbstthätige Richtung unsrer Natur ist das Eigenthum des Einzelwesens und als solches eine einseitige. Dasselbe gilt freilich auch von der empfänglichen, passiv aufnehmenden Seite unsrer Seele; aber auf diese Seite wirket, als neubelebendes, ergänzendes Element, der Einfluß von geistiger Art ein. Die passiven Zustände sind es mithin allerdings, während deren unsre Seele am leichtesten mit dem bestärkenden Element des Lebens gespeist wird. Immerhin pflegt sich jene allbedenkende Liebe, welche das Heil und die Gesundheit des Menschengeistes will, diesem an jener Stätte seines Wesens am fruchtbarsten zu nahen, wo er nicht in das eigne Wirken versenkt, sondern zur Hingebung in ein andres Wirken geneigt ist. Dieser Pol des Menschenwesens und die Wichtigkeit seiner Pflege sollte deshalb auch im Geschäft der Erziehung aufmerksam beachtet werden. Derselbe wird in der Kindheit am öftersten in einem augenfälligen Wechsel und gleichsam in beständigem Zweigespräche mit der andren nach außen wirkenden Bewegung gefunden; er ist daher auch in diesem Alter am leichtesten zu erkennen und zu behandeln. Wie sich die Extreme jedoch so oft gleichen, so zeigt sich auch wieder im höheren Alter das öftere Wechseln und deutliche Beisammenseyn von derlei zweien

Zuständen. Häufig jedoch geschieht dann der Seele etwas Aehnliches als dem Leibe: die Schlafzustände werden andauernder, werden äußerlich vorherrschend; ja dieselben erscheinen auch in der leichter wahrnehmbaren Form dem leiblichen Schlafen verwandt: als Blödsinn des Alters. Am Greise, welcher nach einem vielbewegten, hart durchkämpften Leben in diesen Schlafzustand verfällt, mag derselbe wie ein Morgenschlummer, kurz vor dem Anbruch des Tages erscheinen, der das ermüdete Auge für den Anblick der neuen Sonne stärket, die ihm bald aufgehen soll. Liegt aber auch dann in dieser „Schlafsucht der Seele," welche wir Blödsinn nennen, ein solcher Strahl von Hoffnung für ein künftiges, nur desto kräftigeres Aufwachen von dem Schlafe? — In der That, in den meisten Fällen ganz deutlich, ja.

Nach einer sinnvollen Sage des Alterthumes schläft die neugeborne Brut des starken Löwen einen tiefen Schlaf des Scheintodes, aus welchem sie erst das laute Gebrüll des alten Löwen erweckt. Denn je mächtiger die Tiefe der Leiblichkeit, in welche die Seele sich versenket; desto gewaltiger sind da jene Furcht und Schrekken des Todes, welche eine wohlthätige Hand in das Gewand des tiefen Schlafes verhüllet. Vor allem der neugeborne Mensch schlummert, unter den andern Lebendigen der Sichtbarkeit, den längsten Schlaf der Seele. Es ist zuletzt nur die allgewaltige Stimme des Geistes, der vormals, wie im Gange großer Wetter, die Sprachen und Völker heraufgerufen; es ist die Stimme des Geistes, welche auch den einzelnen Menschen zum innren Leben wecket. Wie aber, und warum, ist jener erste Schlaf gerade beim Menschen zuweilen so eisern und so tief, daß an ihm die Kindheit mit ihren innren Wundern und dann selbst die Zeit der Arbeit und der Kämpfe des späteren Alters vorübergehen, der dumpfe Seelenschlummer aber bleibt und endet nicht? Dieselbe Menschenseele, welche sonst über alles Leben der Sichtbarkeit waltet und herrscht — und daß sie dieselbe sey, scheint der meist gleichgestaltete Leib zu bezeugen, kann zuweilen eine ganze Menschenzeit hindurch ihrer eigenthümlichen Selbstthätigkeit sich entäußern, kann ohne Fort-

bewegung bei der That der leiblichen Bildung stehen bleiben, als weilte sie unentschlossen auf halbem Wege und begehrte sie jetzt dieser ganzen Welt der Sichtbarkeit nicht mehr, zu welcher sie doch die eigne Verleiblichung hingeführt hatte. Doch was ist die Zeit eines Menschenlebens einem Seyn von ewiger Natur!

Hat etwa, bei solchen elend verkümmerten Wesen, wie die Blödsinnigen es sind, bloß die Seele, die auch im Thiere lebt, noch den Zugang zur menschenähnlichen, äußern Form gefunden, und es fehlt diesen halb Todtgebornen der eigentliche, lebendige Odem aus Gott; der höhere, wahrhaft menschliche Geist? Aber der Blödsinn vom tiefesten Grade, welcher dem krüppelhaft verwachsnen Leibe des Cretinen nur noch die Stimme eines blöckenden Kalbes oder eines undeutlich bellenden Hundes zurück lässet, und die Unfähigkeit selber die Nahrung zu nehmen, ja zuweilen die Unempfindlichkeit gegen die Regungen des Hungers, stehet noch weit unter dem natürlichen Seelenzustand eines unsrer Hausthiere, welches doch nöthigen Falles selber zum Aufsuchen des Futters geschickt ist, während einige solcher Unglücklichen verhungern würden, wenn man ihnen nicht die Nahrung in den Mund reichte. Das Thier so leicht, so frei beweglich, so gelehrig; der Cretine zum Theil für sich selber bewegungslos, eines fremden Leibes bedürftig, der ihn trägt und ernährt.

Doch sind nicht alle, ja selbst nicht die meisten Blödsinnigen in einem leiblich so verkümmerten und hülflosen Zustand. Bei Manchen ist zwar die aufrechte Stellung des Leibes, die den Menschen vor andren Thieren auszeichnet, gehemmt und entstellt, sie gehen nur mit schlotternden, eingebogenen Knieen, wankend einher; andre dagegen treten so aufrecht und sicher auf, als andre Menschen, ja sie bilden sich, durch einen innren Trieb, gleich jenem des wandernden Thieres, zu großen Fußgängern aus. Bei Manchen zeigen sich im Bau und der Empfänglichkeit der Sinnorgane wie in der Sprache einzelne Abweichungen vom gesunden Zustande, namentlich ist der Sinn des Geschmackes von auffallender Stumpfheit, bei Andren wird von

diesem allen nichts bemerkt, die Sprache ist in dem Kreise ihrer Bezeichnungen nur ärmer als gewöhnlich, sonst aber wie bei Andren; einzelne innre Sinne und Seelenkräfte, wie das Gedächtniß, wie die Befähigung zum Rechnen, ja selbst eine bloß mechanisch den äußern Ton nachhallende musikalische Fertigkeit können sogar bei Blödsinnigen in höherem Grade entwickelt seyn, als bei vielen, geistig gesunden Menschen.

An den Blödsinnigen hat man die Sitte, mit sich selber zu reden und vor sich hin zu murmeln, so häufig beobachtet, daß man die beständigen, dem Ohr vernehmbaren, oder wenigstens dem Auge an der Bewegung der Lippen sichtbaren Selbstgespräche als ein Kennzeichen des gewöhnlichen, mittleren Grades des Blödsinnes aufführte. In diesem Zustande, wie in jenem der früheren Kindheit erscheint die eigne Persönlichkeit nicht selten wie eine äußere, fremde, und die Seele, des eignen Leibes nicht mächtig, erblickt diesen fast beständig in jener Geschiedenheit von sich selber, in der etwa der gesunde, innerlich entwickelte Mensch dieses in einigen krankhaften Zuständen thut. Es erkennen solche Halbwache das eigne Seyn und Wesen nicht in dem Spiegel des eignen, sondern eines fremden Selbstbewußtseyns; denn seiner selbstbewußt ist nur der, welcher seines eignen Selbst mächtig ist, wie die Glieder des Leibes nur empfunden und gefühlt werden, so lange die Verbindung des Rückmarks mit dem Gehirn unzerstört ist, durch welche allein dem Nerven die selbstthätig bewegende Kraft und die Empfindung kommt.

Das Staunen vor allem Neuen, die Scheu vor dem Menschen, wenn nicht Gewöhnung durch Umgang sie allmählig hob, finden wir allerdings bei Blödsinnigen in einem höheren Grade und in menschlicherer Weise, als beim Thiere. Dieses unterwürfige und ehrfurchtsvolle Staunen vor der Ueberlegenheit des geistig gesunden Menschen ist es auch, was vielen Blödsinnigen jene gehorsame Hingebung in den anerkannt mächtigeren Willen der andern Menschen verleihet, welche dieselben, hierinnen sehr verschieden von den thierartig stumpfen Narren oder Dummen, den harmlos folgsa-

men Kindern ähnlich machet. Denn von den scheinbar ähnlichen Zuständen der Narrheit unterscheidet den eigentlichen Blödsinn öfters ein kindliches Vertrauen in die nur wenig gekannte, menschliche Natur, so wie ein treues Anhangen und Wohlgefallen an der pünktlich genauen Ausübung jener religiösen Gebräuche, welche er an Andern gesehen und deren höhern Sinn er wohl zu ahnden scheinet. Daher beachtet auch der Volksglaube unserer Gebirgsbewohner solche Unglückliche als Wesen, welche unter einer ganz besondern Obhut Gottes stehend, den Segen dieser Obhut über die Hütte ihres Pflegers brächten.

Namentlich von manchen Cretinen kann man sagen, daß sie ihr Leben lang, was die Geistesfähigkeiten betrifft, im Zustand des Ungebornen, andre daß sie im Zustand des Neugebornen oder der frühesten Kindheit stehen bleiben. Und vielleicht verräth sich auch darinnen etwas von der ewigen Natur unsrer Seele, daß dieselbe sich lossagend von dem Leiblichen, welches den Wechsel und Fortgang der Entwicklung in der Zeit herbeiführt, unwandelbar bei einem Moment ihrer Wirksamkeit feststehet, über welchen sie andre Male das gesunde Leben des Leibes, wie ein Fahrzeug den in ihm Getragenen, schnell hinüberführt. Ihr innres Wachsen und Entwicklen ist für sich selber nicht an die längeren oder kürzeren Zeiten des Leibes gebunden, und es kann ihr zuweilen ein einziger, kurzer Augenblick das geben, was sonst etwa als ein Werk längerer Zeiten betrachtet wird; umgekehrt aber kann auch in dem Entwicklungsgange der Seele der Verlauf vieler Menschenjahre nur einem Augenblick gleichen. Vergehet doch schon in dem gewöhnlichen, leiblichen Schlafe Stunde nach Stunde, ohne daß wir von einem Fortgange der Zeit wüßten.

Wir sprachen bisher nur von dem Blödsinn, der dem Menschen angeboren ist. Dieser Zustand ergreift jedoch auch, wie ein plötzliches Erblinden den Sehenden, zuweilen mitten im Verlauf oder gegen Ende des Lebens den vorhin geistig ganz Gesunden. Denn wie die Anziehung der niedreren Art jedes sich vom Gebirge lösende Steinchen, jeden im Gewölk entstandnen Tro=

pfen des Wassers erfaßt und hinabwärts führt, so erfasset der Zug nach einer unsichtbaren Welt des geisterartigen Seyns jedes Seelenartige, das von den bisherigen Banden des Leiblichen in mehr oder minder hohem Grade losgeworden ist, und führt es in den unsrem sinnlichem Forschen unzugänglichen Zustand eines neuen Werdens. Dieses scheint namentlich statt zu finden in solchen Fällen eines plötzlich eintretenden Blödsinnes, welche durch eine übermächtig starke Bewegung des Gemüthes, wie Schrecken u. s. herbeigeführt wurden. Einen andern und doch seinem Wesen nach verwandten Grund hat der schon vorhin erwähnte Blödsinn des Alters, denn auch er wird durch die Anziehungskraft einer immer näher tretenden Welt des Künftigen und Geistigen an der Seele gewirkt. Er erscheint deshalb zuweilen wie ein Heimweh höherer Art; als ein Vorangehen der Seele in einen Zustand des neuen Geborenwerdens, dessen Bildungen und Bewegungen dem irdischen Auge verborgen sind. Wie der heimwehkranke Schweizer zuletzt nichts mehr von alle Dem bemerkt und vernimmt, was die Fremde ihm zeigt und sagt, wohl aber die altgewohnten, vaterländischen Töne; so wirkt auf jene Auswanderer der geistigen Art, auf diese der neuen Geburt entgegen Gehenden nur noch der Zug nach einer neuen, höheren Himmelsluft. Es hat in solchen Fällen zuweilen ein neues Jahr der höheren Ordnung schon vor dem Ablauf des vorangehenden leiblichen begonnen. Eine Welt des höheren Seyns äussert auch hier auf das ihr Verwandte und Angehörige ähnliche Kräfte der Anziehung, wie die Schwere auf die leiblich gewordnen Dinge.

Das Ungeborne, von der Zeugung an bis zur Geburt in dieses Leben, ruhet neun Monate verborgen im Schooße der Mutter. Kein Auge bemerkt sein Wachsen und sein Bewegen. Das stille Hinüberwachsen und Gedeihen in ein jenseitiges Leben der Freude oder des Wehes, wenn es sich zuweilen noch während des leiblichen Daseyns schon in seine Grabesruhe verbirgt, ist an solche Menschenzeiten nicht gebunden; sein Bewegen wird nur dort bemerkt, wohin der Zug des Zusam-

mengesellens, wie der Zug des Ungebornen nach der ernährenden Mutter, gerichtet ist.

In jeder Seelenthätigkeit, z. B. beim Denken, bemerken wir jenes Auseinandergehen in zwei, abwechslend sich wieder durchdringende Richtungen, welche an das beständige Zusammenwirken einer centripetalen und centrifugalen Kraft bei der Bahnbewegung der Planeten erinnern. Bilder und Vorstellungen von ganz entgegengesetzter Bedeutung laufen neben dem Faden des Denkens, den der selbstthätige Wille in seiner Hand hält, her und zerstreuen oder hemmen die Geschäftigkeit des Geistes. Jener Art, in welcher unsre lebendigsten Gefühle gerade die ihnen polarisch entgegengesetztesten hervorrufen, erwähnten wir schon oben bei §. 31. Zunächst haben diese Erscheinungen ihren Grund in der Schwäche und Mangelhaftigkeit unsrer, während des jetzigen Lebens noch dreispaltigen, nicht dreigeeinten Natur; in solchen Momenten, worinnen Geist, Seele und Leib, durch die Kraft, welche dem ersteren gegeben wird, sich ganz durchdringen und einigen, wird jene Gebrechlichkeit nicht empfunden; dergleichen Momente sind wie ein Emporschweben in gerader Richtung im Vergleich zum Gang der Füße, welcher aus einem wechselseitigen Fallen und Wiedererheben zusammengesetzt ist. Das Hervortreten der meist innerlich verborgenen, dem gewöhnlichen Ton des Lebens ganz entgegengesetzten psychischen Disposition wird schon im Traume, welcher eben hierdurch dem Selbstbeobachter sehr lehrreich ist, noch mehr am Krankenbette, z. B. in Momenten des Deliriums erkannt.

Während in den Zuständen, die wir im §. 26 betrachteten, die Seele in gewissem Maaße von dem Zuge der Schwere (nach ihrer Leiblichkeit) freier geworden, ist sie vielmehr beim Blodsinn vorherrschend in diesen Zug versenkt; sie ist, wie bei der Pflanze, zunächst in das willen- und bewußtlose Geschäft des bloßen, leiblichen Bestehens dahin gegeben.

Der Anfang der Seele.

§. 39. Dem denkenden Geist in uns, sobald er seiner selber und Gottes sich bewußt wird, erscheint das kurz abgemessene, engbegränzte Leben der Zeit gleich einer Insel, welche nach allen Seiten hin von einem Meere des unermessenen, endlosen Seyns umfangen ist. Wohin er blicket: zur Rechten wie zur Linken, da ist Ewigkeit; doch nach oben eine Dämmerung der Höhen, denen das Licht des Tages noch nicht aufgieng, nach unten ein Dunkel der Tiefe, zu welcher der Strahl der Sonne nicht mehr hinabreichet. Jene Erbauer der Pyramiden und der Felsenstädte der Todten, wenn sie in

den riesenhaften Werken ihrer Hände den Gedanken aussprachen, daß dem Geist des Menschen auch nach dem Tode des Leibes noch ein Fortwirken, ja ein Anrecht auf das leibliche Seyn zukomme, empfanden zugleich in ihrem Innren die Ahndung von einem Gewesenseyn der Seele, noch vor ihrem Eintritt in die Körperlichkeit. Wie kann, so fragt der denkende Geist, ein Wesen, das zur endlosen Fortdauer bestimmt ist, einen Anfang genommen haben, in und mit den Tagen seiner Lebenszeit?

Wie eine Nachthütte des Pilgers, welcher nach der Heimath eilt, erschien deshalb einigen Völkern des Alterthumes der bald vergehende Leib; andren wie ein Kerker, in welchen die Seele durch eigne Schuld gerieth und in dem sie gezwungen verweilt bis die Stunde der Befreiung ihr gekommen: als ein Ort der Läuterung und Büßung, zu welchem, wie mehrere Zimmer zu einem Gefängniß, wohl auch mehrere verschiedene Menschenleben gehörten. Denn das unverschuldete Leiden, unter welchem Einige fast von der Geburt an bis zum Tode seufzen, ward als Strafe für die Schuld betrachtet, welche die Seelen in einem andren, früheren Menschenleben auf sich luden. Von diesen und ähnlichen Betrachtungen gieng die Lehre von der Seelenwanderung aus, deren innren Widerspruch schon der Scharfsinn eines Aristoteles erkannte, noch mehr aber die Erkenntniß des Christenthums ins Licht setzte. Der Leib, so wie derselbe im Verlauf des Lebens geworden, ist eine That des inneren Menschen, welche, ihrem eigentlichen Wesen nach, der leibliche Tod weder aufheben noch verwandeln kann; sie ist vollbracht und abgeschlossen für den Tag des Gerichtes.

Nicht der Seele, welche der Mensch mit dem Thiere gemein hat, kommt die Hoffnung einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode, so wie das Fragen nach einem Dagewesenseyn schon vor der Geburt des Leibes zu, sondern beides gebührt nur dem Geiste, welcher in Gott war, ehe er im Verein mit der Seele durch das Werk der Verleiblichung die Persönlichkeit empfieng, und welcher, wenn der Verlauf des Lebens ein geistig

gesunder war, in dieser seiner unvergänglichen Persönlichkeit zu einem Leben mit Gott und bei Gott sich erheben wird. Von der thierisch-menschlichen Seele aber kann ausgesagt werden, daß sie ihren Anfang genommen habe und daß sie ihr Ende nehmen werde in der Zeit, indem sie, überkleidet und durchdrungen von dem Wesen des Gott erkennenden Geistes, aufhört das zu seyn, was sie in nur thierischer Art war.

Das Leben der Seele vor und außer der Verleiblichung erschien den Pythagoräern dem Traumzustand verwandt. Seelen der Heroën und Dämonen erfüllen die Luft und hauchen den Menschen weissagende Träume ein. Eine spätere (von Diogenes Laërtius aufbehaltene Dichtung) legte dem Pythagoras selber die Erinnrung an vier frühere, schon von seiner Seele durchlebte Erscheinungen in einem Menschenleibe bei (als Aethalides, Sohn des Mercur, als Euphorbus der Panthoide, als Hermotimos und als Fischer Pyrrhus auf Delos). Die Seele lebte nach Plato, ehe sie in den Leib kam, ein übersinnliches Leben, während dessen ihr die Gottheit die Natur des Ganzen zeigte. Obgleich sie zuerst bei dem Eintritt in die Leiblichkeit von dem Fluß des Werdens, wie von dem Brausen eines Stromes gleichsam übertäubt und wie vernunftlos erscheint, kommen ihr doch die Erinnrungen an das früher Geschaute (als eingeborne Ideen) wieder. Die besseren Seelen sind nach Origenes ein guter Samen, der herabkommt in dieses Leben. Sie kommen seufzend und traurend zum Leibe, jauchzen vor Freude bei ihrer Rückkehr. —

Die Vorstellungen von einer Seelenwanderung der niederen Art z. B. bei den alten Aegyptern, nach welchen die scheidende Seele in einen eben werdenden Thierleib und so fort durch viele Formen des Thierreiches wandern sollte, bis sie zuletzt nach 3000 Jahren zu den für sie künstlich aufbewahrten Leib zurückkehrte, sind durch allmälige Entartung aus einer früheren, reineren Lehre von der Präexistenz des Geistes und von der endlichen Wiederbringung (Auferstehung) des Leibes hervorgegangen. Wie sehr sich eine solche Lehre auch bei andern Völkern der Einbildungskraft bemächtigen könne, beweist eine von dem Pere le Comte gemachte Beobachtung an einem alten, gewesenen Hofdiener in China.

Der Tod in seiner psychischen Bedeutung.

§. 40. Wir betrachteten im §. 22 die Ursachen des leiblichen Todes und diese Ursachen konnten zur Erklärung des Todes der andern lebendigen Wesen der Sichtbarkeit ausreichend erscheinen, sie lassen jedoch immerhin

die Frage ungelöst: wie kommt die durch den Geist unsterbliche Seele des Menschen zu dem Loos des sterblichen Wesens?

In unsrer irdischen Sichtbarkeit, so sahen wir oben, liegt ein Hauptgrund zu der letzten Auflösung in dem Vorherrschendwerden der selbstthätigen Richtung der Seele, über die Empfänglichkeit für den neubelebenden, äußeren Lebenseinfluß. Jene lebendigen Wesen, in denen die selbstthätige Bewegung der Seele am stärksten und heftigsten wirkt, erscheinen deshalb sterblicher, als solche, bei denen das Bewegen minder heftig ist; das Thier mithin sterblicher als der Baum, von dessen Blättern und Früchten es lebt; unter den einzelnen Thierarten im Ganzen das leidenschaftlichere Raubthier sterblicher als das ruhigere, von Pflanzenkost sich nährende. Namentlich zeigen sich uns im Pflanzenreich so langlebende Formen, daß diesen, vorwaltend mehr zum passiven Aufnehmen der Lebenseinflüsse, als zur aktiven Lebensthätigkeit geneigten Wesen der Tod fast ganz fremd zu seyn scheint, denn man kennt Bäume der Erde, von denen es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie mit den ersten Stammeltern ihres Geschlechts von gleichem Alter sind, ja zu diesen selber gehören, und bei vielen andren hat wenigstens das Ausschlagen aus den Wurzeln eine so weite Ausdauer, daß, ohne die Ungunst des Clima's und des Bodens, auch ihnen der Tod ein erst nach Jahrtausenden kommendes Ereigniß seyn würde.

Die aufnehmende Empfänglichkeit für den höheren, neubelebenden Einfluß erscheint auch in einer andren, schon für das sichtbare Erscheinen ausgeprägten Form als Hoffnung. Ihrem ganzen Wesen nach ist sie ja nur ein Zug nach Dem, was noch nicht für sie geworden ist; nach Dem, was sie nicht selber in sich hat, mithin verwandt mit dem, was uns Hoffnung heißet. Das mütterliche Thier der Erdbienen und Wespen, wenn es vor dem Eintritt des Winters befruchtet, die Keime eines künftigen Geschlechtes in sich trägt, überlebt den Winter, und bringt seine Lebenskeime in das neukommende Jahr glücklich hinüber, während ein andres Thier

von gleichem Geschlecht, das keine solche Hoffnung in sich hegt, mit der letzten Wärme des Sommers zugleich vergehet. Unter allem, was lebt, trägt der Mensch am meisten, am unzerstörbarsten die Kraft des Hoffens in sich, eine Kraft, die vom Geiste aus, der selber vom Geschlecht des Lebens und der Ewigkeit ist, auch dem Fahrzeug des Leibes eine oben erhaltende Macht über die Wogen der Vergänglichkeit giebt, welche bedeutungsvoller ist, als „Cäsar und sein Glück.“ Abgesehen davon, daß der Mensch noch immer zu den langlebigsten Thieren seiner Ordnung gehört, würde er, dessen Wesen zu einer Einigung, zu einem Punkt der wechselseitigen Durchdringung von Geist, Seele und Leib gemacht und bereitet ist, das unsterbliche Wesen des Geistes auch auf seine Leiblichkeit überzutragen und dieser zu erhalten vermögend seyn, wenn das ewige Hoffen, das seinem Wesen als Keim innen liegt, unverrückbar fest auf seinem wahren Grund bestehen geblieben wäre. Aber sein innres Sehnen und sein Hoffen wendeten sich von jenem unerschaffenen Grunde hinweg auf das Geschaffene und Vergängliche, aus welchem er nun selber die Vergänglichkeit erbte. Die begehrende Seele hielt sich mehr und ausschließender an Dem fest, was sie sahe und sinnlich genoß, als an jener höheren Welt eines Glaubens, welche das Auge nicht siehet, welche aber die Hoffnung beständig empfängt. Das Gewordene und Vergangene war jetzt mächtiger, als das Künftige; das Hoffen, in seinem Hinausgehen getäuscht, stund still; die Lebensempfänglichkeit begann zu erlöschen; mit der eigentlichen, naturgemäßen Richtung des Leiblichwerdens, das ein beständiger Akt der Unterwerfung und des Gehorsams gegen eine obere, göttliche Ordnung ist, wurde der Seele die Kraft der Verleiblichung selber genommen, und es kamen nun die Gebrechlichkeit des Fleisches und der Tod in seine Natur.

Es nennt uns das Buch der Bücher mit klaren Worten die Sünde (des Ungehorsams), als die erste Ursache des Todes. Und es ist der Tod darum zu allen Menschen hindurch gedrungen, weil sie alle gesündigt haben. Das erste (wahnsinnige) Irregehen der

Menschenseele war in diese, mit ansteckender Gewalt, durch einen fremden, mächtigeren Wahnsinn übergetragen, und zu der Richtung des Ungehorsams hatte dieselbe die Kraft durch einen andren schon entschiednen Ungehorsam einer furchtbar wirksamen, geistigen Natur empfangen. So gehet nun auch ferner, auf dem Wege der natürlichen Zeugung, mit der jetzigen Leiblichkeit zugleich jener mächtig abwärts ziehende Hang, jenes verführende Moment auf das Leben der Seele über, dessen Einfluß wir später noch etwas näher betrachten wollen.

Das Diesseits und das Jenseits, das Leben in der Zeit und jenes in der Ewigkeit, sind anjetzt für den Menschen durch eine dunkle Kluft der Schrecken von einander geschieden. Die Geschichte der Seele im engern Sinne; der Seele, welche der Mensch mit dem Thiere gemein hat, lehrt uns keine Kraft kennen, die zum Kampfe mit dem Könige der Schrecken gerüstet; die mächtiger als der Tod sey. Der Geist aber, welchen der Mensch aus Gott empfangen und empfängt, ist mächtiger als der Tod und seine Schrecken, und dieser siehet die Verwesung nicht.

Nach seinem ursprünglichen Verhältniß war der Leib der Seele gegeben, wie dem Priester die Gabe des Opfers in die Hand gelegt ist: damit sie denselben dahingeben könne aus liebendem Gehorsam in das Walten einer höheren, göttlichen Ordnung. Als die Seele sich zum eigenmächtigen und eigenwilligen Selbstherrscher des Leibes erhub, und seinem Dahingeben auf Hoffnung sich widersetzte, da wurde der Leib sterblich.

Das Schicksal der Seele im Tode.

§. 41. Als die drei Haupteigenschaften oder Grundzüge der Wesenheit und des Seyns der Menschenseele erkannten wir oben, in den §§. 25 und 26, Persönlichkeit, Erinnerung und ewiges Fortbestehen. Alle wesentliche Thaten der Seele, hervorgegangen aus dieser Wurzel der Persönlichkeit, der Erinnrung und der Fortdauer, abgesehen von dem, was eine höhere, verwandelnde Kraft an ihnen zu bewirken vermag, sind von Dauer

der Ewigkeit; sie werden in der Erinnrung mit hinübergenommen in die andre Welt. Und wie nun, sollte hiervon nur allein die persönlichste und wesentlichste That der Seele: der Leib eine Ausnahme machen, sollte nicht auch diesem ein Fortdauern mit der Seele zukommen, deren mitwirkende, mitschaffende Kraft ihn gestaltete?

Schon auf dem jetzigen Standpunkt der Physiologie liegt uns der Gedanke nahe, daß selbst bei der höchsten Verrichtung der Seele, beim Denken, im Gehirn ein ähnlicher Prozeß der Thesis und Antithesis, der Scheidung und Wiederverbindung vorgehe, als jener ist, den die Seele an dem geistigen Stoffe übt, den sie in den Kreis ihres Denkens zog. Deshalb erscheint das Gehirn auch seinem chemischen Element nach (m. v. den §. 17) als ein an der Gränze des eigentlichen, festen Gestaltens stehendes, eben so leicht zersetzbares als wiedervereinbares Wesen: Eiweißstoff mit dem Einhauch des Brennbaren (Schwefel und Phosphor). Das aber, was auf so entschiedene Weise Antheil nehmen kann an dem Bewegen der empfindenden Seele, ja des denkenden Geistes, das kann nicht durch eine unübersteigbare Kluft von dem ewigen Wesen des Geistes geschieden seyn; es muß selber von den Kräften der Ewigkeit, die im Geiste liegen, durchdringbar seyn.

Bereits oben, im §. 24, betrachteten wir das, was den leiblichen Menschen hauptsächlich vor dem Thiere auszeichnet: es ist dies jene vollkommene Herrschaft, mit welcher der Geist über den Leib waltet, der von ihm schon hienieden so sehr durchdrungen ist, daß er als ein Gefäß, ja als ein Mitgenoß der Freuden und Leiden des Geistes erscheint. Auf so innige Weise, als es hier der Fall ist, konnte der Geist, der von ewiger Natur ist, nur mit einem solchen Wesen sich vermählen, das ihm ähnlich und an Kräften verwandt war, weil er es durch die Zusammengesellung mit sich zu seiner Verwandtschaft und Aehnlichkeit erhoben, Kräfte der Ewigkeit in dasselbe übergetragen hat. So wird der Geist die ihm so nahe vermählte Leiblichkeit auch dann nicht für immer verlassen, wenn er aus dem Fremd-

lingslande in die Heimath zurück muß, sondern der Tag soll kommen, da die Vermählte in Kraft von oben selber mit dem Gewand des Geistes angethan dem höheren Genossen wiedergegeben, und von nun an ganz des Geistes, mit ihm ein Leben der Ewigkeit leben wird.

Die Hoffnung einer Wiederbringung des Leibes scheinet unsrer Natur so zuversichtlich fest eingeprägt, daß nur sie es war, welche die Aegypter zum Einbalsamiren des vergänglichen Leichnams antrieb, und welche selbst den alten Celten die Furcht des Todes benahm. Wie sich schon im entlaubten Baume des Winters, die Kraft der neuen, zukünftigen Belaubung und Beleibung im Frühlinge kund machet, so läßt uns auch die Lehre der Heiden und Völker des Alterthumes jene Erwartung durchblicken. Klärer aber und deutlicher spricht diese sich aus bei dem Volke, das die erste Verheißung und das Wort der Offenbarung hatte. Es saget der gottbegeisterte Mann, dessen Auge die Zukunft jenes Erretters aus den Banden des Todes, die Zukunft des von der Jungfrau Gebornen bis zum Tode der Schmach und der Ruhe im Grabe klar und hehr vorausgesehen, zu dem Volke, das sich auf Gott verläßet und hat Sein Heil zu Mauer und Wehr: „Deine Todten werden leben und mit dem Leichnam auferstehen. Wachet und rühmet ihr Bewohner des Staubes! Denn dein Thau ist ein Thau des grünen Feldes und die Erde wirft ihre Todten aus (Jesaj. 26, V. 19; vergl. m. Ezech. 27, V. 5—10). Und ein Seher der letzten Dinge verkündet: daß Viele, so im Staube der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; Etliche zum ewigen Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande (Daniel 12, V. 1—3). Endlich so sehen wir die stärkste, die fröhlichste Zuversicht der Erben des neuen Bundes; jene Zuversicht, welche in allen Gefahren Muth, in Kämpfen Kraft, in Leiden Trost giebt und Geduld, auf die Lehre von der Auferstehung der Todten gegründet: auf die Lehre von der einstmaligen neuen Ueberkleidung der Seele mit dem verklärten Leibe. Es ist der Eine, der Sieger am Staube, der Erstgeborne von den Todten, „durch welchen die Auferstehung der Todten kömmt, so wie einst

durch einen Menschen der Tod gekommen. Denn gleichwie sie in Adam Alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden. Es ist dieses die Lehre, von welcher der Apostel saget: ist Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich — — so ist euer Glaube eitel, so seyd ihr noch in euern Sünden, so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren." Und selbst die Weisheit der Gassen, wenn sie tiefer forschet, wird bekennen müssen, daß ohne den Glauben an eine Wiederbringung des Leibes auch der Glaube an die Fortdauer der Seele seines festen Grundes ermangle.

Was das Schicksal der Seele nach dem Abscheiden aus dem Leibe weiter sey, darüber giebt uns nur der Glaube und das Wort der Offenbarung, nicht die Wissenschaft Bericht. Das irdische Auge soll nicht weiter in diese Schwindel und Trugbilder des Schwindels erregende Kluft hinabzublicken streben, damit es nicht von eitlem Blendwerk der innren Sinne übertäubt werde. „Sie haben Mosen und die Propheten, lasset sie diese hören," nicht das unverständliche Gemurmel aus den Gräbern. Sie haben das Licht der Offenbarung, damit sie in diesem wandeln als am Tage und auf dieses sehen, nicht auf das in Sumpf und Gruben verlockende Flimmern der Irrlichter.

Die Lehre von einer Wiederbringung (Auferstehung) des Leibes, die sich im Religionssystem der alten Parsen so deutlich aussprach, war überhaupt ein feststehender Glaube vieler Völker der ältesten Welt. Man kann wohl sagen, daß alle Beweise für die unsterbliche Fortdauer der Seele nach dem Tode ihrer Hauptstütze entbehren, sobald sie nicht vor allem auf die Hoffnung jener Wiederbringung sich begründen. Denn die eigentliche Persönlichkeit, um deren Fortwähren es sich ja nur handelt, kam und kommt doch nur dem Geist in seinem Einsseyn mit Seele und Leib zu. Daher auch der Glaube der Christen mit seinem Beruf für das jetzige Leben und mit all seinen Hoffnungen auf ein ewiges eine armselige Täuschung wäre ohne die sichere Ueberzeugung von einer Auferstehung des Leibes (nach 1. Cor. 15. Cap.).

Unterschied der Seele des Menschen von der Seele des Thieres.

§. 42. Die Verschiedenheit des leiblichen Menschen, im äußern Bau und Kräften, von dem Thiere, beruhet, so sahen wir oben (im §. 24), hauptsächlich in der aufrechten Stellung und in der großen Beweglichkeit der Sprachorgane. Auch in der Seele des Menschen ist ein Element, welches dieselbe frei und hehr über das nach unten gerichtete Treiben und Begehren der thierischen Natur erhebt; ihr Kraft giebt, über den Zug der Sinnlichkeit zu herrschen: die Kraft des freien Willens, welche, vor allen athmenden Wesen der Erde, nur der Mensch hat. Dieses Element der innren Menschennatur ist der Geist (nach Abschn. IV). Der Geist auch ist es allein, welcher der Menschenseele ein andres Vorrecht vor der Seele des Thieres und ihren Kräften giebt; das Vorrecht des Wortes, oder der eigentlichen Sprache, deren Wurzel und Anfang hinübergehet in ein Reich des Unsichtbaren und Ewigen. Wie das Athmen beim Leibe, so ist das Geschäft des Wortes bei der Seele des Menschen das eigenthümlichste Zeichen des Lebens.

Die Stimme der innren, hochgesteigerten Lust des Lebens, welche die liebliche Wärme des Frühlinges und die von andern Lebenskräften durchdrungene Luft im Vogel wecken, wird zum melodischen Gesange, welcher in jedem irdisch Lebendigen, das ihn vernimmt, ein ähnliches Gefühl aufregt, als die Wärme und die belebende Luft des Frühlinges selber und unmittelbar es thun. Eine allbewegende Naturkraft hat sich hier nur mit dem Gewande des thierischen Lebens und Wesens überkleidet; sie ist aber dabei immer noch dieselbe, die sie war, in ihrer Wirksamkeit geblieben. Es entlocken Lust und Schmerz, Liebe und Haß dem Thiere Töne, welche mit ansteckender Gewalt das innre Feuer, das sie hervortrieb, um sich her verbreiten und entzünden.

In den Worten der Menschensprache wird aber noch etwas weit Andres; mit dem Ausdruck für Lust und Schmerz des Leibes zugleich der für eine Welt des

Göttlichen und Geistigen gefunden. Für die Welt, aus welcher alles Leben und Bestehen kommt, und zu der nur der Geist, nicht die Seele, den Zugang findet und weiß. Denn jener, der Geist, ist es, durch welchen der Mensch hinausragt über das Irdische, in das Reich eines andern, höheren: eines ewigen Frühlinges der Geisterwelt; und wie der Ton des singenden Vogels nur eine Ueberkleidung der belebenden, irdischen Naturkraft, so ist das Menschenwort eine Verleiblichung der von den andern Wesen unerkannten und doch auch ihnen nahen Gotteskraft, aus der die Welt der Geister eben so ihren Anfang genommen und Bestand, als die des Sichtbaren. Eine Verleiblichung, worin jene Kraft noch als dieselbe, die sie war, in jedem Geiste, der sie vernimmt, Geistiges zu wirken und zu schaffen vermag.

In Beziehung auf die Frage vom Entstehen der Sprache erscheint es schon als etwas sehr Bemerkenswerthes, daß gerade die ältesten Sprachen, nicht die neueren, die vollkommensten, ausdruck- und geistvollsten sind. Es mag allerdings eine ältere oder älteste und ursprünglichere Muttersprache geben, als jene, welche wir seit den Zeiten der Heiden und Völker Muttersprache zu nennen gewohnt sind, und welche, von Geschlecht zu Geschlecht, das Kind von den Eltern und Pflegern erlernt. Eine Muttersprache, in welcher die Worte und Namen in einem so innigen, und nothwendigen Verhältniß mit dem Wesen der Dinge selber stehen, als der lebende Nerv mit seinem Gliede, als der eigenthümliche Ton mit der eigenthümlichen Spannung und Beschaffenheit der Saite: eine Natursprache des Geistes, wie die Stimme des Vogels eine Natursprache des Leibes ist. Diese Sprache des Geistes wird auch die der Seele seyn, wenn dieselbe dem Leibe und seinem Verband mit der Sichtbarkeit enthoben, das schauet und empfindet, was vom Geschlecht des Geistes ist. Wir betrachten deshalb hier zunächst nur die gewöhnliche, in vielfacher Art gestaltete Wortsprache, worinnen der eine redende Bewohner des Landes zum andern spricht. Auch dieser ist derselbe Weg der Erzeugung und Bildung zugekommen, als der Leiblichkeit überhaupt. Jede

Sprache des Einzelnen mußte ursprünglich von einer Bewegung des Mitgefühles (nach §. 34) ausgehen, wenn sie eine für Andre verständliche seyn und werden sollte. Bei dieser Bewegung eines Vermögens der Menschenseele, das nach §. 34 ein Punkt des Begegnens zweier Welten: der geistigen wie der leiblichen ist, mußte aber, unmittelbarer noch als bei dem Entstehen der gröberen Körperlichkeit, hülfreich und ordnend die Kraft jenes Geistes mitwirken, der selbst für die niedre Region der Sichtbarkeit ein allerhaltendes Band ist (nach §. 30). Sein Walten ist es, wie bei der Bildung des Leibes, gewesen, welches dem einzelnen Glied oder Wort der Rede jene bestimmte Form gegeben, durch die dasselbe in feste (ergänzende) Beziehung, gerade zu dem Verständniß und innren Bedürfen der andern mitsprechenden Menschen und zu der mitsehenden und mitwerdenden Welt trat. So ist jede besondre Sprache durch denselben Zug des Einzelnen zu Vielen entstanden, durch welchen nach §. 51 diese oder eine andre völkerthümliche Form des Leibes an den Menschenstämmen der Erde erzeugt worden.

Es wiederholt sich, in einem bald größern, bald geringern Umfange, die Geschichte der ersten, ursprünglichen Entstehung der Sprachen bei jeder kräftigen Erweckung des Mitgefühles und der innren Begeistrung. Abgesehen von jenen einzelnen Fällen, in denen (nach §. 26) der geistig angeregten Seele die Macht und der Gebrauch einer ihr vorhin kaum bekannten Menschensprache gegeben worden; so erscheint wenigstens in ihrer Wirkung auf andre Seelen die Sprache der Begeistrung als eine neuverliehene, nicht durch alltägliche Mühe oder Kunst angelernte. — Und sollte sich dann die alte Schöpfung der Sprache, wie ja schon bei jeder neuen Geburt eines Menschen die Schöpfung des Leibes, nicht auch da in ihrer ganzen Macht haben wiederholen können, wo eine neue, innre Geburt der Menschennatur aus dem Geiste geschah? Sollten nicht da der Seele, welche zu dem Mitgefühl von göttlich-menschlicher Art erwacht war, mit dem gottbegeisterten Zuge der Liebe zu allen Geschlechtern der Menschen zugleich

auch Worte für das Verstehen dieser hörenden Menschen gegeben worden seyn? Sie entsatzten sich, heißt es bei einem solchen alten Sprachwunder, „sie entsatzten sich aber Alle, wunderten sich und sprachen zu einander: siehe, sind nicht diese Alle, die da reden, aus Galiläa, wie hören wir dann ein jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind? Parther und Meder und Elamiter, und die wir wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Cappadocia, Ponto und Asia, Phrygia und Pamphilia — — — wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden."

Wenn das bloße thierische Mitgefühl der Seele des mütterlichen Huhnes, wenn dieses brütet und seine Jungen führt, die Macht einer neuen Sprache verleiht; einer Sprache, welche ganz geeignet für die junge, geliebte Brut, dieser vom ersten Augenblick des Ausschlüpfens aus dem Ei verständlich ist, wie sollte der Geist, erfüllt von der Begeistrung einer ewigen Liebe, nach seinem Maaße nicht das gleiche vermögen? — Und hier, in diesem Ursprung aus dem Geiste, liegt der Schlüssel zu dem Räthsel des ersten Entstehens der Sprache. Wie einst der Mensch durch Gottes Hand geschaffen und ein lebendiger Odem ihm eingehaucht worden, wie er aber im jetzigen Zustande sein Geschlecht nur auf dem natürlichen Wege des Gebärens fortpflanzt, so wird auch, seit einem ältesten großen Wendepunkte der Geschichte des Menschengeistes, die Sprache durch sinnliche Mittheilung fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, und ist seitdem dem Wandel und der Entartung unterworfen. Einst aber war sie ein lebendiger Odem, welcher, gleich jenem befruchtenden Thau, „der beständig aufstieg das Erdreich zu befeuchten," ohne Aufhören ausgieng zu dem Menschengeiste, von dem Geiste, durch den er ward. Es ist diese alte, ewige Sprache noch jetzt, mitten in der auf gewöhnlichem Wege erzeugten Muttersprache und überkleidet mit ihren Worten, die eigentliche, rechte Sprache. Alle ihre Worte sind Wahrheit und Leben, und Feuerflammen der tiefsten, innersten Begeistrung. „Die Himmel hören, wie ein altes Lied sagt, ihre Rede, und die Erde

(die ganze Sichtbarkeit) vernimmt sie.“ Denn die Sprache des Geistes im Menschen mit Gott, und Gottes mit dem Menschen: die Sprache des Gebetes ist selber vom Geschlecht jenes Wortes, durch dessen Kraft die Welt geworden, und welches alle Dinge erhält.

Wir müssen allerdings in der Menschensprache zwei Elemente, ein ursprüngliches, innerlicheres und ein abgeleitetes, äußerliches unterscheiden. Das erstere hat seinen Ursprung aus dem lebendigen Wechselverkehr des Menschengeistes mit dem Göttlichen genommen; es war ein Gegebenes, von oben Angeregtes, bei dessen Empfang sich die Menschennatur mehr passiv, wie eine mittönende Saite verhielt; es war ein höherer Geist, welcher in und durch den des Menschen sich aussprach. Das andre Element, dem ersteren polarisch entgegenstehend, nahm seinen Ursprung aus dem Verkehr des Menschen mit der neben wie unter ihm stehenden Sichtbarkeit. Hierbei verhielt sich die Seele selbstthätig und selbstbildend. Während das ursprüngliche, innre Element der Sprache jenes Gebiet der in Worte gekleideten Gedanken umfasset, welches sich auf das Verhältniß des Menschen zu Gott beziehet, begreifet das andre die weitläufige Ordnung solcher Ausdrücke in sich, die sich auf das gesellige Verhältniß des Menschen zu Seinesgleichen und auf seine Stellung zu der Mannichfaltigkeit der sichtbaren Dinge beziehen. Das letztere Element, obgleich es ursprünglich auch in dem ersteren wurzelte, entnahm seinen Stoff allerdings zum Theil aus äußeren Naturtönen, und in seiner Abhängigkeit von dem selbstthätigen Willen des einzelnen Menschen, wurde es der mannichfaltigsten Formen und Gestaltungen fähig. So wie der Mensch mehr und mehr aus jenem ursprünglichen Verhältniß seiner geistigen Natur, aus welchem das erstere Element seiner Sprache sich entfaltet hatte, heraustrat, wurde das letztere das vorherrschende, und verschlang zuletzt das erstere ganz. Doch läßt sich auch noch jetzt, bei der großen Verschiedenheit der Menschensprachen erkennen, daß das innre, ursprüngliche Element zugleich das fester stehende geblieben ist, welches im Verlauf der Zeiten noch immer am wenigsten sich veränderte. Hierinnen beruhet auch hauptsächlich der Unterschied zwischen den edleren, geistig entwickelteren Sprachen der ältesten und zwischen den Sprachen der neueren Zeit, daß in den letzteren das Element der Conversation das augenfällig vorwaltende geworden ist, wie an einem dikotyledonischen Gewächse die Kotyledonenblätter, mit denen dasselbe ursprünglich dem Boden entkeimte, abwelken und ihre Stelle durch die späteren, in ganz andrer Form hervortretenden Blätter ersetzt wird.

IV. Die Lehre vom Geist.

Anknüpfung dieses Abschnittes an den vorhergehenden.

§. 43. Was wir im vorhergehenden Abschnitt von der Seele des Menschen sprachen, das gieng zum großen Theil auch den Geist und sein Walten an; denn die Menschenseele mit allen ihren Vermögen ist ja das, was sie ist, einzig nur durch den Geist. Sein, des Geistes, ist das, was der Phantasie ihre idealisch schaffende Kraft, dem Gefühl ein Empfinden der Kräfte der Ewigkeit, dem Erkenntnißvermögen das Selbstbewußtseyn, dem Gemeingefühl die Gestalt des Gewissens, der Sprache zu dem bloßen Ton der Stimme, das eigentliche gedankenvolle Wort giebt. Ja ohne den Geist hätte die Seele weder Persönlichkeit, noch Erinnrung, noch Fortdauer, sie wäre mithin nicht mehr sie selber.

Obgleich jedoch in und mit dem Wesen und Wirken der Menschenseele zugleich auch das Wesen und Wirken des Menschengeistes beschrieben worden, erscheint es dennoch nöthig, jetzt auch Das noch ins Auge zu fassen, was der Geist an sich und in seiner Beziehung auf Seele und Leib sey, und das, was des Geistes im engeren Sinne ist, von dem zu sondern, was der Seele ist. Einstweilen bezeichnen wir uns hier vorläufig das Verhältniß zwischen beiden auf folgende Weise: Während nach §. 28 die Seele eine schöpferische Wirklichkeit ist, die sich in und an einem bewirkbar Leiblichen kund giebt, ist der Geist das wesentlich Höhere, welches als allgemein Ergänzendes die besondre Wirksamkeit der Seele wie das Werden des Leibes umfasset.

Der Geist, welcher im Menschen waltet, ist selber von der Natur jenes „Umfassenden", dessen wir in dem Verlauf dieser Untersuchungen öfters erwähnten (m. v. den Inhalt der §§. 4, 20, 30 u. f. so wie die beigefügten Erläuterungen). Wie die krystallinische, fest bestimmte Form zu dem Ungeformten (Amorphen) verhält sich deshalb die Seele des Menschen, vermöge des innwohnenden Geistes zu der Seele des Thieres.

Scheidung des innren Menschen nach Geist und Seele.

§. 44. Es ist der Leib, welchen menschliche Gewalt und die Macht der äußern Elemente ohne Aufhören zu berühren, zu verletzen, und selbst zu tödten vermag, nur einer, obgleich derselbe beständig aus dem Verein zweier Elemente, eines unteren, das aus der Nahrung hervorgeht, und eines oberen, das aus der Luft des Himmels kommt, sich erhält und erzeugt. So ist auch der innre Mensch, so ist die Seele, welche keine menschliche Gewalt, kein äußres Element zu tödten noch zu verletzen vermag, nur eine, obgleich das inwendige Leben, so lange es in der Sichtbarkeit bestehet, durch zwei Elemente sich gestaltet, und bewegt, davon das eine aus der Natur des Leibes hervorgeht, das andre aber aus dem Reich des Geistes kommt. Die Seele, sie selber, ist es, welche jetzt im Fleische, jetzt durch eine höhere ihr zu Theil gewordne Kraft im Geiste zu seyn vermag; welche schon hiernieden an dem Einen fleischlich, am Andern geistlich gesinnt und gestaltet gefunden wird.

Das Wort, das in den meisten Menschensprachen den Geist benennt, bedeutet zugleich, in seinem Doppelsinne die Luft und das Bewegen derselben. Und in der That, das Geschäft des Geistes an dem Leben der Seele ist nahe mit jenem verwandt und mit ihm vergleichbar, das die Lebensluft am athmenden Leibe hat (nach §. 12 und §. 49).

Der ganze äußere Mensch, offenbart als lebende Seele durch den lebenden Leib, wird öfters in der Weise der alten Sprache Seele genannt; der ganze innre Mensch aber, in derselben Weise, der Geist. Es ist das Gemüth, der innre Sinn, in welchem der Geist mit seiner Wunderkraft sich verherrlicht und verständlich macht; es ist der Geist, in welchem und durch welchen die Seele zur Herrscherin über sich selber und ihre Welt wird. Das noch nicht zu eigen gewordne, sondern erst im Werden begriffne Leben der Ewigkeit, verschieden

von dem sichtbaren Leben der Seele, wie der Mutterleib, der für den Leib des Ungebornen noch Nahrung nimmt und athmet; von diesem es ist, wird zuweilen in jener Sprache als Geist von der Seele unterschieden. Die Stunde der Geburt wird kommen, und der ans Licht getretene, lebende Leib wird nun selber und unmittelbar Eines mit der belebenden und gestaltenden Lebensluft. So wird auch einst der Mensch, dessen Wesen hienieden scheinbar in drei verschiedne Mächte getheilt war, nur Einer seyn: der Leib, in Kraft der Ewigkeit, wird die Natur des Geistes anziehen, so wie der Geist die Kräfte des himmlischen Leibes, und sie alle sind alsdann nur Ein Leib, sind nur Eine Seele.

Das Ich des Menschen ist der ganze Mensch, mit Geist, Seele und Leib; der Mittelpunkt seines Wesens ist die Seele.

Der Geist als mütterlich bildende Kraft.

§. 45. Ein alter Lehrer der Kirche, in dessen Schriften der Geist und die Sprache der ersten apostolischen Zeit leben: Irenäus, erkennet in dem Geist des Menschen jene Kraft an, welche bildet und gestaltet; das Fleisch aber sey das, was gebildet und gestaltet werde. Der Geist war es, welcher nach den Worten des alten Liedes der Schöpfung, als mütterlich waltende Liebe, wie mit brütendem Fittiche, über der Tiefe und ihren noch künftigen Gestaltungen schwebte. Wie die Luft, aus welcher alles Leben auf Erden sich erhält und seine Flamme ernährt, alle Wesen unsrer planetarischen Sichtbarkeit umfasset und durchdringet; so umfängt und durchdringt der Geist von oben das Reich der Seelen; denn in Ihm leben, weben und sind dieselben.

Die Mutter ist es, welche das in ihr als Keim der Zukunft schlummernde Leben mit der Kraft ihres eignen Lebens stärkt und erhält; sie ist es, welche stellvertretend für das noch Ungeborne die Nahrung des irdischen Elementes empfängt und den belebenden Odem schöpfet. So vertritt, mit unaussprechlichen Kräften, der mütterlich waltende Geist, in dessen Tiefe der Mensch

des Jenseits sich gestaltet, die Stelle dieses noch nicht zum Licht und selbstständigen Wesen Ausgebornen, und hilft beständig seiner Schwachheit auf, und es ist in den Stunden einer höheren Bekräftigung nicht der Mensch der Erde, welcher redet, sondern der Geist von oben.

Der Geist als selbstthätig bewegende Kraft.

§. 46. In der Lehre vom Geist begegnen sich die anscheinend sich widersprechendsten Wahrheiten; namentlich die, daß ein geistig Gutes sey, aber auch ein Böses von der Natur des Geistes, sowie jene, daß dem Menschen, durch das Leben aus Gott ein vollkommen freier Wille verliehen sey, sich zu erwählen das Gute oder das Böse, und zugleich die ihr entgegengesetzte, daß der Geist des Menschen ein dienendes, bewegtes Werkzeug sey, in der Macht eines höheren, allbewegenden Geistes. Von diesem letzteren Moment, aus der Geschichte des Menschengeistes, wollen wir hier zunächst reden.

Einstimmig nennen alle Sprachen, in denen noch die ursprüngliche, geistige Kraft und Bedeutenheit der Worte lebt, die Weise, wie der Geist, welcher Gott ist, auf den Geist des Menschen wirke, das Anwehen, Einhauchen eines lebendigen Odems aus dem Schöpfer in das Geschöpf. Es wiederholt sich bei diesem Einhauchen des Lebensodems in die Seele des Menschen die Geschichte seiner anfänglichen Belebung: die Begeistrung des innren Menschen aus Gott erscheint als eine Schöpfung der höheren Ordnung. Denn als Gott den Menschen aus der rothen Erde gebildet, da blies er ihm einen lebendigen Odem (das sprechende Wort) ein.

Aller Anfang des geistigen Seyns und Lebens ist aus dem Geist in Gott. Wie die Begeistrung eines staubgebornen Menschen andren Menschen sich mittheilt und diese erfüllet, und doch hierbei selber nicht abnimmt, sondern nur noch wächset; so erfüllt der Geist alles Leben, das zum Geiste geboren ist, und seine Fülle nimmt hierbei nicht ab, sondern bleibet ewig.

Der Geist als innwohnend im Menschen.

§. 47. Es ist der Geist des Lebens aus Gott, welcher auch, wie der Lichtstrahl das durchsichtige Glas, das Seyn und Wesen des Thieres durchdringt, und dieses zum Werk seines Lebens bewegt. Die Seele aber des Menschen, wird von jenem Geiste nicht bloß auf solche Weise durchdrungen, wie der Lichtstrahl spurlos durch den Krystall gehet, sondern sie wird von ihm auf eine selbstständige Art des Innenwohnens belebt und erfüllt, wie der Körper, der im eignen Lichte flammt und leuchtet; wie die Kerze, wenn sie einmal am wärmenden Feuer angezündet ist, nun auch selber in ihrem Kreise einen Schein giebt und wärmt. Von keinem Thiere wird gesagt wie vom Menschen, daß Gott ihm den lebendigen Odem seines Mundes eingehaucht habe; darum ist auch kein andres lebendiges Wesen der Erde zum Bilde Gottes, zum Bilde, das Ihm gleich sey, geschaffen, und hiermit zu einem Herrscher über die Seelen der andren Thiere gesetzt. Den Thieren ward allein der Segen ertheilt; fruchtbar zu seyn und sich zu mehren; zu erfüllen das Meer und den Boden der Erde. Hiermit ward der erschaffnen Form und Richtung der Arten eine beständige Dauer. Das einzelne Thier aber stirbt, und sein Leben verlöschet, wie der Schimmer, welcher nicht selbstständig im durchsichtigen Glas wohnte, sondern von außen hereindrang, wenn der Tag sich neiget. Die Kerze dagegen flammt fort, auch wenn die Nacht gekommen. So lebet der Mensch im selbstständigen Leben des Geistes, auch wenn der Leib im Tode verstummt und verwest.

Wie die Sprache des Geistes selber das Wesen des Geistes mit der Luft des Himmels vergleichet, so kann man sagen, daß die Seele des Menschen allein unter allen Seelen der irdischen Sichtbarkeit dazu gemacht sey, sich in diesen Aether, in diese Himmelsluft des Geistigen zu erheben; daß sie unter jenen allen das einzige geflügelte Wesen sey. Die andren, gleich den gehenden und kriechenden Thieren, sind durch ein nach unten ziehendes Band, das der Schwere vergleichbar ist (Pred. Salom. 3, V. 21), an das Seyn der Leiblichkeit gebunden; der

Mensch des Geistes schwebet auf zum Fluge. Und wie der Vogel, der sich in die Luft schwang, von oben herab frei den Boden überblickt und Alles erkennt, was auf diesem stehet; so siehet der Mensch in der ihn emporhebenden Kraft des Geistes den Boden, der sein eignes Seyn und Wesen trägt; er siehet seine eigne Seele, mit all ihren Kräften und Wirken; wird durch den Geist seiner selbst sich bewußt. Aber der Mensch weiß durch den Geist nicht bloß das, was in ihm selber ist, sondern, weil der Geist des Selbsterkennens (nach §§. 34 und 35) auch Theil hat an einem höheren und göttlichen Seyn und Leben, ist es er, „der Geist, welcher zeuget, daß Geist Wahrheit sey; der Geist, welcher Alles, auch die Tiefen der Gottheit erforschet.“ Aber diesem innren Zustand des Selbsterkennens, von welchem ein solch hohes Vermögen ausgesagt wird, stehet gegenüber ein andrer Zustand, welchen die Schrift den „des natürlichen Menschen“ nennt, der „nichts vom Geist Gottes vernimmt,“ ja dem dieses eine Thorheit ist, weil es muß geistlich gerichtet seyn (1 Cor. 2, V. 10 und V. 14). Dieses führt uns zu der näheren Betrachtung der Lehre von dem freien Willen des Menschen.

Beachtenswerth ist in Beziehung auf den Inhalt des vorstehenden §. die Befähigung des Menschen zu einem Gefühl der höheren, geistigen Freude und zur Aeußerung der Freude.

Von einem geistig Guten und geistig Bösen.

§. 48. Welche innre oder äußere Stimme es auch dem Menschen gesagt haben möge, daß das Hingeben seines Wesens in einen Zug, welchem das Thier ohne innre Hemmung folget: das Hingeben in den Zug der Mordlust, der Zerstörungswuth, der tückischen Verstellung, des niedren Sinnentaumels böse, und zwar nicht nur wegen seiner Anstößigkeit gegen eine äußre Menschenordnung, sondern böse an sich, daß es Sünde sey; gewiß ist, daß er dieses von Anfang an fühlte und erkannte. Dieß bezeugen bei allen Völkern der alten Welt die Altäre, an denen der Mensch durch Opfer

den Zorn der Gottheit über die Sünde versöhnen wollte; dieß bezeugen die tausendfältigen Weisen der Büßungen, der Weihen, der Reinigungen. Auch die Weisheit der Völker und Heiden, die Weisheit, welche der redlich nach Wahrheit forschende Verstand zu allen Zeiten zu finden vermag, hat dasselbe erkannt, was uns die Offenbarung in allen ihren Unterweisungen saget: daß der Mensch von Natur mächtiger sey zum Verderben geneigt, als zum Heile, mehr zum Tode, denn zum Leben, und daß nicht menschliche Kunst noch Kraft, sondern nur ein göttliches Erbarmen ihn retten könne von dem Verderben, das seinen Fuß umstrickt. So nennt Aristoteles das innre Uebel, den Hang zum Bösen ein angebornes, und der ernste Forscher bei Tuskulums Eichenhayn bekennet es frei, daß wir von der Stunde der Geburt an befangen sind von sündlichem Verderben, gegängelt von verkehrtem Wahne, genährt schon an der Brust der Mutter mit dem Irrthum. Er klaget unverholen den Willen des Menschen an, daß dieser taub sey gegen die Winke und Gebote eines Gesetzes, das mit unverkennbar deutlichen Zügen der Natur eingeschrieben ist. Ja selbst jener Dichter des Alterthumes, der sich mehr mit andren, erdichteten „Verwandlungen," als mit der einen, wahren der Menschenseele beschäftigte, spricht von einer beständigen Hinneigung unsers Wesens zu dem Verbotenen; von einem Sehnen nach Dem, was uns das ernste Gesetz versagt, von einem innren Erkennen, welches das Gute erkennet und sieht, dennoch aber hingerissen wird zum Bösen, und ein berühmter Spruch des Sopater will behaupten, daß es dem Menschen angeboren sey, zu sündigen.

Auch von dem Standpunkte eines bloßen, ruhigen Beschauens der sichtbaren Erscheinung aus, wird es schon bedenklich gefunden, daß jene Richtung des verkehrten Menschenwillens, welche wir Sünde nennen, an unsrer Natur von so ganz andrer Art und Gestalt erscheine, als die etwa für verwandt gehaltnen Aeußerungen der Begierden und innren Aufregungen in der äußerlich auch noch so ähnlichen thierischen Natur. Auch so wie die jetzige Thierwelt im Vergleich mit dem

Menschen dastehet, verhält sich das Thun der ersteren zu dem des andren kaum so, wie die That des Säuglinges, der, ohne sich dieses bewußt zu seyn, die Mutter mit seinen zarten Fingern oder Zähnen verletzet, zur That des kalten, selbstbewußten Muttermörders; wie die bloße Abbildung der Pest zu Toulon und Mailand, von Künstlerhand, zu den Schmerzen und dem giftigen Aushauche der Seuche selber. Denn wenn wir bei dem Vergleiche beider auch nur den innren Schönheitssinn urtheilen lassen, dessen Besitz wir mit Recht als eines der köstlichsten Vorrechte unsrer Natur rühmen, so muß uns dieser hierinnen über den Menschen etwas ganz Anderes sagen, als über das, nach scheinbar gleicher Richtung bewegte Thier. Wo fände sich in der ganzen Thierwelt etwas, das den Zerrbildern gliche, zu welchen der Geiz, der Hochmuth, die Schlemmerei und Trunkenheit, der Neid, die Heuchelei, der politische Fanatismus (wie er sich mit Pöbelwuth gepaart in den Zeiten der französischen Revolution zeigte) die Menschennatur entstellt. Wir kennen kein lebendiges Wesen, welches Gefallen an dem muthwilligen und für es selber nutzlosen Zerstören der Werke eines fremden Fleißes und fremder Kunst fände, wie der Mensch. Denn der Hase benagt den neugepflanzten Baum aus Hunger; die Larve des Immenkäfers führt der Weg zu ihrer Speise durch die künstlichen Zellen des Bienenstockes. Der Baumschänder aber verdirbt die zarte, junge Pflanzung einer fremden, fleißigen Hand, weil er das stille Leben, das im Gewächs sich kund giebt, aus innrer Verderbtheit hasset, und der ihm ähnliche Mordbrenner lässet den Haß gegen das Wirken und Schaffen der Menschenkunst und des Menschenglückes, durch das Entzünden und Zertrümmern der Gebäude und Städte aus.

Wenn in den Sprachen das Abweichen der Menschenseele von der Bahn des Gesetzes, wenn das Sündigen ein Fallen genannt wird; so verhält sich dieses Fallen beim Menschen zu dem, was etwa im Leben und Wesen des Thieres ihm ähnlich erscheint, wie das bloße Hinrollen eines Steines zu dem Herabsturz desselben aus großer Höhe. Es beschleunigt und verstärkt

sich beim schweren Körper die Kraft des Fallens näher zum Boden hin in furchtbarem Maße und zuletzt erhitzt und entzündet sich (namentlich beim fallenden Meteorstein), was an ihm brennbar ist; sein Auftreffen auf den Boden wirkt mit zerschmetternder Gewalt. Und dieses alles erfolgt nach dem von uns sogenannten Gesetz des Falles. Aber auch die Schrift nennt das, was „dem Fallen" der Menschenseele seine besondre Kraft giebt, das innre „Rad des Werdens," wie der Apostel es nennt, mit Gluth des Abgrundes zu entzünden und das eigne Wesen zu zerschmettern, das Gesetz. Denn „der Stachel des Todes ist die Sünde; die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz." — „Ich wußte nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt, laß dich nicht gelüsten. Da nahm aber die Sünde Ursach am Gebot und erregte in mir allerlei Lust. Denn ohne das Gesetz war die Sünde todt, als aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig." Und dennoch nennt derselbe Apostel, der dieses sprach, das Gesetz heilig und das Gebot heilig, recht und gut. Ja der Mund der Wahrheit selber, Er, welcher gekommen war, das Gesetz zu erfüllen und von dem Fluche desselben uns zu erlösen; Er, welcher des Gesetzes Ende ist, sagt mit einem Eide der festen Versicherung: wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe." Wie soll unser überlegender Sinn diese scheinbaren Widersprüche lösen?

Vergessen wir nicht zuerst jene Seite an dem Gesetz in das Auge zu fassen, in welcher dasselbe so emporhebend auf die Seele des Menschen wirkt, wie die Hand oder irgend eine andre bewegende Ursache auf den Stein, den sie über den Boden in eine Höhe emporträgt, von welcher aus sein Fallen eine zerschmetternde Kraft empfängt. Durch das Geschäft der Engel, so sagt die Schrift, ist dem Menschen das Gesetz gegeben; durch das Geschäft derselben Engel, welche bei der Gesetzgebung dienende Werkzeuge waren, sind, nach einer bedeutungsvollen Lehre der ersten Jahrhunderte, dem Menschen die Kunst, die Wissenschaften und andre die-

sen verwandte Gaben seiner Vieles erkennenden Natur zu eigen geworden. Das Gesetz wie die wahre Wissenschaft haben beide, nach ihrem Maße das Vermögen, die Menschenseele hinauf in eine Region des Erkennens und der Einsicht des Guten und Bösen zu versetzen, von wo aus sich die Wirksamkeit des innren, eigenwilligen Ungehorsams ungleich verstärkter und zerstörender äußern kann. Die Wirkung des Ungehorsams: denn wie das Gesetz der Schwere als eine zerschmetternde, unheilbringende Gewalt bloß dann auf die dichten eigenschweren Körper wirkt, wenn diese von ihrem natürlichen Ruhepunkte hinweg in eine Region erhoben wurden, in welcher das leichte zarte Gewölk schwebt, ohne in Gefahr zu seyn, hinabzustürzen; so wird wohl auch jenes Gesetz, von welchem die Schrift redet, nur darum am Menschen zu einer Ursache des Todes und des Fluches werden, weil am Menschen und im Menschen, vor andern Lebendigen seiner Sichtbarkeit, etwas ist, was auf besondre Weise widerstrebend zu jenem Gesetz sich verhält.

Vergleichen wir das leibliche Leben des Thieres mit dem des Menschen, so erkennen wir bald, daß jenes, wie ein Unmündiges, von einer höheren, göttlichen Kraft und Vorsicht geleitet, ohne eigne Wahl, zur bestimmten Zeit und Stunde über Land und Meer geführt, zum Geschäft der Fortpflanzung gerufen, zur Vorsorge für die Jungen getrieben werde. Der Mensch dagegen wird von keinem Instinkt gehalten oder gegängelt; er brauchet des Leibes und seiner Vergnügungen nach eignem Wohlgefallen. Wenn dann bei dem unmündigen Thiere die Zeit zu irgend einer, jetzt eben für die eigne, oder für die Erhaltung des Geschlechts nothwendigen Lebensbewegung gekommen, da werden ihm die nöthigen Kräfte, da werden ihm in seiner äußren Umgebung, mit dem erwachten Triebe zugleich, die nöthigen Mittel gegeben. Einige schwerfällige Vögel unserer Felder und Wiesen, welche den übrigen Theil des Jahres kaum die dringendste Gefahr zu einem kurzen Fluge von wenig hundert Schritten zu zwingen vermag, empfangen plötzlich, wenn im Herbste die Zeit des Wan=

derns gekommen, auf vorhin unmöglich geschienene Weise die Kraft, über das Thal und die hohe Alpenkette, über ferne Länder und weite Meere zu fliegen. So giebt jene Weisheit, welche mütterlich den Haushalt der Natur versorgt und leitet, überall, in ihrem weiten Reiche, dem thierischen Leben seine Speise, wie die ihm nöthigen Kräfte, zu seiner Zeit, und leitet dasselbe wohin sie will. Das Thier ruhet, wie das unmündige Kind, spielend zu den Füßen der Mutter, die ihm giebt, was es bedarf; es ruhet, ohne Gefahr sich zu zerschmettern, wie der Stein, oder die festgewurzelte Pflanze am Boden, während der Mensch, durch eine ihm innwohnende Macht nach §. 47 über den Boden erhoben, in einer freien Höhe schwebt, in welcher ihn das Gesetz der Schwere, das den ruhenden Stein an seinem Orte hält, auf ganz andre Weise ergreift und bewegt, als die andern sichtbaren Lebendigen.

Wie aber, sollte denn dieses Erbarmen, welches das Thier festhält, daß es nicht fällt, sich gerade nur an dem Menschen unbezeugt gelassen haben? sollte keine Hand gegen diesen ausgestreckt seyn, die ihn trägt und erfasset, sollte auf ihn, den Bürger zweier Welten, nicht ein Zug wirken, welcher dem Zug der Schwere, die nach unten fallen machet, entgegengesetzt, ihn oben erhält? Und allerdings für diesen Zug einer Gegenschwere, die aufwärts hebet, war seine Natur von Anbeginn an gemacht und bereitet; es war der Zug nach Ihm, dem Herrn und Vater jener Werke, die der erkennende Geist beschauet, zu Ihm, der von Ewigkeit den Menschen geliebt. Es stund bei dem nach beiden Richtungen beweglichen Willen des Menschen selber, jenes Vermögen der Liebe und der Verleiblichung, das in ihn gelegt war, mit seiner Schwere aufwärts zu richten, nach dem Quell der Belebung, der unmittelbar aus dem Leben kommt, das von Anfang war, und seine Selbstthätigkeit hinabwärts zu kehren, nach der Welt des Geschaffenen, oder umgekehrt das aufnehmende, nach Leben verlangende Sehnen abwärts zu kehren nach jener Region, welche das Leben nicht in sich selber hat. Und siehe, er gehorchte nicht dem Gebot der väterlichen

Macht, das ihn nur zur Liebe führen wollte, sondern seine Selbstthätigkeit, nach oben gerichtet, ward zum Widerstreben gegen dieses Gebot, weil er das für seinen Gott gehalten, das nicht Gott ist, weil er an dem sich festhalten wollen, in dem selber keine Festigkeit ist, sondern eitel Wandel und Wechsel.

Angeboren und eingepflanzt ist der Natur des Menschen dieses Prinzip des Ungehorsams und des Eigenwillens, mit der Verleiblichung in diese sichtbare vergängliche Form, welche die Zeugung von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Das Wesen der Menschenseele, als eines Ebenbildes der Gottheit, ist Freiheit, zu wählen das Gute oder das Böse; mit dem Entstehen der Seele zugleich beginnt dieses Freiseyn. Auch die Verleiblichung, als ein sich Unterwürfigmachen unter das Regieren einer höheren Macht, scheinet dann bei der Seele nicht ohne Mitwirkung eines eignen, freien Willens zu geschehen; die Seele hat sich zu diesem Leibe, der durch innwohnende Schuld zum Grabe eilet; zu diesem Leibe, vom ersten Vater des Geschlechts vererbt, wie durch eine eigne Wahl bekannt, bekannt mithin auch zu der anfänglichen Richtung der Unfolgsamkeit, zu dem Lossagen aus dem alten, ursprünglichen Bunde. Doch über diesem Theil der Geschichte der Seele schwebet ein ernstes Dunkel. Es rühmet sich der Apostel, vor allem Preisen der eignen Weisheit, Gottes, mit welchem wir durch Christum versöhnt und vereint sind. Denn wie durch einen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie alle gesündiget haben; so ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen.

Wie dieser Leib, diese zerbrechliche Hütte, ein Leib der Sünde ist, weil in ihm ein Prinzip lebet, das sich dem höheren Walten entzogen; so ist der neue Leib, welchen der Mensch nicht durch ein Geschäft des Fleisches, sondern des Geistes empfängt, ein Leib des ewigen Lebens. Aus dem irdischen Wasser hat sich alles irdisch Leibliche gestaltet; das Wasser ist, nach einem

alten Spruche das erste, das beste aller leiblichen Dinge; in ihm webet die Schöpferkraft. Es ist aber ein Wasser höherer Art, ein Wasser des Lebens, aus welchem der Leib der Ewigkeit sich gestaltet. Das nach Sättigung von oben dürstende Sehnen empfängt dieses Wasser umsonst. Die Seele, wenn sie in dem Element des neuen Lebens sich verleiblicht, ziehet vorher den Ungehorsam der Natur aus, leget ab das innre Lossagen und Abweichen von Gott. Diese neue Verleiblichung ist der Akt einer gänzlichen und lauteren Unterwerfung und Hingabe in die Macht des göttlichen, nicht in den Einfluß und die Kraft eines ihr widerstrebenden Willens. Wir betrachten, so weit der stumpfsichtige Blick reichet, diesen Vorgang etwas näher.

Die weitere Ausführung des Inhaltes des vorstehenden §. so wie mehrerer ihm vorangehenden s. m. in m. Gesch. d. Seele §. 43 bis 48.

Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiste.

§. 49. Das höchste Werk des Lebens der Seele, das Werk der Ueberkleidung und Durchdringung ihrer Natur mit dem Geist von oben, wie mit einem neuen höheren Leibe, ist, seinem ganzen Wesen nach, dem Geschäft des leiblichen Athmens und seinem Einfluß auf die Gestaltung des Körpers nahe verwandt oder doch vergleichbar. Der Geist aus Gott erscheinet auch hierbei, wie dies der tiefe Sinn schon der ältesten Sprachen angedeutet, als das Urbild des Lebensgeistes der irdischen Luft, der das thierische Leben in seinem Weben und Bewegen erhält. Das Geschäft des leiblichen Athmens bestehet (nach §. 12) ganz wesentlich, neben dem Aufnehmen und Empfangen, in einem Ausstoßen und Geben; der neuen Belebung und Verdichtung der Blutmasse durch den Lebensgeist, der in der Luft wohnet, gehet nothwendig das Absterben und die Auflösung eines andern Theiles derselben, zur Seite oder voraus. Dieses Absterben und Ausscheiden durch das Athmen ist der Erhaltung des gesunden Lebens so unentbehrlich,

daß einige Physiologen es für den einzigen oder doch wesentlichsten Nutzen der Respiration gehalten. Mittelst des Kreislaufes gehet jenes Wechselspiel einer Neubelebung und eines Absterbens der Theile, einer Anziehung und Ausstoßung, durch alle Glieder des Leibes; sein Bewegen dringet zu der äußersten, lebenden Faser des Muskels; zu der innersten Zelle der Eingeweide. Auch hier, bei diesem Athmen im Einzelnen und Kleinen, und vielleicht, weil der Tod der Beobachtung nicht so schnell ein Ziel setzet, deutlicher noch, als bei dem eigentlichen Gesammtathmen des Blutes in der Lunge, wird erkannt: daß das Ausstoßen und Absterben der Erhaltung des Lebens eben so nothwendig, als das Aufnehmen des neubelebenden atmosphärischen Elementes sey. Denn wenn, in dem Zustande der sogenannten Entzündung, ein einzelnes Organ den Sauerstoff bloß an sich reißet, ohne zugleich einen Theil seines eignen Wesens aufzugeben und abzulegen, da wüthet alsbald durch seine ganze Natur ein heftiger Schmerz, welcher, wenn das Ausathmen in dieser kranken Region nicht bald wieder hergestellt wird, entweder in ein Ausscheiden andrer, stellvertretender Art, wie die Eiterung es ist, oder in völligen Tod des Gliedes (Brand) und Fäulniß übergehet.

Bei diesem bedeutungsvollen Geschäft des leiblichen Athmens dann erscheinet die Luft in einer doppelten, sehr bedeutungsvollen Funktion. Dieselbe nimmt den sterbenden, ausgeschiedenen Theil des Blutes auf und hinweg; giebt dem tropfbar flüßigen Lebenssafte ihre eigne luftförmige Natur; bekleidet sich mit seiner Gestalt zur Kohlensäure. Zugleich aber mit dieser Verrichtung der Lebensluft ist noch eine andre verbunden, welche dieselbe am Blute übt: sie theilt diesem die eigne, ihr innwohnende Kraft mit, welche der Flamme ihr Licht und ihre Wärme, der thierischen Natur ihr Leben giebt. So strebet dann der gröbere, elementare Stoff des thierischen Leibes, welcher aus der Nahrung entstehet, beständig nach oben, um sich mit der Natur des höheren Elementes der Luft zu überkleiden; um mit dieser ein Leib zu werden; und es strebet das höhere

Element nach unten, um sich in die Natur des nach ihm verlangenden Stoffes zu versenken.

Auch das Sehnen der Seele, nach der Ueberkleidung mit dem Geist von oben, welcher alles Leben umfasset und durchdringet, ist tief in dem Bedürfniß ihres Wesens begründet. Und das Element der Ueberkleidung, dessen sie zum Fortleben nothwendiger bedarf, als der Leib den reinigenden und belebenden Odem, ist ein Unwandelbares, Göttliches. Das, was die Weisen des Alterthumes nur im Vorbild erkannten und übten, das ist zur That und Wahrheit, das Sehnen der Völker zur Erfüllung geworden. Das Leben, das in Gott war, hat sich selber versenkt in das Fleisch und sich inniger der Menschenseele genaht, als der belebende Aether, versenkt in die irdische Form des Sauerstoffes, dem Leibe. Und hier war die Gewährung Dessen, das die alte Welt in allen ihren mannichfachen Büßungen und Opfern erstrebte. Wie beim Athmen, hat das Element von oben den eignen Leib dahin gegeben, das Verderben der Menschennatur auf sich und dahin genommen. Die Seele, von der eignen, kranken Leiblichkeit erlöst, ziehet die neue göttliche an. Und das, was die aus sich selber erstandene nun liebt und wohin sie mit allen ihren Kräften ringet und trachtet: die Fülle des Seyns, in welche sie freudig sich versenkt, ist der Anfang und das Ende alles Lebens. Er ist das A und das O, die Wurzel alles Seyns und Wesens. Die ursprüngliche Richtung der innren Menschennatur ist in dem Festhalten der Liebe zu Ihm wieder hergestellt; das Alte ist vergangen, das Neue, das im Innren verborgen lag (nach §. 38), tritt verklärt, als Keim der neuen Gestalt des Lebens hervor, das Harte wird zum Sanften, der Haß zur Liebe, das Widersträuben zum stillen Gehorsam. Worin der alte Mensch stark war, gerade darinnen ist der neue schwach, und umgekehrt, worinnen jener schwach war, gerade darinnen ist dieser stark.

Es muß jedoch bei dem Geschäft eines geistigen Athmens der Bewegung des Aufnehmens eine andre voran und zur Seite gehen, welche als wahrhafte Selbst-

erkenntniß das eigne, sterbende Wesen ausscheidet und von sich hinwegnehmen lässet. Ohne ein Hinübertragen des eignen Verderbens auf ein Element, das dieses aufnehmend hinwegträgt, werden die Wasser des Lebens, welche die nach einem ewigen Element dürstende Seele beständig auf sich herunterziehet, zu einem verzehrenden Feuer, wie die Lebensluft in dem Organ, das nicht ausathmet (nach S. 209). Es giebt dann ein Leben, welches unter den Thränen und Schmerzen der Zeit geboren, in die Ewigkeit hinüberwächset und ein Sterben, aus dem Ergötzen des äußeren Scheines empfangen: ein Sterben, das mit dem leiblichen Tode nicht aufhört, und dessen Ausgang und Ende in den Tiefen einer göttlichen Gerechtigkeit, sowie einer göttlichen Erbarmung verborgen ruhet.

Die Verwandlung des Niedreren in ein Höheres und die Ueberkleidung von jenem mit diesem nimmt seinen naturgemäßesten Verlauf von oben nach unten, von der Region des Erkennens nach jener der Gefühle und des Begehrens. Die Region des Erkennens ist verhältnißmäßig die ungetrübteste, freieste, in welcher die Regeneration, welche vom Geiste ausgehet, am ersten und leichtesten Wurzel fassen kann. Das Erkennen selber beruhet auf einem Aehnlichwerden des Erkennenden mit dem Erkennbaren und Erkannten. Wie der berühmte Meister des Todtentanzes, unser deutscher Holbein, durch den längeren Umgang mit Thomas Moore ein andrer, moralisch besserer Mensch wurde, so wird und wurde in unzähligen, täglich sich wiederholenden Fällen die niedrere, verderblichere Richtung der menschlichen Natur durch den Umgang und liebenden Verkehr mit Seelen von einer höheren besseren Richtung zu dieser selber emporgehoben. Es begegnet in solchen Fällen dem moralischen Sinne dasselbe, was auf einer niedreren Stufe schon dem ästhetischen Sinne wiederfährt, wenn er aus einer unschönen, schmutzigen Umgebung in eine immer schönere, reichere versetzt wird, welche er nicht leicht mit der früheren wieder vertauschen möchte. Die höchste Macht der Verwandlung in ein unvergänglich herrliches Gleichniß des göttlichen Urbildes liegt aber in dem Umgang des Menschengeistes mit Gott selber; aus diesem Umgang vor allem werden die Kräfte des neuen, ewigen Lebens empfangen (Ev. Joh. 17, V. 3.). Uebrigens ist der Vorgang der Ueberkleidung des Niedreren mit dem Höheren auch in den niedreren Regionen der Seelenvermögen schon dadurch sehr vorbereitet, daß sich in diesem, nach §. 38 immer zwei einander polarisch entgegengesetzte, wechselseitig sich ergänzende Richtungen oder Dispositionen neben einander finden. Die Or-

gane des Emporschwunges wie der Schwerpunkt des Leibes finden sich beide beim Vogel in einer und derselben Region (der Brust); eben so haben die fortbewegenden und zum Boden ziehenden Richtungen beim Menschen einen gemeinsamen Centralpunkt; Aussondern und Aufnehmen, Zeugen und Zerstören, sinnliche Lust und ein Absterben derselben im Ueberdruß liegen nahe beisammen. So wird auch in der Geschichte der geistigen Verwandlungen der Menschennatur öfters ein Uebergehen der einen, niedreren Richtung in die central entgegengesetzte höhere bemerkt, wie uns dies das Leben solcher Seelen, wie des Queriolet, Franziskus von Assisi und Anderer bezeugt.

V. Die Herrschaft des Leibes.

Normale und abnorme Macht des Leibes über die Seele.

§. 50. Nach dem vorhin (§. 45) erwähnten Ausdruck eines alten Forschers der Menschennatur, werden an dieser zunächst zwei Regionen unterschieden, die eine ist die des bildenden Prinzips oder des in der Seele wirkenden Geistes, die andre ist jene des Elementes, das gebildet wird und gebildet ist, oder des Leibes. Nur das, welches bildet, der Geist, ist das Bleibende und Unwandelbare im Menschen; der Leib ist, während des Lebens, in einem beständigen Entstehen und Wiedervergehen, in einem Wachsen und Wiederauflösen begriffen. Der Geist ist aber nicht allein Bildner, er ist im Menschen auch ein freier Herrscher, nicht allein des Leibes, sondern auch der Seele (nach §. 8), sowie auch sein Geschäft des Bildens eben so wohl über den innern als über den äußern Menschen sich erstreckt. Die Seele, der Herrschaft des Geistes hingegeben, wachet, seiner innerlich bildenden Gewalt unterworfen schläft sie den natürlichen, gesunden Schlaf ihres Wesens (nach §. 38); versenkt aber in das Wesen der Leiblichkeit und von dem Geist in und mit ihr jetzt bewegt, jetzt in Gestaltung begriffen, athmet sie den anregenden, allgemeinen Lebenseinfluß, von dessen Verwandtschaft der Geist selber ist, jetzt aus, dann wieder ein (nach §. 30).

Auch dieser letztere Zustand des Unterworfenseyns unter die Leiblichkeit ist ein rechtmäßiger, in einer göttlichen Ordnung begründeter, denn das Leiblichwerden bestehet, wie wir früher sahen, selber in einem gänzlichen Untergebenwerden der lebenden Seele unter die Herrschaft und Gewalt einer Schmerz wie Lust, Arbeit wie Ruhe verleihenden Ordnung, welche alles Lebens Mittelpunkt und Ausgang ist.

Nicht selten giebt aber auch die Seele auf kürzere oder längere Zeit die rechtmäßige Herrschaft über den Leib entweder freiwillig (aus Geistesträgheit) auf, oder auch aus Unvermögen gegen das krankhafte Uebergewicht noch anzukämpfen und ihm obzuliegen; das Uebergewicht, welches meist durch eigne Schuld der Seele in eine einzelne Region oder in das ganze Gebäu unsrer Sinnlichkeit gelegt worden. Denn in jeder unsrer Handlungen, ja in jeder innren Bewegung des Gemüthes ist eine doppelte Richtung: die eine des Bildens und die andre des Gebildetwerdens, ein Geistiges und ein Leibliches zu unterscheiden; bei jeder unsrer Handlungen wird in unsrer Natur ein Leibliches erzeugt und gestaltet, welches bald wieder stirbt, wenn jenes Handeln nicht öfters wiederkehrt, oder wenn es durch ein Handeln von andrer Richtung verdrängt wird, umgekehrt aber auch sich durch das öftre Wiederholen der gleichen innren Bewegung zu einem eigenthümlichen Leibe gestalten kann, zu dem die Seele, eben durch jenes Bewegen, sich bekennt und dessen Last oder Lust sie von nun an trägt und empfindet (m. v. den §. 56). Und eben dieses heißt uns dann die abnorme Herrschaft des Leibes über die Seele.

Wenn wir jedoch beides, sowohl das, was die normale als die abnorme Weise des Unterworfenseyns unter die Leiblichkeit an der Seele vermögen, recht erkennen wollen, dürfen wir nicht bei dem stehen bleiben, was der eigne Leib hierbei unmittelbar thut, sondern müssen auch das betrachten, was er mittelbar, in seinem Verband und Zusammenhang mit dem gesammten Reiche seiner Sichtbarkeit bewirkt.

Die mittelbare Macht des Clima's an der Seele.

§. 51. Es ist der ganze Mensch, der sich durch die sichtbare Verleiblichung andren sichtbar gewordnen Wesen kund giebt und sich dem Gesetz des Erkanntwerdens unterwirft; der ganze Mensch, der sich, mit seinem Leiblichwerden der Mühe, dem Kampfe mit den äußern Elementen, sowie andrem Wehe auf Hoffnung dahingiebt. Auch die Macht des Clima's, dem hemmenden und beengenden Einfluß der Kälte, wie den übermäßig aufregenden und lähmenden der Hitze muß derselbe in und mit seiner Verleiblichung empfinden. Wie weit jedoch hierbei die Macht des äußeren Einflußes gehe, und was dem eignen Mitwirken der Menschennatur selber zuzuschreiben sey, das wird uns am besten die Betrachtung jener einseitigen Entwicklungen der äußern Menschenform zeigen, welche unter dem Namen der Menschenschläge oder Raçen verstanden und gewöhnlich zunächst den Verschiedenheiten des Clima's zugeschrieben werden.

Abgesehen von der nach allen Seiten harmonisch entwickelten Idealform des kaukasischen Menschenschlages, in welcher die einseitigen Richtungen der andren gegenseitig sich aufgehoben und ergänzt haben, kennen wir vier verschiedne Menschenschläge der Erde: den mongolischen des Nordens, den äthiopischen des Südens der östlichen Halbkugel oder der sogenannten alten Welt, dann den amerikanischen des Nordens und den malayischen des Südens, vorherrschender der westlichen Halbkugel oder der neuen Welt. Bei genauerer Erwägung des charakteristischen Unterschiedes dieser vier polarisch auseinander gehenden Richtungen erkennen wir bald, daß dieselben sich darauf gründen, daß eines jener vier Systeme des Leibes, welche wir im Vorhergehenden betrachteten, in vorwaltendem Maaße thätig und auf Kosten der andren entwickelt ist. Nur an der Idealform des kaukasischen Menschenschlages finden sich alle Polaritäten der Leiblichkeit in mehr oder minder harmonischem Ebenmaaß entfaltet, während an dem Neger

der am meisten nach unten und außen liegende Kreis der Thierheit als Funktion der Erzeugung, an dem Amerikaner der Kreis des Verdauungsgeschäftes, am Mongolen jener des ungehemmten thierischen Bewegens, endlich am Malayen das Wahrnehmungsvermögen der Sinnorgane ein Uebergewicht hat. In andrer Hinsicht entsprechen auch die vier Abarten der menschlichen Idealform den vier Naturarten oder Temperamenten, und so tritt an dem mongolischen Menschenschlag, wenn die Entfaltung seiner Anlagen durch Clima und äußere Freiheit begünstigt ist, die Disposition zur cholerischen, am Malayenschlage die zur melancholischen Naturart hervor, während die vorherrschende Naturart des Negers mehr die sanguinische, jene des eingebornen Amerikaners die phlegmatische ist. Die einzelnen Temperamente, in ihrer Besonderheit, gestalten sich nur dann zur auffallenden Erscheinung, wenn die Seele einseitiger, aus jener harmonisch nach allen Richtungen gehenden Entfaltung, die sie durch die Herrschaft des Geistes und den Verkehr mit diesem empfängt, heraustritt. Denn die Herrschaft des Geistes ist es, welche selber als Ergänzung der Einseitigkeit und des Mangels das Entgegengesetzte neben und zu dem Entgegengesetzten hinstellet, und so die Idealform des menschlichen Gemüthes, den Charakter des Geistlebens begründet, an welchem das Hervorstechende der einzelnen Naturarten nicht mehr, sondern ein harmonisches sich Ausgleichen ihrer Aller in Einem gefunden wird. Eben so lösen sich auch die einseitigen Richtungen der Menschenschläge durch ihren Wechselverkehr und die gegenseitige Einigung in eine allumfassende Idealform auf. Wie dieses geschehe, betrachten wir hier noch etwas weiter.

Der Leib jedes einzelnen Lebendigen ist ein Etwas, welches in Beziehung auf Andre und Viele, und um dieser Andern und Vielen willen gebildet wurde. Das, was die Eigenthümlichkeit der äußern Form und den Grund ihrer organischen Vollendung begründete, war die Wechselbeziehung dieses Einzelwesens zu allen andren und zu der gesammten Welt der Dinge; sie war es, welche unsern Leib zu einem Menschenleibe machte.

Das aber, was die Gesammtform der Völkerphysiognomieen oder den Unterschied der Menschenschläge erzeugte, das war der freiere oder beschränktere Wechselverkehr des Menschen mit andren Menschen. Dieser lebendige Wechselverkehr übet an uns, so lange wir leben, das fortgesetzte Werk einer Bildung des Leibes aus. Die Gewalt jenes bildenden Einflusses fühlen wir stärker, so oft wir in neue Verhältnisse des Bekanntwerdens und des Verkehres mit andern Menschen treten; seine Wirksamkeit wird durch längeres Zusammengewöhnen zwar dem Gefühl unmerklicher, hierbei aber keinesweges aufgehoben, wie dieß schon jene bekannte Erfahrung beweist, daß Menschen, welche ein inniges Band der Gesellschaft, wie etwa die Ehe oder Freundschaft, auf längere Zeit vereint, einander physiognomisch verähnlicht werden.

Schon auf einer niedrigeren Stufe der Leiblichkeit, namentlich bei unsren Hausthieren, wird eine Veredlung der Form bewirkt durch die Vermischung solcher Thiere derselben Art, die aus weit entfernteren Ländern zusammengeführt werden, und umgekehrt eine Verschlechterung durch Vermischung solcher, die sich nahe verwandt, aus der nämlichen Zucht und Familie hervorgiengen. Was hier bloß aus leiblichen Gründen geschiehet, das erfolgt beim Menschen in seiner Entstellung zur Form der Raçe aus leiblich-psychischen. Denn mehr als irgend ein andres Lebendiges unsrer Sichtbarkeit ist der Mensch zu dem Verkehr mit den Lebendigen seiner Art geschaffen; der einzelne Mensch ist für und um aller andern Menschen willen da. Dieses beweist der Drang in uns, Andren das innerlich in der Seele Empfangene und Erfahrene mitzutheilen, und mit Vielen vereint ein gemeinsames Werk zu schaffen; es beweiset dasselbe schon die unübersehlich große Mannichfaltigkeit der innren Anlagen und Richtungen der Selbstthätigkeit, worinnen kein andres Thiergeschlecht dem Geschlechte des Menschen gleich kommt. Und es wird nicht nur an einzelnen Menschen; es wird an ganzen Familien der Menschen hier die eine, dort die andre Anlage oder Neigung vorwaltend gefunden, welche für

sich allein wirkend Einseitiges schaffen würde, zusammen aber, mit den Kräften und Bemühungen andrer Menschen ein harmonisch schönes Ganzes darstellt. Darum, so unvollständig auch das sichtbare Thun und Treiben des Einzelnen, ohne die Wechselbeziehung auf ein fremdes Mitwirken erscheinen würde; so bildet es dennoch in diesem Wechselverkehr ein vollendetes Werk des Lebens.

Diese Schönheit der innren Vollendung ist offenbar auch eine äußerlich sichtbare gewesen, und ist dieses zum Theil noch bei jenen Völkern, welche, weniger die Lage des Wohnortes, an den Küsten des Mittelmeeres, und der andren zwischen Asien und Europa oder den Ländern des letzteren gelegnen Meere, als vielmehr ein innres Element der Bewegungen seit Jahrtausenden im beständigen, geistigen wie leiblichen Wechselverkehr erhalten hat. Es ist die ursprüngliche, schöne Art der Menschenform, welche hier nicht erst erzeugt, sondern nur erhalten wurde. Denn eben diese Natur, in welche ursprünglich die Möglichkeit zu den vielseitigen Richtungen der Selbstthätigkeit gelegt und welche deshalb eine harmonisch-schöngestaltete war, ist auch zur Einseitigkeit entstellt worden, wenn sich auf Kosten der übrigen nur die eine oder andre Richtung entwickelte. Wenn sich durch ein Verfließen des einen, besondern Familienstammes in viele, sämmtlich dem Stamme gleichende Zweige, die alle nur wieder unter sich und aus sich erneut und erzeugt wurden, die Einseitigkeit des Hauses fest, wie von Stein erbaute; da blieb für den Bau des hehren Tempels, den das ganze vielstimmige Geschlecht aufzuführen bestimmt ist, weder Raum noch Kraft übrig: es entstund die von der Urschönheit abgefallene Form der Menschenraçen. So bei dem durch das Eismeer und den Saum der umschließenden Hochgebirge fest abgeschiednen Schlag der Mongolen, bei dem von der Wüste umgürteten Stamm der Neger, bei den meist durch weite Meere abgetrennten Malayen und Amerikanern.

So ist offenbar bei dem Entstehen der Menschenraçen nicht bloß ein äußerer, dem Clima zuzuschreibender Einfluß, der z. B. dem Neger seine schwarze Farbe

giebt, sondern ein innrer, auch in der Seele selber liegender Grund wirksam; und auch in andern Fällen scheint der Charakter der oft ganz nachbarlich unter einerlei Himmelsstrich beisammen wohnenden Völker mehr von Verfassung und andern psychischen Elementen, als vom Clima abzuhängen.

Als den höchsten Gipfel des malayischen Menschenschlages betrachten wir die Hindus, welche mit ungleich größerem Rechte hieher, als zur kaukasischen Raçe gezählt werden, und deren außerordentliche Feinheit der sinnlichen Unterscheidungsgabe, namentlich der fühlenden Finger, anerkannt ist; der mongolische Menschenschlag hat seine herrschende Naturart auf hinlängliche Weise in den Thaten der Völkergeschichte unter Attila, Dschengiskan, Timurlenk u. A. bewährt. Mit dem Vorherrschen des untersten (äußersten) Lebenskreises der Thierheit am Leibe des Negers steht auch die große, absondernde Thätigkeit, mit der Disposition des Amerikaners die Unthätigkeit seiner Haut in Beziehung, welche den letzteren Menschenschlag sehr ungeschickt zur Verpflanzung in andre Länderstriche macht. Eben so deutet auch das starke Hervortreten des unteren, thierischen Theiles des Angesichtes, die Aufgeworfenheit der Lippen, Plattheit der Nase, Kleinheit der Stirn, die wollig kräusliche Beschaffenheit des Haares bei dem Neger, dagegen die Breite des Schädels in der Ohrengegend, das Vortreten der Backenknochen, die vorherrschendere Entwicklung der Region der Brust und Arme vor den untren Extremitäten bei den Mongolen, die auffallende Entwicklung der Sinnorgane und Finger bei den Malayen auf die herrschende Naturart hin. Der kaukasische Menschenschlag ist am meisten zur Ertragung aller Verschiedenheiten der Climaten und Höhen geeignet; zum Erdenbürger im weitesten Sinne des Wortes gemacht. — Das Entstehen der vier Abarten (besonderen Richtungen) der Menschenform fällt ohnfehlbar in die frühesten Zeiten der Geschichte unsres Geschlechtes, wie noch jetzt im Frühling und in den Morgenstunden des einzelnen Tages der Einfluß der äußern Elemente am stärksten ist, weil er dann dem höchsten Grad der Empfänglichkeit begegnet. — Beachtenswerth ist auch noch zu dem Inhalt des vorstehenden §. die Einwirkung des Lichtes wie des Dunkels auf den Organismus. Bei Hobbes erzeugte das Dunkel momentanes Delirium.

Einfluß der Nahrungsmittel.

§. 52. Das Nahrungsnehmen des Leibes wird zuweilen unmittelbar, öfter jedoch nur mittelbar auf die Aeußerung der Seelenkräfte von Einfluß gefunden. Unmittelbar nur dann, wenn der krankhaft verirrte

Wille die Naturgaben nicht zur Erhaltung des Leibes, sondern aus Lüsternheit, zum Ergötzen des Gaumens und zur Berauschung der Sinnen gebraucht, nach jener Weise, in welcher, vor allen sichtbaren Lebendigen nur der Mensch dieses vermag (nach §. 48). Mittelbar, durch die eigenthümliche Wirkung des Maßes und der innren Kräfte der Speisen auf den enge mit der Seele verbundnen Leib. Denn diese beiden, gleich zwei besaiteten Instrumenten von demselben Umfang der Töne, oder gleich zwei concentrischen Kreisen, von derselben, sich parallel gehenden Abtheilung der Grade und Minuten, werden stets zugleich, und auf übereinstimmende Weise bewegt; derselbe Strahl, der den einen Kreis an diesem bestimmten Punkte berührt, trifft auch den andren an dem entsprechenden Punkte; derselbe Anstoß von außen, welcher in dem einen Instrument diesen bestimmten Ton weckte, regt hiermit zugleich in dem andern den gleichnamigen, mittönenden Klang auf.

Die mannichfachen Speisen, welche das Leben des Menschen fristen, erscheinen im Ganzen von vierfacher Art. Wir sehen bei ganzen Völkern, bei den Bewohnern ganzer Länderstriche, die Hauptnahrung aus thierischem Fleisch, bei andren aus der thierischen Milch und ihrem Käse, wieder bei andren aus dem Mehl der Gräser= (Getraide=) saamen oder sonst diesen ähnlichen Pflanzenstoffen, endlich aber, bei noch andren, aus den saftreichen Gemüsen und Früchten bestehen, in denen vorzüglich der Zuckerstoff das nährende Element ist. Der Genuß des Fleisches scheint in vorzüglicherem Maaße auf die Aussonderung der Galle erregend einzuwirken, und hierdurch die Entwicklung der cholerischen Naturart zu begünstigen. Es bezeugt dieß unter anderen das von Tissot erwähnte Beispiel eines Jünglinges, welcher den natürlichen Hang zum Jähzorn dadurch milderte und besiegte, daß er sich den Genuß des Fleisches freiwillig untersagte, wobei freilich die innre Kraft des Willens auch unmittelbar durch diese vorangegangene That des Willens gestärkt zu seyn scheint. Diesem entgegengesetzt begünstigt der häufige und beständige Genuß der Mehlspeisen die Entwicklung des phlegmatischen Tem=

peramentes, und in heißen Ländern, wo die Thätigkeit der Verdauungsorgane, sowie die Bewegungen der ernährenden Säfte aufs übermäßigste beschleunigt und verstärkt sind, wird diese Art der Nahrungsmittel ein wohlthätig hemmendes Gleichgewicht gegen den hinauswärts strebenden Drang der innren Lebensgluth. Auf ähnliche Art scheint die Nahrungsweise der Hirten der Kameele oder andrer wiederkäuenden Thiere, welche sich großentheils auf die Milchspeisen beschränkt, vor andrem dem Leibe die Beweglichkeit und innre Lebensempfänglichkeit des kindlichen Alters zu bewahren, und hiermit jene Seelenstimmung, welche als die sanguinische bezeichnet wird. Dem vorherrschenderen Genuß des Gemüses sind dagegen von alten Zeiten her andre Kräfte zugeschrieben worden, denn derselbe wurde öfters von solchen Männern empfohlen, deren Lust und innre Bestimmung es war, den Geist aus dem Spiele der Sinnlichkeit hinweg, zu den ernstesten, tiefesten Betrachtungen zu erheben. Es pries Pythagoras seinen Schülern die Speise des Kohles, und so ist es noch von Isaak Newton bekannt, daß er in der Zeit seiner tiefsinnigsten Forschungen vorzugsweise den Genuß des Kohlgemüses liebte, wobei er von Fleisch und geistigem Getränke sich enthielt.

Was die eigenthümlichen Kräfte des Getränkes betrifft, so hat der Mensch, eben so, wie er das einzige Wesen der Sichtbarkeit ist, das seine Speisen durchs Feuer bereitet, vor allen auch einzig die Kunst, schon seit ältester Zeit besessen, seine Getränke durch das Feuer der Gährung gehen zu lassen und hierdurch ein Element der Aufregung zu gewinnen, dessen Einfluß auf die Seelenthätigkeiten ungleich größer ist, als jener der verschiedenartigsten Speisen. Wenn wir hier die Sinnen berauschenden Mittel der verschiednen Völker, solche, welche als Getränk, und auch solche, die in trockner Form genommen werden, zusammenfassen, so zeiget sich die Wirksamkeit in vier verschiednen Richtungen. Anders wirket die übermächtig vorherrschende, flüchtige Form der Kohle, wenn sie mit der Lebensluft vermischt zur Kohlensäure geworden, und als solche das Wasser

einiger Brunnen, oder die gegohrnen Getränke erfüllt; anders wirket die Kohle, wenn sie etwa durch die Verbindung mit dem organischen Element einiger Pflanzen in ihrer Entwicklung zu der höheren, luftartigen Gestaltung gehemmt, und hierdurch zum narkotischen Gift wurde. Eben so wirket auch in andrer Art das Vorherrschen der brennbaren Luft im Alkohol; in andrer das Vorherrschen des Oxygens, wenn dasselbe einigen unsrer gegohrnen Getränke, in mäßigerem Verbande mit dem Alkohol, die Kräfte des Weines verleihet. Der Einfluß, welchen diese Genüsse, die der Mensch der Natur abgedrungen, auf die Thätigkeiten der Seele äußern, fällt ziemlich deutlich ins Auge. Männer, in denen das Gedächtniß in vorzüglicher Kraft und Wirksamkeit sich zeigte, haben zum großen Theil den Genuß der geistigen Getränke sorgfältig vermieden, weil sie in ihm eine schwächende Einwirkung auf das Gedächtniß zu bemerken glaubten; Andre, bei deren geistigen Werken die selber schaffende Phantasie vorzüglich thätig seyn mußte, bedienten sich umgekehrt der geistigen Getränke als eines Förderungsmittels, während der Genuß der narkotischen Stoffe die Traumwelt des Ahndungsvermögens aufregt. An einigen jener Getränke, in denen der rohe, narkotische Stoff mit dem Alkohol sich vermischt, ist eine ganz vorzügliche, die Gallenabsonderung erregende Kraft, und hiermit eine Wirksamkeit bemerkt worden, welche zu mächtigen Ausbrüchen des Zornes und der wilden Streitlust aufreizte; andern wird die Macht zugeschrieben, auf furchtbare Weise die niedrigsten Regionen der thierischen Begierden zu bewegen und zur Raserei zu steigern. Die Wirkung solcher berauschenden Mittel der niedrigsten Art lähmet zugleich das Bewußtseyn und nimmt der Seele die Kraft der Erinnrung. In einigen Ländern von Asien zeigt der Fliegenschwamm, dessen sich der lüsterne Mensch als eines berauschenden Giftes bedient, eine Wirkung andrer Art, welche die Kraft des freien Willens bei dem Bewegen der äußren Glieder so sehr bindet, daß der Trunkene zu unwillkührlichen, unbändigen Bewegungen (Zuckungen) aufgeregt, den Abgrund, in

welchen er hineintanzt, vor sich siehet, und die nahe Gefahr erkennet, ohne sich aus eigner Macht vom Hinabstürzen zurückhalten zu können. Nicht selten erscheint es in dergleichen Fällen, als räumte der Mensch durch einen solchen seiner Natur verbotenen Genuß neben der eignen Seele noch einer andren, psychischen Macht die willkührlich bewegende Gewalt über den Leib ein, und als sey diese es, welche ihn, gleich jenen Rauschtänzern in Sibirien, in den Abgrund des verderblichen Wirkens hinabstürze.

Dieselben Elemente, welche unsern Speisen und Getränken das Vermögen der Ernährung geben, oder welche Berauschung sowie Beruhigung der Sinnen wirken, gehen auch in der Form der Dämpfe die gewöhnliche Verbindung mit dem lebenden Leibe ein, und wirken dann auch in dieser Weise dasselbe, was sie in der schon beschriebenen vermochten. So erzeugt das Einathmen des Salpetergases eine Art von Rausch, ähnlich dem des Weines. Der Dampf des Tabaksrauches wirkt gelind narkotisch. Bei einem hohen Grad der Reizbarkeit wirkt schon der bloße Geruch der Nahrungsstoffe so stark ein, wie sonst nur der Genuß, wie bei jenem Gascogner, der nach der Wiedergenesung aus einer schweren Krankheit das Brod nicht vertragen konnte, und schon vom Geruch desselben Beschwerde bekam, oder wie bei Erasmus, den nicht bloß die Fischspeisen, sondern schon der Geruch der angenäherten Fische in einen fieberhaften Zustand versetzte, und bei Simon Pauli, dem frische Aepfel, sowie schon ihr bloßer Geruch ein starkes Herzklopfen erregte. Diesen Fällen einer ganz übermäßig erhöhten Reizbarkeit stehen dann freilich solche gerade entgegen, wo bei andren Menschen selbst der Genuß der starken Gifte, ohne den sonst gewöhnlichen Nachtheil, ertragen wurde, wie bei Eudemus aus Cos, der ohne allen Nachtheil Nieswurz, oder bei jener Frau aus Athen, die eben so ungestraft den Schierling genoß, während in andren, neueren Fällen das Opium, der versüßte Merkur, ja selbst Arsenik von dem unreizbaren Magen ohne üble Folgen in Menge aufgenommen wurden.

So kommen den Speisen und Getränken und allen Elementen, welche der Mensch in den Kreis seines leiblichen Lebens hineinziehet, allerdings eigenthümliche Kräfte zu, es ist ihnen allen aber durch die herrschende Kraft der Seele ein Ziel gesetzt, bis zu welchem sie wirken sollen und können. Jene Knaben, Gefangene im Königshause, damit sie von dem Gebot, den Vätern gegeben, nicht abweichen müßten, baten den Kämmerer, daß er statt der kräftig nährenden, lieblichen Speisen und dem süßen Wein der Königstafel, ihnen Gemüse gäbe und Wasser. Der Kämmerer, den Zorn des Herrschers fürchtend, wenn die Angesichte der Knaben etwa „jämmerlicher würden" durch eine solche Kost, als die Angesichte der andern Knaben ihres Alters, gewährte die Bitte nur auf wenige Tage. Aber siehe, als die Tage um waren, erschienen jene schöner und besser bei Leibe, denn alle Knaben, welche von des Königs Speise aßen. Da that Melzar ihre verordnete Speise und Trank weg, und gab ihnen Zugemüse. So ist der Quell aller Fülle und alles rechten Gedeihens, des innren wie des äußren Menschen, nicht in jenem Reiche und jenen Gütern der Sichtbarkeit, in denen ihn der irrig strebende Sinn suchet, sondern er liegt in einer Tiefe des Geistigen, welche keine äußre Noth berührt, und in der kein Mangel ihn auf immer zu trüben oder auszutrocknen vermag.

So wie ihrerseits die verschiednen Nahrungsmittel in analoger Weise auf den Körper wirken, als das Clima und die Witterung, einige erhitzend, wie ein Sommertag, andre mäßig erwärmend, wie die Frühlingsstunden, noch andre kühlend, so vermögen dieselben auch, eben durch jene verschiedenartigen Eigenschaften dem Einfluß des Clima's und der Witterung entgegen zu wirken. Sie selber unterliegen übrigens in Beziehung auf ihre Kraft und Beschaffenheit dem Einfluß des Clima's, wie dies ein Vergleich der Naturerzeugnisse von gleicher Art in Ostindien und Neuspanien, ja selbst in den beiden Castilien und Asturien, so wie der Erfolg des Weinbaues auf der westlichen und östlichen Halbkugel bezeugen kann. Nicht alle Völker der Erde sind übrigens in Beziehung auf die Wahl der bei ihrem Clima zuträglichsten Diät so gelehrig und folgsam gewesen als die Hindus und die Bewohner des persischen Meerbusens. Dennoch, bei aller Analogie zwischen der Wirkung der Witterung und der Nahrungsmittel auf den Orga-

nismus zeigt sich darinnen ein Unterschied, daß die Diät noch tiefer und entschiedener in die psychische Stimmung einzugreifen vermag: die Nahrung tritt unmittelbar als mitgestaltendes Element in die Region der Leiblichkeit ein. Daher erscheint jene Vorsicht, mit welcher das früheste Alterthum über die Zuträglichkeit oder Schädlichkeit der verschiednen Nahrungsmittel (selbst über reine und unreine Speisen) entschied, sehr löblich und weise. Selbst auf die verschiedenen Vermögen der Seele, wie Phantasie und Gedächtniß, wirken namentlich die geistigen Getränke verschiedenartig ein, und diese sind nicht nur in den Händen des Aruns von Clusium, sondern noch öfter in jenen der Europäer ein Mittel zum sittlichen Verderben der Völker geworden. Die Früchte des Anacardium werden in Ostindien als Mittel zur Schärfung des Gedächtnisses, Spilanthus Acmella zur Stärkung der Zunge für das leichtere Aussprechen schwieriger Worte, in den Schulen empfohlen. Zu den oben erwähnten Antipathieen ließen sich noch erwähnen die gegen Honig (nach Bayle), jene des Scaliger gegen Brunnenkresse, des Senac gegen Linsen, Andrer gegen weiße Rosen (nach Lemery), gegen Wermuth (nach Boerhave).

Der Einfluß der mitlebenden organischen Welt.

§. 53. Bei Kindern wie bei kindisch gewordnen Völkern, wird nicht selten ein geflissentliches wie auch zum Theil unwillkührliches Nachahmen der Gebärden und Sitten der Thiere bemerkt, mit denen der tägliche Verkehr sie zusammengesellt. Die Kräfte des Thieres haben den entarteten Menschen öfter in solche Bewundrung versetzt, daß er sich zur abgöttischen Verehrung desselben hinreißen ließ; anderwärts hat sich wenigstens eine übertreibende Zuneigung zu einzelnen Thieren als nicht ganz gefahrlos für die Seele gezeigt. Der Mensch, gleich jener Spottdrossel Westindiens, nimmt in das saitenreiche, so leicht zum Mittönen geneigte Gewebe seines Innren, alle Laute und Bewegungen der äußren Sichtbarkeit auf und verschmilzt sie in die Harmonieen seines eignen Wesens; es ist deshalb nicht ganz gleichgültig, besonders für die Erziehung und Pflege des Kindes, von welcher Art die äußren Töne sind, die den Nachhall der innren Saiten am öftersten aufregen.

Wenn man den kleinen Kreis, den sich der Inhalt des vorstehenden §. vorgezeichnet hat, noch etwas weiter über das

Gebiet der irdischen Sichtbarkeit ausdehnen wollte, dann müßte man selbst an den Einfluß der Metalle und des Anblickes glänzender Metallflächen auf reizbare menschliche Organismen erinnern. Die Geschichte der Abgöttereien vieler Völker der alten wie neuen Zeit scheint auf eine besonders mächtige Einwirkung mancher Naturgegenstände, auch auf die psychische Natur des Menschen hinzuweisen. Antipathieen des Menschen gegen gewisse Thiere und Menschen (Schlangen, Katzen u. f.) gehören zu den alltäglichen Erscheinungen, sie zeigen sich (wie in einem von Libavius erwähnten Falle) selbst unter Blutsverwandten. Von besonders merkwürdigen Sympathieen zwischen Menschen sind eben so viele Beispiele bekannt.

Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweise.

§. 54. Von welcher ungemeinen Wichtigkeit die Uebung der Glieder in den Werken des Fleißes und im kräftigern Thun, für die Entfaltung, auch der Kräfte der Seele, für die Erweitrung und bessere Begründung der Herrschaft des Geistes über Seele und Leib sey, das haben schon die Gesetzgeber und Weisen des frühesten Alterthumes erkannt. Recht geleitet werden die Uebungen der äußern Glieder ein Werk der Vorbereitung auf die geistigen Uebungen des Gehorsams gegen das Gesetz, und selbst der Apostel erkennet in dem Ringen und den Wettkämpfen des Leibes ein treffendes Abbild des Ringens und Kämpfens im Geist um das ewige Kleinod an. Wie das Kind, das eben zu gehen anfängt, durch den Anblick der ihm vorgehaltenen Frucht zum Gebrauch seiner zarten Füße bewegt wird, so hat auch die Weisheit des Alterthumes dem jugendlichen Ehrgefühle den Lorbeer zur Ermunterung im leiblichen Wettkampfe vorgehalten, um dasselbe durch das Bemühen des Jünglingsalters zu den Thaten der reiferen Jahre zu bekräftigen. Denn die Herrschaft des Geistes, über die gesammten Kräfte der Seele und des Leibes, wird durch die leichtere Uebung der Kraft der Seele am Leibe vorbereitet. Ja es gehört dies schon zu den leichteren Anfängen jener Herrschaft, wenn die Glieder des Leibes zum Gehorsam gegen einen Willen der Seele gewöhnt werden, der zunächst wenigstens etwas Andres

erstrebt, als die Vergnügung des lüsternen Gaumens oder eines andren thierischen Begehrens.

Die Geschichte der alten Welt hat uns ein Volk vor Augen gestellt, bei welchem von der frühen Kindheit an das Bändigen des Leibes und die Uebung der Glieder als Hauptwerk der Erziehung und Ausbildung des Mannes zum Dienste des Vaterlandes betrachtet und getrieben wurde: das Volk der Spartaner. An dem Beispiel dieses Volkes läßt sich einigermaßen erkennen, was eine wohleingerichtete, beständige Uebung des Leibes im Gehorsam gegen den Willen der Seele für eine Rückwirkung auch auf die Herrscherkraft des Geistes habe. — Vor allem hatte nämlich die Seele des gymnastisch gebildeten Spartaners, indem sie die Glieder ihres Leibes zu augenblicklichem und ungemessenem Gehorsam gewöhnte, selber gehorchen gelernt; denn es wird bei keinem Volk der Erde der unbedingte, strenge Gehorsam gegen die Herrscher und Führer, gegen Gesetz und Sitte der Väter in höherem Maaße gefunden, als bei den Lacedämoniern. Es war bei ihnen das kräftige Herrschen des Vollendeteren und Reiferen über den noch Unvollendeteren und Unreiferen; die Ehrfurcht der Jüngeren vor den Alten und das bereitwillige Befolgen eines jeden Winkes, den der Erfahrnere gab, nicht bloß eine anerzogne und erlernte Weise, sondern diese Kunst des unbedingten Gehorchens und mannhaften Herrschens wurde aus innrem Triebe geübt. Die Gymnastik der Spartaner hat diesem Volke, dieß bezeugt die Erfahrung, nicht bloß eine Herrschergewalt über die Bewegungen der Glieder, sondern in gewissem Maaße auch über die Bewegungen der Leidenschaften und Begierden gegeben, welche mit Recht neben den bestehenden Einrichtungen ihres Staates bewundert wird. Es zeigte sich diese Selbstbeherrschung als heldenmüthige Selbstverläugnung bei dem wahrhaft Staunen erregenden, bewegungslosen Ertragen leiblicher Schmerzen, welche wie ein Gegenstand der Uebung behandelt und bei verschiedenen Gelegenheiten der Jugend auferlegt wurden. Vor allem aber hat, wie es scheint, die Bemächtigung der andren Glieder dem gymnastisch vollendeten Lacedämo-

nier die Zähmung eines Gliedes erleichtert, welches, so klein es auch ist, dennoch am schwersten zu bändigen und zu beherrschen ist: die Zähmung der Zunge. Dieses Glied, welches der Apostel ein Feuer und ruheloses Uebel nennet, von welchem er aber auch zugleich rühmet, wie Großes es ausrichte, ist wohl nirgends in so allgemeiner Zucht gehalten worden, als in Sparta. Hier konnte man lernen, wie viel der Mensch mit wenig Worten zu sagen vermöge; lernen was es heiße, über seine Rede Meister zu seyn. Unnützes Geschwätz ist da, so lange die alte Sitte blühete, wohl selten vernommen worden, sondern selbst beim fröhlichen, gemeinsamen Mahle bewunderte der mit eingeladene Fremde die bündige Rede der Bürger, deren Unterhaltung auch hier verständig und heiter, deren Wort geistig anregend und treffend war. In der That, nicht bloß durch Stärke und Gewandtheit der Glieder und durch kriegerischen Muth, sondern vornämlich als Machthaber seiner Zunge, erschien der Spartaner als ein vollkommener Mann. Die damalige „Kunst der Rede," war in Lacedämon verachtet, weil hier die „Macht der Rede" seit alter Zeit geübt wurde.

Bleiben wir jedoch mit unserm anerkennenden Lobe nicht zu sehr bei der äußern Form der Einrichtung stehen, vergessen wir nicht vor allem der Seele ihr gebührendes Recht wiederfahren zu lassen, welche jener Aeußerlichkeit erst die rechte Kraft gab. Das Werk der gesammten Gymnastik der Spartaner war auf den Grund erbaut, auf welchen die Weisheit des Alterthumes alle ihre besseren Werke feststellte: auf die Furcht vor dem Göttlichen. Die Kunst der Bewegung des Leibes erhielt sich dadurch in Gemeinschaft mit dem allverklärenden Geiste, daß sie selber in all ihrem Werk, mit der Verehrung der Götter anhub und endete. Denn nicht bloß eine feurige Liebe des Vaterlandes, sondern Liebe zu den Göttern wohnte in Lykurgs Volke; und wie die Tapferkeit der Bewohner der sonst mauernlosen Stadt, so diente Frömmigkeit der durchs Gesetz nur wenig verwahrten Sinnlichkeit zur Schutzwehr, und Sparta hörte alsbald auf zu seyn, was es gewesen, als ihm die

Flachheit der späteren Zeiten die Furcht der Götter geraubt hatte. So war es zuletzt doch der Geist, der das Element geistiger Bildung in die leibliche Uebung legte.

Welchen Einfluß die äußre Lebensweise, mittelbar oder unmittelbar, auf die Entwicklung des innren Menschen habe, das lehrt uns die Betrachtung solcher Völker oder Familien der Menschen, bei denen irgend ein äußrer Stand der vorherrschende geworden ist. Den Jäger machet sein Tagwerk wortlos und wortkarg; bei Jägervölkern verarmet deshalb die Sprache. Das Zusammenleben in großen Gesellschaften ist, schon wegen der Spärlichkeit des gewöhnlichen Nahrungsmittels und der Schwierigkeit seines Erwerbs für den Jäger nicht möglich; er ist bereits durch seinen Stand zur Abtrennung von Andren angewiesen. Ganz anders ist es bei den Ackerbau treibenden Völkern, denen ein zahlreiches Zusammengesellen in Städte, ein Verein zu Weltenreichen, möglich ist, weil ein geringer Raum zur Ernährung Vieler hinreicht. Hier bilden sich die Sprache, wie die Künste des täglichen Lebens am leichtesten aus. Der Stand der Hirten begünstigt das friedliche Zusammenleben der Familien und einzelnen Stämme, wie das stille Betrachten der Werke der Natur, die Erkenntniß der Kräuter und ihrer Kräfte, das Auffinden der Niederlagen der Erze und Metalle, im Gebirge der Alpenweiden. In diesem Stande hat ein Theil des wissenschaftlichen Erkennens schon frühe seine Wurzeln geschlagen. Endlich so giebt der Stand der vom Fischfange sich nährenden Küstenbewohner den Kräften der Seele einen günstigen Boden, um auf ihm den Anfang des Verkehres und Handels mit andren Völkern zu begründen.

Das wohlmeinende Bemühen einiger deutschen Männer, die Gymnastik des Alterthumes in der Turnkunst wieder aufleben zu machen, verdient die volleste Anerkennung und Beachtung. Die Turnkunst, auf rechte Weise geübt, kann auch der Jugend unsrer Tage eine heilsame Vorschule des Gehorsams und der Selbstbeherrschung werden. Bei den gymnastischen Uebungen der Alten diente das Werfen des Discus u. s. zunächst zur Uebung der Oberarm- und Brustmuskeln, der Faustkampf zur Bekräftigung des Unterarmes, das Wettlaufen

zur Stärkung der Füße und Schenkel; das Springen zur kräftigen Anregung der Muskeln des Rückens und Unterleibes, das Ringen zur allseitigen Uebung aller Glieder.

Der Einfluß der leiblichen Organisation.

§. 55. Wie die äußre Gestalt, so wird öfters auch die herrschende Richtung der Neigungen der Seele, mit der Zeugung auf die Kinder fortgeerbt. Bei einigen unsrer gelehrigen Hausthiere, namentlich bei den Hunden, ist es sehr augenfällig, daß selbst die mühsam den Eltern angelernten Geschicklichkeiten von Zeugung zu Zeugung den Jungen immer leichter werden, so daß es scheint, als erbte sich hier die erst künstlich gegebene, allmählich eingeübte Richtung als eine wirkliche Anlage oder Befähigung fort. Bei dem Menschen wird eine solche Uebertragung der Vorzüge der Eltern nur etwa bei den niedren Seelenkräften bemerkt und hierauf gründet sich namentlich die Einrichtung jener erblichen Stände und Berufsarten, die wir bei den alten Aegyptern so wie jetzt noch bei den Hindus finden.

Allerdings darf man den Vertheidigern der Physiognomik so wie der Schädellehre des berühmten Gall es zugeben, daß der Mensch eine gewisse, in seiner Organisation begründete, erbliche oder auch eigenthümliche vorherrschende Disposition und Geneigtheit zu einzelnen Richtungen des Begehrens und Handelns mit sich auf die Welt bringe; der Eine ist leichter aufregbar für die Lockungen der Sinnlichkeit und niedren Lust, oder mehr zum Zorn geneigt als der Andre; dem Einen wird der stillsitzende Fleiß, dem Andren die weiche Nachgiebigkeit minder schwer, denn vielen Andren. Es sind dies Anlagen der psychischen Leiblichkeit, welche meist erst durch den Einfluß des freiwählenden Selbstbewußtseyns gut oder böse werden, und hierbei ist, wie dieß selbst an Thieren erscheint, stets mit der sogenannten bösen Anlage irgend eine ihr polarisch entsprechende gute zusammengesellt; wie mit der Gefräßigkeit des Hundes die Anhänglichkeit an den, welcher ihm die Speise giebt; wie mit der Furchtsamkeit und Einfalt

des Schafes die Folgsamkeit gegen die Leitung des Menschen und die Neigung zum bergenden, sichren Stalle. Die mit uns gebornen, dem Geist widerstreitenden Neigungen des Fleisches sind nur der Stoff, welcher bei dem im §. 49 erwähnten Athmungsgeschäft der Seele durch Hülfe des Lebensgeistes von oben ausgeschieden werden, und hierdurch das Einathmen und mit ihm das wahre, innre Leben veranlassen sollte. Je böser das Böse vor den Augen daliegt, desto näher steht es öfters dem Ausgestoßenwerden durch die geistig belebende Kraft der Seele; desto leichter wird jener Akt des Selbsterkennens, den wir mit dem Ausathmen verglichen, und hierdurch das Alles erneuernde Eingehen der höheren Kraft in die Seele begründet. Wenn daher durch diesen Vorgang gerade das der angeerbten schlimmen Richtung polarisch entsprechende Gute zur vorherrschenden Macht des innren Lebens geworden ist, wenn der vorhin grausame Krieger, der seine Lust im Vergießen des Menschenblutes fand, zu einem sanften, geduldigen Pfleger der Verwundeten und Kranken, der Geizige zum Beförderer des fremden Fleißes, der Sinnenlüstling zum treuen Selbstbeherrscher der Neigungen geworden ist, dann würde die Kunst des Physiognomikers und Phrenologen eben so irre an der Betrachtung des äußren Menschen werden, als Zopyrus an der Betrachtung der Gestalt und Gesichtsbildung des Sokrates. Auch dann, wenn die natürliche Richtung durch die Kraft des Geistes, der das Ergänzende zu dem ihm entgegengesetzten hinstellet, zwar noch nicht besiegt, aber doch gehalten ist, möchte die Beobachtung der äußren Form in ihren Schlüssen auf das, was inwendig wohnet, trügen. Ohnehin lassen uns selbst über die Möglichkeit einer Beurtheilung der Talente und Anlagen des Erkenntnißvermögens aus der Gestaltung des Schädels solche Fälle in Zweifel, wo an dem Kopfe geistreicher Männer, wie eines Lalande und Bichat augenfällige Entstellungen und Mißbildungen bemerkt wurden. Im Ganzen, so kann man sagen, liegt, ehe das Leben des Geistes begonnen, in allen Menschennaturen ein ziemlich gleichbedeutendes Element

vor uns; ein Element, an welchem es überall, seine Gestaltung sey, welche sie wolle, deutlich erscheint, daß es für sich allein ohne wahres Leben sey. Das Athmen des Geistes (§. 49) und die Bewegungen seines Lebens beginnen und hiermit zugleich die innre, neue Gestaltung. Das Ersterbende denn und Feindselige wird ausgestoßen und siehe das Leben macht Alles neu.

In der Grundlage der Gallschen Schädellehre, welche durch Carus in seiner Cranioscopie sehr vereinfacht worden ist, liegt ein ungleich tieferer Sinn, als die alltäglichen Beurtheiler jener Lehre dies vorauszusetzen scheinen. Die Dimensionen des Gehirns, die Entwicklung seiner einzelnen Theile müssen zuletzt auf ähnliche Weise von dem aufregenden Einfluß der Seelenthätigkeiten modifirt werden, als das Verhältniß der Größe und Stärke der Muskeln durch den Gebrauch oder Nichtgebrauch der einzelnen Glieder. Bis zum 35ten Lebensjahre, so will man bemerkt haben, drücken sich die Formenänderungen des Gehirnes noch am Schädel aus; einzelne Hervorragungen, welche als Wahrzeichen der einen oder andern Anlage der Seele betrachtet werden, können durch die Uebung und kräftigere Entwicklung jener Anlage sich verstärken, während andre, weil die Anlage in ihrer Entwicklung gehemmt wurde, sich verkleinern oder gar verschwinden. Eine besondre Bemerkung verdient die Lage und eigenthümliche Zusammengesellung der sogenannten Organe am Menschenschädel. Die, welche mehr zum Bereich des Erkenntnißvermögens gehören, liegen vorherrschend in der vordersten Region (im Stirntheil) des Schädels, jene, welche sich mehr auf die Aeußerungen des Gefühles beziehen, in dem mittleren Theil, die, welche den Aeußerungen des Begehrens entsprechen, vorherrschend im Hinterhaupte. Wenn man eine gerade Linie bei der Nasenwurzel anfangend von vorn nach hinten über den Schädel zieht, dann fallen in diesen gleichsam magnetischen Meridian des Menschenschädels die äußeren Signaturen, namentlich jener Anlagen der Seele, die sich auf das Wechselverhältniß des Individuums zu seinem höheren Ganzen so wie zu dem Grund seines Seyns und Werdens beziehen; es liegen in dieser Linie die Signaturen der höchsten Anlagen der Menschennatur: der Sinn für das feststehend Thatsächliche, die Signatur des tiefen, vernünftigen Erkennens, jene des Wohlwollens, die der Gottesverehrung, der Charakterstärke oder Festigkeit, dann freilich auch jene der Selbstachtung, welche zum Hochmuth ausarten kann, endlich mehr nach hinten die der Anhänglichkeit an Vaterland und Haus und jene der Mutterliebe. Wie zwei Flügel schließen sich dann zu beiden Seiten den in einfacher Zahl vorhandenen Signaturen der Mittellinie die nahe verwandten an: dem Sinn für das historisch Thatsächliche jener für das räumlich Vorhandene (Ortssinn, Wanderlust), der Signatur des tieferen

vernünftigen Erkennens oder der Beurtheilungskraft die beiden Signaturen der „Forschkraft," dem Wohlwollen die Signaturen des thätigen Mitfühlens und Mithandelns (als Nachahmungstrieb bezeichnet), der Gottesverehrung die Hoffnung, der Festigkeit die Gewissenhaftigkeit, der Selbstachtung die freilich leicht ausartende Neigung, Andern gefällig zu seyn (auch Gefallsucht), der Vaterlandsliebe das Verlangen nach Freundschaft, und am tiefsten nach hinten hinab finden sich die Signaturen der thierischen Geschlechtslust. Wenn wir auf dieselbe Weise einen Blick auf jene Signaturen der psychischen Anlagen richten, welche am meisten von der Mitte entfernt, an beiden Seiten des Schädels (gleichsam in der Ost=Westrichtung) liegen, dann finden wir hier vorherrschend jene beisammen, welche sich mehr auf das Verhältniß des Individuums zu andern Individuen und zu der untergeordneten Region der einzelnen Dinge beziehen. Unmittelbar über den Ohren zeigt sich die Signatur jener inneren Richtung, welche den Charakter des fleischfressenden Thieres bildet: die des Zerstörungstriebes, an welche nach hinten die Signatur der Kampflust, nach oben jene der Schlauheit (Verschlagenheit) angränzet, welche ihrerseits wieder nach vornen die Signatur der Habsucht zur Nachbarin hat. Weiter nach vornen, gegen die Stirne hin sind von unten nach oben gehend die Signaturen des Rechnungsvermögens, der architektonischen Anlage und der Einbildungskraft. Gall begründete seine Lehre nicht nur auf die Beobachtung von Menschenschädeln, deren Signaturen sich in den Thaten eines vorhergegangenen Menschenlebens bewährt haben, sondern eben so auf jene der thierischen Schädel, denn wer könnte am Kopfe des Fuchses die Signatur der Verschlagenheit, an dem des Rosses sowie des Haushahnes und Welschhahnes die der Selbstachtung übersehen? — Als ergänzender Theil des physiognomischen Studiums der Schädelbildung stellt sich jenes der Züge des Angesichtes dar (wie in C. Lavaters Physiognomik).

Einfluß des kranken leiblichen Zustandes auf die Seele.

§. 56. Allerdings muß sich die Wirksamkeit der Meisterin und Künstlerin: Seele genannt, erschwert und gehemmt zeigen, wenn das Instrument, auf welchem sie das innre Bewegen nach außen kund giebt, verstimmt oder zerbrochen ist. Bei dem im §. 38 betrachteten Blödsinn des Alters scheint es vornämlich die Unbrauchbarkeit des Organes der Kundmachung: der Leib zu seyn, der die Seele, die im veralteten Leibe wohnt, für uns sprachlos und stumm machet. Ein

Verschwinden der Erinnrung nach heftigen Nervenfiebern und in andern krankhaften Zuständen, selbst des Unterleibes, hat man nicht selten beobachtet; auch andre Seelenkräfte wurden durch leibliche Leiden unterdrückt, zuweilen jedoch auch erhöht gefunden, sowie es eine bekannte Erfahrung ist, daß Leberkrankheiten zum Zornmuth, Magenleiden zum Mißmuth und zur Verzagtheit geneigt machen. Dennoch bleibt es auch in solchen Fällen wenigstens zweifelhaft, ob nicht die öfters wiederholten Aufwallungen des Zornes oder des Mißmuths, welche die Seele sich verstattete, erst die Veranlassung zur Entwicklung des Leber- oder Magenleidens gaben, sowie der zerrüttete Zustand, in welchem man öfters bei geistig Kranken, deren Wahnsinn schon längere Zeit gedauert hat, die Hauptorgane der thierischen Ernährung, des Athmens und Blutumlaufes findet, seinerseits auch in der gestörten und abnormen Einwirkung des innren belebenden und Leben erhaltenden Antriebes, der von der Seele ausgeht, ihren Grund haben. Wenigstens erscheint es bei jenen Desorganisationen, die man an dem Herzen und Blutgefäßen mancher großer Verbrecher, z. B. Mörder, beobachtet hat, gewiß, daß die furchtbare Heftigkeit des leidenschaftlichen Bewegens diese Entstellungen bewirkte, weshalb wir sie schicklicher im nächsten §. betrachten.

Sehr bemerkenswerth ist es, wie sich am Menschen zuweilen sogar in jener Krankheit, da das thierische Bewegen der Glieder, besonders des Gebisses, ganz wie einem fremden Willen hingegeben scheint — in der Hundswuth, noch die Herrschaft des freien Willens und liebende Vorsorge für die Umstehenden thätig zeigt.

Ein periodisches Verschwinden der Erinnrung, veranlaßt durch hartnäckige Verstopfung im Unterleib, beobachtete Reil; periodische Anfälle von einer dem Wahnsinn ähnlichen Zornwuth bei krankhaften Verhältnissen der Gallenabsonderung erwähnt J. M. Wagner; Hautkrankheiten durch plötzliches, gewaltsam herbeigeführtes Abheilen hatten Geisteskrankheiten zur Folge, namentlich stund das Hervortreten oder Zurücktreten der Flechte in abwechslendem Verhältniß mit Anfällen der Melancholie, Podagra mit tiefer Schwermuth. Desorganisationen der Lungen finden sich häufig in Folge des Wahnsinnes ein; Leber- und Magenkrankheiten nach öfter wieder-

kehrenden, niederbeugenden Gemüthsstimmungen. Der Biß zornwüthiger Menschen wie Thiere erzeugt öfters Hydrophobie; ein besonders auffallendes Uebertragenwerden des Naturells der beißenden Thiere auf den Gebissenen beobachteten Lister und Cabani. Jene plötzlichen Anfälle von einem unwillkührlichen Bellen, an denen ein Prinz Condé litt, gründeten sich wahrscheinlich, wie in andren Fällen das unwillkührliche Lachen und Singen auf eine krankhafte Affection des Zwergfelles.

VI. Die Herrschaft der Seele.

Die Macht der Seele über den Leib.

§. 57. Je weiter nach dem Menschen hinan, desto weniger findet sich, wie wir dieß schon oben erwähnten, am Leibe der Thiere die Kraft der Wiederergänzung nach Verstümmlungen, und es erscheint zuletzt beim Menschen, im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens der Einfluß der begehrenden Seele auf die Erzeugung und Gestaltung der sichtbaren Glieder am beschränktesten. Vielleicht nur deshalb, weil sich während des Lebens im Innren dieser Seele der neue Leib: der verborgne Mensch des Geistes gestalten soll. Es ist dann in der Seele des Menschen das Geschäft der Gestaltung keinesweges aufgehoben, sondern dasselbe hat nur eine andre Richtung genommen. Ja man kann sagen, jenes der Seele innwohnende, die Leiblichkeit gestaltende Vermögen tritt selbst noch beim Menschen in manchen seltneren und außerordentlichen Fällen auf eine ganz besonders augenfällige Weise hervor.

Zu diesen Fällen einer krankhaften Verirrung des Bildungstriebes, aus dem Innren, zurück in das Aeussere, gehören namentlich jene Mißgebilde, welche die Leidenschaft in einzelnen, durch sie vorzüglich aufgeregten Organen hervorruft. Vor allem pflegt die im Innren kämpfende und gewaltsam zurückgehaltene Wuth des Mörders, der im Begriff stehet, Menschenblut zu vergießen, eine furchtbare Bewegung im Herzen und in den aus diesem hervorgehenden Stämmen der Blutgefäße zu erzeugen. Solche Unglückliche haben später oft ausgesagt, es sey ihnen vor und bei der That gewesen,

„als wollte ihnen das Herz zerreißen, oder die, wie mit heißem Blute überfüllte, Brust aufspringen." Auch nach der That pflegte bei Vielen das Bewußtseyn der Schuld solche heftige Wallungen zu erregen, daß man nicht selten den Schlag des Herzens und das Beben der Brust auch äußerlich wahrzunehmen vermochte. Eine solche übermäßige Aufregung, vornämlich wenn sie öfters sich wiederholte, mußte auf die innren Organe der Brusthöhle wenigstens einen ähnlichen nachtheiligen Einfluß haben, als das übertriebene eilige Hinansteigen auf Berge, das in manchen Fällen Erweitrungen der Stämme der Blutgefäße und organische Fehler am Herzen begründet hat. So erklärt sich denn auch jene beachtenswerthe Beobachtung der Aerzte, nach welcher sich häufig bei Menschen, deren Begehrungsvermögen durch wilde Leidenschaften ohne Aufhören bewegt, deren Gemüthsneigungen unnatürlich verkehrt und entstellt waren, nach dem Tode Mißbildungen des Herzens zeigten. Dieses ward im Leibe mancher berüchtigter Mörder und andrer Missethäter von härterer Substanz als gewöhnlich, zum Theil fast knorpelartig gefunden; war in seinem Innren durch polypenartige Häute und Fäden entstellt; die Gefäßstämme, in der Nähe ihres Ursprunges am Herzen, zeigten sich krankhaft erweitert. Hier hatte das Bildungsvermögen der Seele, das eigentlich auf den innren Keim eines künftigen Leibes gerichtet ist, sich krankhaft in ein sichtbar leibliches Gebiet verirrt, und einen Afterorganismus erzeugt, der dem Dienst eines weit aus seiner Bahn gewichenen Willens unterworfen war. Denn jener krankhafte und besondre Leib, den der Wahnsinn der Leidenschaft mitten in dem allgemeinen Leibe sich bildet, hat zugleich die Eigenschaft: die Neigung und Fähigkeit für die Wiederholung der irrenden That zu verstärken und die Wiederholung derselben zu erleichtern. Jedoch ist es auf der andren Seite eine beachtenswerthe und tröstliche Erfahrung, daß nicht bloß solche Menschen, die durch öfter sie anwandelnden Aerger und Mißmuth ein Leber- oder Magenleiden sich zugezogen hatten, das sie nun noch mehr zu solchen Gemüthsbewegungen geneigt machte, von diesem krankhaften

Zustand genaßen, wenn die Stimmung der Seele durch äußere Veranlassung oder eine innre Verwandlung eine andre wurde, sondern daß auch andre krankhafte Richtungen, die der Bildungstrieb der Seele nahm, durch diese selbst, die Bildnerin, wieder aufgelöst wurden. Dieses führt uns zur Betrachtung der Heilkräfte der Seele.

Der Einfluß der Gemüthsbewegungen auf das Entstehen wie auf das Vergehen scirrhöser Verhärtungen, auf die leichtere Heilung wie auf die Verschlimmerung der Wunden, ist in den Schriften der Aerzte häufig erwähnt. Wenn die Heilung der Kröpfe durch die Berührung mit der Hand der Könige von Frankreich, so wie der mit ihnen verwandten Regentenhäuser in vielen Fällen als erwiesene Thatsache erschien, so hatte jedenfalls die Aufregung des Gemüthes des Kranken hierbei das Meiste gewirkt. Heftige Gemüthsbewegungen, von der Art des Schreckens, des Schauders und der Furcht haben seit alter Zeit sich als Heilmittel gegen die Epilepsie bewährt, so wie sie in andern Fällen erregende Ursachen dieser Krankheit waren. Der Scorbut, das verderbliche Leiden der Seefahrer, ist eben so oft durch Muthlosigkeit und Verstimmung des Gemüthes verschlimmert und tödtlich geworden, als auf der andern Seite durch heitre Stimmung und Ermuthigung der Seele wieder erleichtert und aufgehoben. Epidemische Fieber, ja selbst die verderblichen Seuchen der Cholera und der Pest empfangen öfters den tödtlichen Stachel ihrer Macht erst durch die Furcht und die Muthlosigkeit der Völker und Städte, durch welche der Weg ihrer Schrecknisse gehet; jene Länder, für welche der Wahnsinn der Furcht und der feigen Verzweiflung die ängstlichsten Arten des Absperrens ausgesonnen hatte, sind am schrecklichsten von der Cholera heimgesucht worden, welche dort viele Tausende der verzagten Einwohner hinwegraffte, während andre Länder und Städte, welche das Unzureichende der Schreck und Furcht erregenden Absperrung bei guter Zeit einsahen, und statt der unwirksamen äußeren, lieber innre Abwehrungsmittel gebrauchten, ungleich weniger Opfer der Seuche zählten. Selbst der Pest erliegt im Orient

der leichter und mehr zur Furcht geneigte Fremdling, wenn er einmal von ihr ergriffen wird, öfter als der Türke, den schon sein Volksglaube hierbei gleichgültiger und ruhiger stimmt.

Noch öfter als aus diesen todtesgefährlicheren Krankheiten, bahnet die Stimmung der Seele einen Rückweg zur Gesundheit in den minder heftigen Fiebern. Die Gelbsucht wie das Wechselfieber sind nach den Erfahrungen der Aerzte öfters durch eine unerwartete Freude, durch Schrecken, durch Abscheu, Zorn und andre ähnliche Gemüthsbewegungen geheilt worden. Der berühmte Muretus genaß von einem Fieber, das ihn in seinen Jünglingsjahren auf einer Fußreise durch Italien überfallen hatte, durch die Furcht, welche ihm der lateinisch an seinem Bette ausgesprochene und von ihm wohlverstandene Vorsatz der Aerzte einflößte, an ihm, als an einem vermeintlichen Landläufer, an dessen Leben wenig gelegen sey, die Wirkung eines neuerfundnen, sehr starken Arzneimittels zu erproben. Selbst das Interesse, das die Beschauung irgend eines lang erwünschten neuen Gegenstandes erregte, oder die Lust am Fleiß der eignen Hand, haben sich als Heilmittel in leichteren Fieberanfällen wirksam gezeigt. Unter mehreren andren Krankheiten wird auch die Wassersucht, mit Leiden der Leber verbunden, sehr häufig durch anhaltende Traurigkeit und Sorgen erregt. Aber umgekehrt hat man Heilung von der Wassersucht durch die Freude erfolgen sehen, welche eine arme Mutter empfand, als sie, die vorhin am grauen Staar erblindet gewesen war, nach der glücklich gelungenen Operation desselben, die längst nicht mehr gesehene Gestalt ihrer Kinder wieder erblickte. Eben so werden von den Aerzten zu den Ursachen der Verschlimmerung, ja selbst des Entstehens der Gicht und des Podagras Zorn und Aerger, sowie andre diesen verwandte Leiden der Seele gezählt, während auf der andern Seite nicht selten Furcht, Schrecken, Zorn, Freude über die Befreiung aus Todesgefahr als Heilmittel gegen jene Krankheiten sich erwiesen. Auch Starrsucht und Lähmung der Glieder sind fast eben so häufig durch Schrecken und Furcht veranlaßt, als geheilt

und gehoben worden, und schon der arabische Arzt Gabriel wußte die Aufregung des Zornes als ein Heilmittel gegen die Lähmung der Hand der Gemahlin des großen Chalifen Harun al Raschid zu benutzen. Selbst die Wasserscheu, wie sie in gewissen Fällen durch ängstliche Furcht sich erzeugte, ist in einigen andern durch eine plötzliche Aufregung des Gemüthes geheilt worden. Auch noch in neuerer Zeit hat man die Beobachtung gemacht, daß ein an Wasserscheu Leidender, welcher während seines Paroxysmus entsprungen und ins Wasser gefallen war, aus welchem man ihn ohnmächtig herauszog, durch diesen Zufall geheilt war. Eben so wie ein anhaltender Kummer oder Verdruß und Furcht schon öfter einen gefahrdrohenden Husten, ja selbst die Anlage zur Lüngenschwindsucht erzeugten, hat man einen bösartigen Keuchhusten durch den Schreck, bei einem Kinde, das aus dem Fenster gefallen war, plötzlich aufhören und geheilt gesehen. Oefters haben langwieriger Kummer, oder plötzlicher Schreck, sowie Furcht das Entstehen des schwarzen Staares oder andre Leiden der Augen zur Folge gehabt. Hat man doch selbst in einigen seltnen Fällen einen Einfluß solcher Gemüthsbewegungen auf die Entfärbung der Iris wahrgenommen. Umgekehrt kennt man jedoch andre Fälle, in denen eine wohlthätige Aufregung oder Beruhigung des Gemüthes auf eine ganz unerwartete Weise Krankheiten der Sehorgane heilte. So genaß der Pfarrer Kühze in Berlin (im Jahr 1760) von einem Augenübel, das in Krebs überzugehen drohete, durch ein unerwartetes und von ihm ungesuchtes, innres Mittel der Tröstung und Freude.

Endlich, so wird die Macht der Seele über den Leib am meisten vor Allem an solchen Thatsachen erkannt, welche die plötzlich tödtende Wirkung, oder auch umgekehrt, die wiederbelebende und das Leben verlängernde bezeugen, die nicht selten großen Gemüthsbewegungen eigen war. Die Seele hat in solchen Fällen ohne ihren Willen den Leib verlassen, weil die innre Bewegung zu übermächtig war, als daß sie in dem bisher bewohnten und gebrauchten Körper sich noch aus-

zusprechen oder zu verleiblichen vermocht hätte. Denn alsdann wird plötzlich der alte Bund der Seele mit dem Leibe geschieden, welchen, obgleich aus demselben Grunde, der gewöhnliche Verlauf des Lebens allmählich auflöste. So starb plötzlich, bei dem Anblick des Leichnams eines geliebten Bruders, der Freund des berühmten Gaubius; Prinz Georg Ludwig von Holstein erlag dem stummen, innren Schmerz, am Sarge der geliebten Gemahlin. Lieblicher dagegen endete an Freude Sophokles, da man ihm, dem Wettkämpfer um den Lorbeer, noch im hohen Alter, berichtete, daß seiner Tragödie, für deren Aufnahme er besorgt gewesen war, einstimmig der Preis zuerkannt worden. Jene Mutter, welche nach der Schlacht am Trasimen dem Sohne am Thor begegnete, und den für todt Gehaltnen gesund vor sich sahe, starb in seinen Armen vor Freude, und dasselbe Loos begegnete nach Valerius Maximus einer andren, zu welcher auch der innig, als todt betrauerte Sohn plötzlich lebend hineintrat. Umgekehrt zeigt jedoch in andren Fällen die Seele eine Macht, selbst über die Bewegungen der schon erstorben scheinenden Glieder; eine Macht, das Leben des Leibes noch gegen den gewöhnlichen Verlauf der Natur zu erhalten, welche uns das vorherrschende Verhältniß des innren über das äußre Leben in seiner rechten Gestalt zeigt. Oefters hat das Sehnen nach dem letzten Anblick eines eben abwesenden Sohnes oder Geliebten, die Seele bis zu dem Augenblick in dem sterbenden Leibe erhalten, wo der heiße Wunsch des Wiedersehens erfüllt wurde. Die Fortdauer der Seele, selbst in das Leben der Ewigkeit hinüber, ist ja immer nur auf Hoffnung gegründet, und die Hoffnung war es, die in solchen Fällen dem Leben noch eine Fortdauer für die Zeit gab. Und Hoffnung ist es auch, sey sie nun auf einen vergänglichen oder auf den unvergänglichen Siegeskranz gerichtet, was dem Geist jenen Heldenmuth giebt, der mit starkem Arme den lebensmüden Leib emporhebt und ihn die Schmerzen des Todes nicht fühlen läßet. Eine Regung solchen Heldenmuthes war es, die den englischen Admiral Sanders, der an tödtlicher Entkräftung darniederlag, auf

einmal von Siechbette aufrichtete und ihn auf seine Füße stellte, als die Nachricht kam, daß ihm von der Regierung das Commando der Flotte gegen Spanien übertragen sey. Muley Maluck, Kaiser von Marokko, besiegte noch durch die letzten mühsam zusammengerafften Kräfte des schon verlöschenden Lebens die Armee seiner Feinde. Pherekydes der Syreer sahe mit Ruhe und unerschüttertem Muthe sein Fleisch bei lebendigem Leibe verfaulen und mehr noch als dieser Weise aus Syra, thaten die Glaubenshelden der christlichen Jahrhunderte, wenn sie in den Schmerzen der Todesmartern Hymnen des freudigen Preises sangen, herrlicher denn jene, welche die Pythagoräer beim Anblick der aufgehenden Sonne anstimmten.

Betrachten wir die eben erwähnten Thatsachen etwas näher, so finden wir, daß allerdings der eigne, selbstbewußte Wille des Leibes nicht bloß gebrauchen, sondern daß er, gegen den gewöhnlichen Lauf der Natur, selbst den sterbenden Gliedern seine bewegende Kraft geben, das schon gebrochne Herz mitten in der röchlenden Brust noch einige Zeit wach erhalten könne. Zugleich aber erkennen wir, daß das, was in den meisten Fällen den Leib so oder anders gestaltete, was den Körper der Krankheit schuf, oder was andre Male denselben vernichtete, indem es statt seiner den Leib der Gesundheit neu belebte, nicht allein der selbstbewußte Wille sey, sondern ein Element, das nur zum Theil im Menschen selber gelegen ist. Es sind die Augenblicke eines heftigen, innren Bewegens, da der Mensch, seiner selbst nicht mehr mächtig, dem Zug eines Gesetzes unterliegt, welches die Welt des Geistigen so allgewaltig beherrschet, als die Welt des Leiblichen das Gesetz der Schwere; es sind die Augenblicke des höchsten Affektes, welche, durch die Seele hindurch, mit gestaltender oder zerstörender Kraft auf den Leib wirken. Das einzelne Leben ist es dann nicht allein, was die verzehrende oder belebende Flamme giebt, sondern es tritt, wie beim Verbrennen der Körper zum Brennbaren die Luft, jenes allgemeine, mächtige Element des Lebens zum besondern Leben, das, wie wir öfters erwähnten, bestimmt

ist, des „Lebens Mangel" auszufüllen, „mit dem, das ewig steht."

Die im vorstehenden §. gemachte Beobachtung von abnormen Bildungen und großen Entstellungen am Herzen und Blutgefäßestämmen berüchtigter Mörder machten Testa und Riolan. Uebrigens finden sich in meiner Gesch. d. Seele §. 57 die weiteren Belege zu dem hier Gesagten, so wie eine namentliche Aufführung vieler andrer Fälle, welche die Macht der Seele über den Leib beweisen.

Das Werk der Seele mit und an andren Seelen.

§. 58. Wie wir im zweiten Hauptabschnitte dieses Buches den menschlichen Leib als ein aus vielen zusammengehörigen Theilen bestehendes lebendiges Ganze (als Organismus) betrachteten, so soll uns in diesem, wie in einigen der nachstehenden §§. die Betrachtung eines Organismus der höheren Ordnung: der gesammten Menschheit beschäftigen. Alle auf Erden lebende Menschen bilden, als zusammengehörige Glieder, diesen Organismus, und nicht bloß die zugleich auf einmal lebenden, sondern sie Alle, welche vormals waren und bis ans Ende der Geschichte unsers Geschlechts seyn werden, sind Theile jenes lebenden Ganzen, das in einem gemeinsamen Stammvater geboren ward, im Verlauf der Geschichte zum Alter des selbstständigen Wirkens heranwuchs und gemeinsam dem Ziele einer höheren Vollendung und Verwandlung in ein geistiges Urbild entgegenreift. Selbst in äußerlicher Hinsicht scheinet die Menge der zugleich lebenden Individuen, bei einzelnen Völkern wie im Ganzen einem feststehenden Maaß und Gesetz zu unterliegen, und sogar die Zahl der mittleren Geburten stehet in einem bestimmten Verhältniß zu jener des mittleren Lebensalters einer gewissen Gegend. Wie die einzelnen Menschenschläge (nach §. 51) in einem polarisch sich ergänzenden Verhältniß stehen und zusammen ein Ganzes bilden, so erscheinen auch die Völker einer einzelnen Weltgegend, wie z. B. Europas, als nothwendig der eine den andren voraussetzende Theile einer organischen Gesammt-

heit, welche nur durch den Wechselverkehr ihrer einzelnen Organe gedeihen und sich entwicklen kann. Aber auch einzelne Menschenseelen, welche zu einem gemeinsamen Werk des Lebens berufen sind, traten wie die Väter der neueren Kunst, oder wie jene der Wissenschaft, z. B. Peurbach und Regiomontan, zu gleicher Zeit auf, und dem Galilei war unser großer Keppler als Gefährte am Werk des Lebens, obwohl in ganz andrem Lande geboren, beigesellt; als diese beiden geendet hatten, da trat Isaak Newton zum Abschluß der Arbeit auf. So stehen auch öfters Vater und Sohn, Lehrer und Schüler, eine jetzt lebende Generation und die ihr folgende künftige in einem gegenseitig sich ergänzenden Verhältniß; das nachfolgende Geschlecht lenkt zur Rechten um, wenn sich das vorhergehende zu entschieden zur Linken wendete, und so wird aus Abend und Morgen der neue Tag, der zwar dem vergangenen ähnlich, aber dennoch ein anderer ist.

Doch wir haben hier den Gesammtorganismus der Menschheit zunächst als einen bewegten, wenn auch nur in einigen seiner Lebensfunktionen, in dem gemeinsamen Aufbau der Kunst, der Wissenschaft, des Staates und zuletzt der religiösen Gemeinschaft zu betrachten.

Unvertilgbar tief und unabweisbar wohnet in unsrem Innren der Trieb der Zusammengesellung mit andren uns verstehenden und mit uns fühlenden Wesen; der Mensch, in welchen Gott einen Funken seiner eignen Natur, welche Liebe ist, hineinlegte, ist für den Verkehr mit andern Menschen gemacht. Allen zusammen, als einem aus vielen Gliedern zusammengefügten, lebenden Leibe, ist ein gemeinsames Werk des Lebens auferlegt; wie dem einzelnen Leibe als beherrschende und ausbildende Kraft die einzelne, innwohnende Seele gegenübersteht, so stehet der ganzen Leiblichkeit, welche wir bewohnen, das gesammte Geschlecht der Menschen als beherrschende und vollendende Macht zur Seite.

Freilich trägt der Mensch, der jetzt da wohnende, einen großen Theil der Schuld an dem Veröden und Verderben mancher Länder des Ostens und Südens,

die einst zu den schönsten und reich gesegneten der Erde gehörten. Er hat da öfters, gegen den mütterlichen Boden mehr als Verderber, denn als kindlicher Pfleger sich benommen; er hat den Bergen den Schutz und die Krone ihrer Waldungen geraubt, hat in den Schluchten und Thälern aus schlecht berechnendem Eigennutz selbst das grüne Gesträuch niedergebrannt, und der rohe Hirte treibt zum Verderben des ganzen Landes noch jetzt dieses grausame Werk fort, nur damit der Weideplatz für seine Schafe derselbe bleibe. Durch dieses gedankenlose Beginnen sind aber die vormals so reich gesegneten Länder, in denen dasselbe herrschend wurde, nicht etwa nur ihrer Zierde für das Auge oder der Nahrung des Feuerherdes, sondern ihrer meisten Quellen und Bäche beraubt worden, denn wie sich überall zu dem Bedürfniß die Sättigung von selber gesellet, so ergießen sich auch die wässerigen Dünste und Niederschläge der Atmosphäre zumeist nur auf Gegenden, da die Pflanzenwelt als anziehender Magnet gegen das Gewässer fortgedeihet; in einem Lande, das man der Waldungen beraubt, versiegen auch bald die Bäche, vermindern sich die Quellen. Aber wenn auch der Mensch die Schuld trägt an dem Versiegen des Kidron wie so tausend andrer Bäche und Flüsse, welche vormals den Boden der Länder tränkten und ihn fruchtbar machten, so würde dennoch das Elend noch viel größer seyn, wenn der Natur ihr Hüter und ordnender Herrscher: der Mensch, ganz fehlte. Die geologischen Untersuchungen der neueren Zeit haben in der Urgeschichte unsres europäischen Festlandes das Gewesenseyn einer Periode nachgewiesen, in welcher diese nun so zahlreich bevölkerten Erdstriche noch nicht von dem, damals nur noch in der Nähe seines asiatischen Geburtslandes verweilenden Menschen bewohnt waren, wohl aber von einer Unzahl von Raubthieren, namentlich von Hyänen, Wölfen, Bären und tigerartigen Thieren. Jene Länder müssen, ehe die große Fluth den Boden von solchen Verderbern reinigte, einen Anblick des gegenseitigen sich Zerfleischens und Zerreißens der lebenden Wesen dargeboten haben, welchen sich die Phantasie eines jetzt lebenden Menschen kaum schauder-

haft genug ausmalen kann. Aber, wenn auch nur in kleinerem Maßstabe, einen schrecklichen Anblick beut jedes Land dar, welches ohne den Menschen, wie man zu sagen pflegt, sich selber überlassen ist. Alsbald empfangen in solchen Gegenden, die von ihren Bewohnern verlassen oder aus Trägheit versäumt sind, die feindlich zerstörenden Elemente und feindlichen Wesen ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über die Dinge von milderer, freundlicherer Natur. Wie auf dem Acker, den die Cultur aufgab, gar bald das Unkraut die nützlicheren Gewächse verdrängt; so mehrt sich im entvölkerten Lande die Zahl der giftgeschwollenen Nattern und der reißenden Thiere.

Wie ganz anders erscheint die Erde da und wie ganz anders ist sie im Verlauf der Zeiten geworden, wo der Mensch mit Kindestreue die Pflege der alten Mutter übernommen und geübt hat. Den Sumpf hat Ackerland verdrängt, auf jenen Hügeln und Auen, welche vorhin der neblichte, von Wölfen und Bären bewohnte Wald verdeckte, siehet ein jetzt lebendes Geschlecht nun Städte und lieblich umschattete Wohnungen der Menschen; wo durch unsinniges Ausrotten der Wälder der Boden der wärmern Länder zur wasserlosen Wüste geworden war, da hat ihm ein Wiedererstatten des Raubes, ein Wiederanpflanzen der Bäume durch die fleissige Menschenhand die alte Fülle der Quellen und mit ihr ein herrliches Gedeihen alles Lebendigen zurückgegeben. Wohin das Auge dem Gange und Zuge der Völker über das Angesicht der Erde hinüberfolget, muß es das Vermögen der Menschenvereine anerkennen: der umgebenden Sichtbarkeit die bedeutungsvollen Züge eines Lebens aufzuprägen, welches in jener Sichtbarkeit selber, ohne den Menschen nicht gelegen ist, aus ihr selber sich nimmermehr entfalten könnte. Und dieses Werk der Gestaltung der umgebenden Sichtbarkeit ist das erste, wenn auch nicht das höchste, das die Seele, im Verein mit andern Seelen, übet.

Ein Werk, schon von höherer Bedeutung, das die Menschenseele im Verein mit andern Seelen verrichtet, ist das Bilden der Kunst, das die Tausende der Bewohner

eines Landes, in alter wie in neuer Zeit, beim Erbauen der Pyramiden und Tempelgebäude geübt haben. Der Grund, auf welchem dieses bildende Vermögen beruhet, ist ein tief in unsrer Natur gelegner. Denn eben so, wie das einzelne Glied für den aufregenden Einfluß des Willens verschlossen seyn würde, wäre nicht im Nervensystem eine Richtung nach dem einzelnen Theil hin; eben so wie das Auge ohne Sehkraft bliebe, wäre nicht im Gehirn das Paar der Hügel, welches auf das Paar der Augen sich beziehet, so könnte auch die Seele ihr eignes Leben niemals im Leben des Leibes und in der diesen umgebenden Sichtbarkeit abspiegeln, lägen nicht in ihr, der Seele selber, alle diese Gebilde der Leiblichkeit mit all den verschiednen Richtungen des in ihnen waltenden Lebens vorgebildet da. Die Vollendung dieses innren Gebildes und die Entwicklung seiner Lebensrichtungen, ist von der Geburt an bis zum Tode das obliegende Werk der Seele, wie das Geschäft des leiblichen Lebens das Wachsthum und die Uebung der äußern Glieder ist. Es ist aber das innre Gebilde, von welchem wir hier reden, seinem eigentlichen Wesen nach nicht vom Geschlecht der vergänglichen Gegenwart, sondern es ist ein zukünftiger Leib der Ewigkeit. Was dann für das Geschäft der Gestaltung dieses innren Menschen namentlich die Kunst bedeute, das lehrt uns ein abbildlicher Vorgang in der äußern Natur: die Wirksamkeit des sogenannnten Kunsttriebes der Thiere. Das Werk, welches dieser Trieb schaffet, ist, mehr als ein andres Geschäft des thierischen Lebens, ein prophetisches zu nennen. Denn während sie noch den cylindrisch geformten Leib der Larve an sich trägt, spinnet die Raupe bereits ein Gewand, das so genau für die noch nicht sichtbar gewordne Form der Puppe passet, als sey dieser Leib der Zukunft der Spinnerin vor Augen gestanden; als habe sie ihm unmittelbar das Gewand angemessen. Und mitten in ihrem prophetischen Geschäft überrascht sie der Augenblick der Verwandlung: das Thier wird wirklich zu jener Gestalt, die ihm, wie in einer Ahndung, vorgeschwebt hatte. So ist auch das Gebäu der äußern Hülse, das andre Insektenlarven, z. B. die des

Hirschkäfers, für die noch nicht vorhandne Puppe errichten, ganz nach jenem Typus entworfen, nach welchem einst der künftige Leib gebildet seyn wird.

Wenn wir schon die ältesten Tempel der Aegyptier und Inder nach einem Typus erbaut sehen, zu dessen eigentlicher Deutung erst der Christenglaube das nöthige Licht gegeben hat; wenn wir bemerken, daß unter Andrem überall da die Drei in Einem abbildlich durchgeführt sey, dann müssen wir in der Kunst des Menschen ein ähnliches prophetisches Werk des Geistes anerkennen, als schon, in niedrerer Art, von dem Kunsttriebe des Thieres geübt wird. Es ist der innre Mensch; der Mensch des ewigen Jenseits, welcher nach dem Gleichniß des Drei in Einem gemacht ist; der zukünftige Leib ist es, für dessen Gestaltung der Typus passet, welcher dem Werk der selber schaffenden Kunst von seinem Beginne an zu Grunde lag. Die älteste Kunst Aegyptens hat es in ihren Werken unverholen bekannt, daß alle ihre Sorge und Mühe nicht das jetzige Leben des Menschen, sondern ein Seyn desselben nach dem Tode angehe; die Gestalten, welche in der Zeit einer höheren Herrschaft des Geistigen Fiesole's Hand geschaffen, stellen uns nicht Wesen vor, welche das leibliche Auge gesehen hat; sondern sie gleichen Erscheinungen aus einer seligen Welt, die das Auge des innren, künftigen Menschen schauen wird, wenn ihm der Kampf des Lebens gelungen und das Morgenlicht der Ewigkeit ihm aufgegangen ist. Dieses ist dann die nächste Bestimmung der Kunst: dem Geiste des Menschen, auch nach ihrem Maße, von einer Ewigkeit zu zeugen, und ein Sehnen nach diesem Seyn in ihm zu erwecken, aber sie hat außer dieser näher liegenden, noch eine andre, fernere Bestimmung. Dem Geschlecht des Menschen ist nämlich ein ernster Beruf an die ganze ihm zugeordnete, irdische Sichtbarkeit gegeben, zu deren Herrscher er bestimmt war. Es harret mit ihm die Creatur auf die Erfüllung des Werkes, das in der Natur und Gestalt des Menschen begonnen hat und in diesem sich vollenden wird. Dann wird die Erde eine andre seyn, denn sie jetzt ist; die ganze Sichtbarkeit ein Tempel, in welchem

alles Leben, alles Bewegen zu einem Lobgesang geworden ist. Aber auch diesem äußern Werke muß ein innres voraus gehen; zuerst muß in der Menschennatur das neu belebt und entfaltet werden, was dereinst mit und außer ihr, in der Welt des Sichtbaren, neu belebt und gebildet werden soll. Vorgebildet liegen auch in dem Wesen des Menschen jene bildenden und bewegenden Kräfte, durch welche einst das große Werk an der Sichtbarkeit sich vollenden wird, und in der Vorhalle, in welcher das jetzige Menschenleben sich bewegt, zeigen sich, hehr und mächtig, auch nach dieser weiteren Richtung hin die innwohnende, bildende Kraft unserer Natur in dem Vermögen der Kunst, die bewegende in dem der Wissenschaft. Diese beiden, Kunst und Wissenschaft, sind dem Menschen, wie wir schon oben es aussprachen, durch dasselbe Geschäft der Engel gegeben, durch welches ihm das geoffenbarte Gesetz ward, ja sie selber sind gute Engel, welche sich in den Zeiten der Völker und Heiden zu dem Menschlichen genahet, damit sie diesem, nach ihrem Vermögen auch die Wahrheit bezeugten, daß in und über ihm ein Göttliches sey, und damit sie die Seele des Menschen zu dem Werk bereiteten, das einst in ihr vollenden sollte die Zeit des Geistes.

Sie beide, Kunst und Wissenschaft, und mit ihnen als Drittes das Auferbauen der Staatsverfassungen, sind im hohen Maße ein Werk der Seele an und mit den Seelen. Denn jene Attrattiva, wie ein Nachbarvolk sie nennet, jene Anziehungskraft und überwältigende Macht, durch welche das Thun der einen Seele auch andre Seelen auf unwiderstehliche Weise in die gleiche Richtung des Bewegens mit hinreißet, ist in der Geschichte der Kunst wie in jener der Wissenschaft unverkennbarer, als in jedem andren Menschenwerke. Wie die Schaar der Bienen, wenn die Zeit der Begründung der neuen Wohnstätte gekommen, eines Sinnes und einstimmigen Triebes den Bau der Zellen und Waben beginnt und hindurchführt, so hat der Geist eines gemeinsamen Strebens und Wollens ganze Völker zum Werk der Kunst und der Wissenschaft zusammengesellt und dabei erhalten, bis das Vorbild, das

der Seele in ihrem Innren vorschwebte, zur kenntlichen Ausführung und Gestaltung gekommen war. Hierbei ist es zu allen Zeiten sehr merklich gewesen, was die Macht der einzelnen, vom Geist des neuen Schaffens angeregten Seele, über andre Seelen sey; der Anstoß zum Werke gieng in seiner durch ganze Zeitalter hindurchwirkenden Macht von einzelnen, ja zuweilen von einem einzigen geisteskräftigen Menschen aus, wie die Anregung zum Ausbau des neuen Bienenstockes, die sich bald des ganzen Schwarmes bemächtigt, nur von dem einen Weisel ausgehet. Und jene Attrattiva oder herbeiziehende Macht gegen das ihr Verwandte, welche die Seele in den Augenblicken einer kräftigen Begeistrung empfängt, äußerte sich auch noch nach andren Richtungen hin, denn nicht ohne Absicht verweilten wir vorhin bei der Betrachtung jener anziehenden Kraft, die das Pflanzenreich gegen die ihm nöthige Nahrung: gegen das Gewässer, das in der Luft schwebt, besitzet. Auch der Seele, wenn sie mit andren Seelen die That des neuen Bildens im Gebiet der Kunst wie der Wissenschaft begann und vollführte, strömten die mithelfenden Kräfte von außen und das nährende Element in reichem Maße zu. So begannen denn und vollendeten sich, mitten in dem großen Aeon der Menschengeschichte die einzelnen Aeonen der Menschenbildung, durch Wissenschaft und Kunst, ausgehend von einer Anregung des Menschengeistes (Begeistrung), die von oben kam, fortwirkend und fortzeugend durch die mitentflammende Macht, die von der einen Seele aus die andern Seelen und das ganze Reich des psychisch Verwandten ergreifet. Wir betrachten die Aeonen jener Entwicklungsgeschichte der Menschenseele hier nur in einigen andeutenden Zügen.

Wie der Seele ein Urbild (die Idee) ihres Organismus eingeboren ist, so dem Gesammtorganismus der Menschheit ein Ideal seiner Bestimmung, zu welchem er allmählig heranwächst. Ein äußerliches Maaß und Ende des Wachsthumes ist allen jenen Gesammtorganismen der sichtbaren Natur gesetzt, welche wie der Baum aus vielen Knospen, wie das Corallengebäu aus vielen lebenden Polypen bestehen. Eine Reproductionskraft der verlornen Glieder zeigt sich im Großen an der Menschheit nach allgemein verheerenden Seuchen, in der meist dann desto kräftiger sich äußernden Fruchtbarkeit.

Die Ausgleichung, in welcher die Sterbefälle und Geburten mit dem mittlern Lebensalter stehen, hat vorzüglich Casper durchgeführt. — Derselbe Typus wiederholt sich bei einer und derselben Familie öfters im 3ten Gliede (am Enkel). — Ein gemeinsames Werk der Menschenseelen wurde schon oben im §. 42 an der Sprache betrachtet. — Die Cultur der Völker übt, durch das geistige Element, welches in ihr liegt, eine ansteckende, heilsame wie verderbliche Gewalt über andre, verwilderte Völker aus. Als Miasma von geisterhafter Art wirken auch die Zustände einer niedern, wie höheren, kranken wie gesunden psychischen Aufregung: Fanatismus wie Glaube, Wahnsinn der Töchter des Prötos wie geistiger Wächterruf der Seher; Seuche des Hanges zum Selbstmord bei den Milesierinnen und neueren Lyonnerinnen, wie bei den zur Marter eilenden gottbegeisterten Märtyrern. — Zu dem Kreise der Andeutungen des vorstehenden §. über den Einfluß der Menschenseele auf andre Seelen gehört auch jene Aeußerung eines geistreichen Engländers, daß die Erziehung des Menschen, vermöge des Einflusses der Seele der Mutter auf die des Ungebornen schon 8 Monate **vor** der Geburt beginne.

Die Alter der Kunst.

§. 59. Acht sind der Künste, die der Mensch mit der Hand und den andren äußren Gliedern, sowie mit Zunge und Stimmorganen übt: Baukunst und Bildhauerkunst, Malerei und Musik; Dichtkunst (Gesang) und Redekunst, Mimik (Tanz) und Gymnastik. Alle diese Künste wurden in der Zeit des classischen Alterthumes mit gleichem Eifer geübt, die ersten Aeußerungen derselben fallen aber in viel frühere Weltenalter und ihre Entwicklung ist bei verschiednen Völkern eine einseitige gewesen.

Von der Entwicklungsgeschichte der Baukunst läßt sich am meisten reden, da viele Werke derselben uns noch vor Augen liegen. Zu den ältesten unter diesen Werken gehören wohl die des alten Babylon, welche erst in neuerer Zeit wieder bekannter geworden sind. Zwar die Burg der alten Herrscher aus der ersten Weltenmonarchie (aus der babylonisch-assyrischen Dynastie), ist zu einem unförmlichen Hügel zertrümmerter Backsteine zusammengesunken, der Umriß aber des Birs Nimrod, des Thurmes zu Babel und des zu ihm gehörigen Tempels des Baal, hat sich noch in ziemlicher Deutlichkeit

erhalten. In dem untern Theile dieses Gebäudes, war nach der Beschreibung der Alten, die man noch jetzt mit dem Augenschein annähernd begleiten kann, das große, 1200 Fuß im Umfang begreifende Viereck, was den Tempel, mit dem 40 Fuß hohem Bilde des Baal bildete, aber dieses große Viereck war wieder von dem unteren Theile des Thurmes umfaßt und eingeschlossen, der hier 600 Fuß im Durchmesser (fast 1900 Fuß im Umfang) hatte, und in acht stufenweis im Durchmesser abnehmenden, terassenartigen Absätzen bis zu einer Höhe von 600 Fuß emporstieg. Auch Ueberreste der Bildhauerkunst hat man unter den Ruinen des alten Babylons gefunden. Die frühesten Anfänge der altägyptischen Kunst waren schon jenseits des zweiten Jahrtausends vor Christo gemacht, denn schon um 2235 v. Chr. begründete Manes den Tempel des Phtha, den Sesostris (um 1473) erweiterte und verschönerte, der aber den zerstörenden Einflüssen der Zeiten ganz erlegen ist. Dagegen haben sich die aus einem fast gleich frühem Weltalter herstammenden Pyramiden von Ghizeh, deren grösseste Cheops (Suphis I.) erbaute, sowie die mächtige Tempelgrotte zu Tulzis (Gyrsche) sammt den Tempelgebäuden des alten Theben (aus der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr.) noch ziemlich wohl erhalten, obgleich den Pyramiden, an deren größester, nach Herodots Zeugniß, 100,000 Menschen 40 Jahre arbeiteten, ihr schützender Ueberzug, bestehend aus den geschliffenen Platten von Sienit, Porphyr und andern festen Gesteinen, längst geraubt ist. Auch die Bildhauerkunst ist von den ältesten Aegyptern zum Theil nach riesenhaftem Maßstabe geübt worden; denn die Memnonskolosse bei Theben, Tama und Chama genannt, ragen 61 Fuß hoch empor und in ungeheurer Ausdehnung erstrecken sich zwischen Luksor und Karnack ganze Alleen von Sphinxen und andren Bildwerken; die Hallen der ältesten Gräber wie die Tempel sind voll von Werken einer Kunst, die dem Stein ein freilich sehr einseitig aufgefaßtes Ideal der Menschengestalt und die Formen der für den Götterdienst jenes Volkes bedeutungsvollsten Thiere aufprägte. Auch die Zeichnungen und Malereien der Aegyptier sind

von scharfem, treffendem Umriß, aus Liebe zu dem Bunten färbten sie selbst die Statüen. Von der Musik des merkwürdigen Volkes wissen wir nur, daß die Priester „Ihn, den erhabenen, unvergänglichen Gott, den rastlosen Vater alles Entstandenen“ durch einen Gesang priesen, der sich in feierlicher und wohllautender Weise durch die Töne einer Octave bewegte.

Die eigentliche Blüthenzeit jener Bau- und Bildhauerkunst, die man bisher in Indien am meisten beachtete, fällt erst in das Alter des Vicramaditya, der 56 n. Chr. lebte. Auch sie sind von riesenhaftem Umfange, denn das Pantheon zu Ellora im Ghautgebirge vermag Hunderttausende der Pilgrime zu fassen. In Vicramaditya's Zeit fällt auch die Entfaltung der lieblichen Dichtkunst der Inder, denn damals schuf **Kalidas** sein Gedicht „Sakontala.“

Aus uralter Zeit, welche zum Theil über die der historisch bekannten Völker jener Länder hinauf zu reichen scheint, finden sich in Afrika und noch mehr in einigen Gegenden des südlichen und südöstlichen Europa's die Bauwerke der sogenannten cyklopischen Art, die aus vieleckigen Gesteinen kunstvoll zusammengefügt und durch die Form ihrer meist pyramidal gebildeten Thore ausgezeichnet sind. Auch die ältesten Bauwerke der Griechen, welche feste Burgen und Wohnstätten der Heroen und Völkergebieter, sowie Schatzhäuser derselben darstellten, schließen sich an diese Richtung der Baukunst an. Zur besseren Sicherung und Befestigung wurde hier öfter das Metall (die innre Auskleidung mit ehernen oder eisernen Platten) zu Hülfe genommen. Die ältesten Tempel Griechenlands waren vorherrschend aus Holz erbaut, und diese dem Auge durch lange Gewöhnung theuer gewordne Form der hölzernen Tempel bildete in dauerhafterem Gestein die dorische Baukunst (nach Doros dem Stammvater und ältesten Meister der Kunst selber benannt) ab. An diese schloß sich die reicher verzierende korinthische an und neben beide trat, als ein von Osten hereingewanderter Fremdling, dessen Heimathsgränze bis gen Persepolis reichte, die jonische Baukunst, mit ihren schlankeren, weiter gestellten

Säulen. Auf alte dorische Weise ist der größte der wohlerhaltnen Tempel zu Pästum in Unteritalien (noch vor 500 v. Chr.) erbaut, sowie der meist zerstörte Minervatempel zu Aegina (wahrscheinlich nach dem Sieg über die Perser um 477 v. Chr. begründet); auf korinthische (meist mit dem Dach der Marmorziegel, von Byzes erfunden) waren die älteren Tempel zu Corinth, auf jonische jener der Diana zu Ephesus errichtet. Der Baumeister des ersten ephesinischen Tempels, zu dessen Aufführung Crösus reichlich beitrug, war Theodoros, des Rhökos Sohn; die 60 Fuß hohen Säulen waren durch Chersiphron aus Knossos gearbeitet. Die Periode des Rhökos sowie seines Sohnes und Enkelsohnes: der beiden Theodoros, fällt zwischen 637 und 557 v. Chr. Der Bau der Propyläen von Athen durch Mnesikles fällt zwischen 438 bis 429 v. Chr., der des Theseions von 457 bis 444. Auch die Bildhauerkunst entwickelte sich bei den Griechen im Geleite der Baukunst. Für die ältesten Meister in Bildnissen von Marmor werden Dipönos und Skyllis um 577 v. Chr. genannt. Berühmte Meister im Erzgießen waren Angelion und Tektäon, welche um 540 den vielgepriesenen Kallon zu Aegina vollendeten, während Perilaos schon um 557 den berüchtigten Stier des Phalaris goß. Der große Phidias, der das 40 Fuß hohe, sitzend dargestellte Bildniß des olympischen Jupiters, sowie das der Pallas Parthenos für das Parthenon zu Athen vollendet hatte, lebte von 482 bis 426 v. Chr.; Polykleitos, der Meister des Riesenbildnisses der Juno zu Argos, von 469 bis 409; Praxiteles, der wahrscheinliche Bildner der Gruppe der Niobe, von 361 bis 310; Scopas, der sich den Kreis der Göttersagen von Apoll und Bacchus zur Hauptaufgabe wählte, von 389 bis 349. Die Malerkunst der Griechen erwachte zuerst in Korinth, wo, der Sage nach, Kleanthes die Zeichnung der Umrisse erfand. Eumaros von Athen versuchte es, das Colorit der zeichnenden Kunst hinzuzugesellen. Die älteste Malerkunst in Griechenland ist, wie Raphaels Vater, vom Gewerbe der Töpfer gewesen; sie hat sich auf das Bemalen von Gefäßen beschränkt. Doch erhub

sich auch diese Kunst in Kimon von Kleonä (um 540 v. Chr.) zur Auffassung der Prospecte, und schon Herodot erwähnt der Gemälde von Phokäa, deren Fertigung in die Zeit von 537 fiel. In Athen malte Polygnotos der Thasier um 460; Gehülfe an den Meisterwerken des Phidias, war der Bruder von diesem, der Maler Panänos, um 450. Zeuxis, der treue Nachahmer der Natur, lebte um 400; Parrhasios aus Ephesos um 397. Höher als beide, was den geistigen Ausdruck betrifft, hatte sich Aristides aus Theben (um 340) erhoben; Pausias malte Kinderfiguren und Blumen; Nikias aus Athen (um 320 v. Chr.) gefiel sich im Nachbilden von Schlachten und Kämpfen der Menschen und Thiere. Am meisten lässet uns jedoch das vielstimmige Gerücht, das sich über die Werke des großen Apelles aus Kolophon (gest. 305) bis auf unsere Tage erhalten, es beklagen, daß dieser lieblichen Blüthe der Kunst nicht die Dauer des Marmors oder des Erzes innengewohnt, welche so vieles minder Bedeutende vor der Zerstörung geschützt hat.

Was die Musik der alten Griechen betrifft, so wissen wir von den Spartanern, daß bei ihnen ein Hauptmoment der geistigen Bildung der Jugend das Erwerben musikalischer Fertigkeiten, besonders aber das Erlernen veredlender Gesänge war, deren Inhalt die Verherrlichung der Götter, den Preis des Vaterlandes und der Heroen zum Hauptgegenstand hatte. Auch bei den Athenern wurden unter den Musenkünsten, die man als die erste Nahrung des jugendlichen Geistes betrachtete, Musik und Dichtkunst vorangestellt. Ziemlich allgemein durch das ganze Alterthum verbreitet finden wir die Vorstellung von einer fast magischen Wirksamkeit der Musik auf das Gemüth des Menschen. Pythagoras sollte einen Jüngling durch den spondeischen Rhythmus, den er einen Flötenspieler anstimmen ließ, von einem Ausbruch wilder, thierischer Leidenschaft geheilt; Empedokles einen andren, durch den musikalischen Vortrag eines Verses, von einer Mordthat abgehalten haben. Ja der (lykurgische) Thaletes aus Kreta, sowie

selbst Homer, sollten sogar die Musik als Heilmittel gegen die Pest angewendet haben.

Am frühesten unter allen Künsten hatte in Griechenland die Dichtkunst geblüht. Schon in der ältesten halb fabelhaften Zeit der Dädaliden, als die Kunst den Bildern der Götter die geschlossenen Augen noch kaum zu öffnen, die gebundnen Glieder zu lösen vermochte, hatte Homers Muse mit dem von Gott geöffneten Auge Vergangenes und Künftiges gesehen, und sich hehr und frei über Länder und Meere bewegt. Als noch kaum die dorische Baukunst es gewagt hatte, den Umriß der alten dorischen Tempel in Stein nachzubilden, da ertönten Böotiens Auen von der Macht der Lieder und es sang schon (um 860 v. Chr.) Hesiod sein Lied der Natur und Zeiten. Es krönte in gleicher Zeit der wohlverdiente Lorbeer den gewaltigsten der tragischen Sänger: Aeschylus, und es sang schon Pindarus, als die Lehrer des großen Phidias wie des Praxiteles durch ihre Werke in der staunenden Menge die Ahndung der wahren Vollendung der Kunst erregten. Mit Phidias betraten fast zugleich die Bahn des Ruhmes Sophokles und Euripides, und bald nachher auch Aristophanes, bis auf die lieblich kräftige Jugendzeit der Dichtkunst das Alter der Arbeit und des männlichen Bemühens: jenes der griechischen Philosophie gekommen.

Die Tanzkunst der Alten war nicht, wie bei uns, ein üppiges Springen und Verdrehen der Hetärenglieder, sondern zuerst das unwillkührliche, rhythmische Mitbewegen der Glieder beim lebenskräftigen Gesange: das ernste, gemessene Umschreiten des Altares der Götter. Die Tänze der Spartaner waren theils religiös, theils mimisch, theils auch, wie die Pyrrhiche, gymnastische. Von der Gymnastik, namentlich der Griechen, war schon im §. 54 die Rede.

Die Baukunst der Tempel bei den alten Etruskern schließt sich der dorischen an: nach größerem Maßstabe und dauerhafter denn die Tempel, waren bei diesem Volke die Burgen und Wohnungen der Herrscher angelegt. Hetruriens bildende Kunst begnügte sich meist am Formen und Bemalen thönerner Geschirre, doch

versuchte dieselbe sich auch im Gießen von Erz. Auf diesem vaterländischen Boden keimte auch die alte römische Kunst empor, bald aber wurde, seit der Zerstörung von Korinth (im Jahr 147 v. Chr.) Rom die Wohn- und Pflanzstätte für die letzten Sprößlinge der griechischen Kunst. Diese Keime entwickelten sich auf dem günstigen, fremden Boden am kräftigsten in der Zeit der Kaiser, aus welcher noch jetzt der Tempel des Jupiter tonans von Augustus, die Kaiserpaläste des Claudius und Nero, das Capitol, der Tempel des Friedens (Pantheon genannt) und das Colosseum (Amphitheatrum Flavianum) von des Vespasian, der Tempel der Roma und das Gebäu der Engelsburg von Hadrians, die Tempel der Faustina und des Antonin von des Antoninus Pius kunstreichem Sinne Zeugniß geben. Die Bildhauerkunst des alten Roms zeigt sich uns noch in ihrer eigenthümlichen Macht an dem Triumphbogen des Titus, sowie später an der Säule des Trajan; die Malerkunst in den Bädern des Titus und in Pompeji. Im Erzgusse zeichnete sich unter andren Zenodoros der Grieche aus, der eine Statue des Nero (als Sonnengott) von 110 Fuß Höhe vollendete.

An die letzte Periode der griechisch-römischen Baukunst reihete sich, bei der Einführung des Christenthumes in die Heimathländer der alten Kunst, die sogenannte vorgothische, byzantinische Bauart an. Eines der ältesten und augenfälligsten Werke dieser Form ist die Maria Rotonda (Theodorichs Mausoleum) in Rom. Mit großer Allgemeinheit gieng im Mittelalter diese Bauart von Nubien und Aegypten (Essabur), ja von Ostindien aus bis an den Rhein hin. In diesem Style sind die Dome von Modena, Spoleto, Orvieto, Como, Aachen (um 796 n. Chr.), Limburg an der Lahn (um 909), auch noch von Speyer (1030 bis 1061), Worms, Mainz, Bamberg (1010 gegründet), Meiningen, Paulinzell, Merseburg, Lorch, Lübeck, Schwerin, Braunschweig (St. Blasius) erbaut. Die eigentlich deutsche (gothische) Bauart trat schon im 12ten Jahrhundert auf, wurde aber erst seit dem 13ten Jahrhundert herrschend, und eines ihrer ältesten Werke ist

St. Stephan in Wien (von 1140 bis 1150 erbaut). Noch entschiedener in dieser Form erscheint der Dom zu Magdeburg (1208), nur wenig später wurden die zu Marburg (1235), Schulpforte 1251, Meißen 1274, Notre Dame zu Paris, der Dom zu Siena, Freiburg im Breisgau, der Dom zu Cölln, der zu Straßburg 1277 errichtet. Aus einer späteren Periode der (gemischteren) deutschen Baukunst sind der Dom zu Ulm (erbaut von 1377 bis 1494), zu Regensburg, St. Ulrich zu Augsburg, die Martinskirche zu Landshut, Frauenkirche zu München, St. Veit in Prag, der Dom von Mailand, die Frauenkirche in Nürnberg. Um diese Zeit fieng man in Italien an wieder Tempelgewölbe in der Weise des alten römischen Pantheons zu erbauen, und zu dieser Richtung gehörten vor allen der Dom zu Florenz und die Peterskirche zu Rom.

In den ältesten Bildern der christlichen Kirchen herrschte ein Ernst, welcher neben der stummen Richtung auf ein Göttliches und Ewiges das Menschliche und Vergängliche nur im Vorübergehen angedeutet und nach Möglichkeit dasselbe verhüllt hatte. Es gebühret indeß auch dem Leibe, von Gott geschaffen, sein Recht; darum hat die jungfräuliche Weisheit, da die Jahre des unmündigen Schweigens und des stillen Aufnehmens vorüber waren, der christlichen Kunst auf einmal die Kraft und das Recht gegeben, den Leib des Menschen nicht nur zu beachten, sondern ihn zu einem Tempel Gottes, zu einem Ebenbild des Unerschaffnen zu verklären. Wir bezeichnen den Gang der Entwicklungsgeschichte der Kunst hier nur mit einigen unsterblichen Namen: jenen des Johann Cimabue (geb. 1240, gest. 1300), Giotto (von 1276 bis 1336), Hubert (von 1366 bis 1426) und Johann von Eyk (von 1371 bis 1441), Hans Hemmelink (bis wenigstens 1479), Angelico da Fiesole (von 1387 bis 1455), Pietro Perugino (1446 bis 1524), Raphael Sanzio da Urbino (1483 bis 1520), Michael Angelo Buonarotti (1474 bis 1564), Michael Wohlgemuth (1434 bis 1510), Adam Kraft, der Bildhauer (bis 1507), Albrecht Dürer (1471 bis 1528), der Erzgießer Peter Fischer (bis 1530), Antonio Allegri

da Corregio (1473 bis 1513), Leonardo da Vinci (1443 bis 1516), Tizian (1477 bis 1576), Lucas von Leyden (1494 bis 1554), Hans Holbein (1495 bis 1554), Guido Reni (1575 bis 1642) u. A.

Hehr und tiefergreifend lauten die noch übriggebliebenen ältesten Kirchengesänge Italiens. Spätere Meister dieser ernsteren Tonkunst waren Palestrina (von 1529—1592), Orlando di Lasso (1520—1594), Benedetto Marcello (1680—1732). In selbstständiger Weise und eben so großartiger Richtung erhub sich die Tonkunst durch Sebastian Bach (von 1685—1750) und G. F. Händel (von 1685—1759). Von der Geschichte der neueren Dichtkunst erwähnen wir Einiges im nächsten §.

Wie sehr auch die Anregungen zum Werke der Kunst den Gesammtorganismus der Menschheit zu gleicher Zeit ergreifen, gehet unter andern aus jenen neueren historischen Untersuchungen über die Bauwerke Ostindiens hervor, welche gelehrt haben, daß z. B. der Tempel des Jaggernath zu Orizza, anerkannt einer der ältesten in Ostindien, im Jahr 1198, die riesenhaften Tempel im Süden der Halbinsel so wie der zu Ramiseram im 15ten, ja zum Theil im 16ten Jahrhundert erbaut sind. (M. v. v. Hügels Reise in Kaschmir, B. II.) Uebrigens s. m. die weitere Entwicklung des Inhaltes dieses §. in m. Gesch. d. Seele §. 59.

Entwicklungsgang der Wissenschaft.

§. 60. Wie die Worte eines Liedes zu seiner Melodie, so verhält sich die Wissenschaft zur Kunst; denn die ächte, wahre Wissenschaft ist selber verwandt und Eins mit Menschenwort und Sprache, und darum so alt als diese. Der Mensch könnte nicht, wie ihn sein deutscher Name, dem ursprünglichen Wortsinne nach, benennt, ein Sinnender und Verstehender seyn, wäre er nicht zugleich ein Redender; denn nur das Wort trägt in den vorüberrinnenden Fluß der Erscheinungen ein Feststehendes hinein, das von der Natur des Geistes ist; macht diesen wandelbaren Strom zu etwas Gedenkbaren.

Auch für die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft gilt Plato's Ausspruch: daß aller Anlauf zum Wahren und ewig Schönen, alle Erfindung eines wirklich großen

Menschenwerkes von Solchen ausgehe, welche nicht durch die Mühe der Schulen gelehrt, sondern von Gott begeistert sind. Daher kommt es, daß der älteste Anlauf des Menschengeistes nach dem Kampfpreis des Erkennens seine Richtung so gerade nach dem Höchsten, nach dem Quell genommen, aus welchem der Antrieb der Begeistrung kam; die älteste Weisheit der Väter redet nur von dem Schöpfer und von den Werken seiner Macht und Weisheit, sie erscheinet neben der Wissenschaft der späteren Zeiten, wie eine von Gott Gelehrte, neben einer Schülerin der Menschen. Darum stehen auch die ersten Tagwerke, welche jene Jüngerin der Tempel vollbrachte, an innrer Bedeutung und Größe noch immer so hervorragend da, wie die Pyramiden Aegyptens neben andren Werken der bauenden Hände. Will man den Inhalt der Lehren, welche die Weisheit der Väter zuerst aussprach, kurz bezeichnen; so kann man sie die Lehren vom Gesetz nennen. Denn das Walten und Regieren des Göttlichen, nach welchem das erkennende Auge, alsbald nachdem es dem Erkennen sich geöffnet hatte, hinblickte, erschien ihm in der Gestalt des Gesetzes. Darum sind alle ältesten Denkmale des menschlichen Wissens, bei den Hebräern wie bei den Indern, bei den Parsen wie bei den Chinesen, Bücher der Gesetze, welche bezeugen: daß auf demselben ewigen Grunde, aus welchem das Seyn des Menschen hervorgieng, auch jene Gesetze beruhen, welche unsrem Geiste den Rückweg zu dem ewigen Ursprung eröffnen. Diese Gesetze, ohne Wandel und Verändrung, sind auch als fester Stand und als Lauf der Sterne in das Buch der Natur verzeichnet, darum hat die Weisheit der Alten schon so frühe mit der Lehre von den Gesetzen für das Verhalten des Menschen zu Gott und zu dem Nächsten auch die Lehre von jenen Mächten und Bewegungen des Himmels aufgenommen, welche dem Menschen Gesetze geben für sein Verhalten zu der äußren Natur, deren Erzeugungen, zur fest bestimmten Zeit, ihm Nahrung darbieten und Kleider. Von dieser deutlicher vor Augen liegenden Seite der altväterlichen Weisheit wollen

wir hier noch einige, für das Ganze derselben geltende Worte sagen.

Die Gegner der Wahrheit: daß der Mensch anfänglich nicht ein Thier, mit Anlage zur Vernunft, sondern vielmehr ein vernünftiger Geist, mit Anlage zur leiblichen Thierheit gewesen, mögen immerhin wähnen, daß sie, in den zum Theil unstatthaften Gründen, welche für das hohe Alter der Sternkunde angeführt worden, dieses selber bestritten und widerlegt hätten; dennoch bleibt es wahr, daß eine Sternkunde der tiefest gründenden Art bei den Völkern war, lange vorher, ehe die Griechen zu unsrer jetzigen wissenschaftlichen Astronomie den Grund gelegt hatten. Dieses bezeuget schon der gemeinsame Typus, welcher in den Zeitrechnungen der verschiedensten Völker der alten Welt erkannt wird, und welcher auf wichtigen astronomischen Cyklen beruhet: es bezeuget es die uralte Fertigkeit der Völker in den Ausgleichungen des Monden- und Sonnenlaufes, in den Vorausberechnungen der Finsternisse, in Beobachtung der Orte und Bewegungen der Himmelskörper; es bezeuget es das hohe Alter der Sternennamen und der Erfindung der Sternbilder. Was übrigens diese älteste Weisheit der Völker von der späteren Wissenschaft unterschied, und was derselben ihre eigenthümliche Richtung vor anderen gerade auf das Höchste, Allumfassendste gegeben, das verdient hier noch eine weitere Beachtung.

Wie das zum Licht geborne Auge des Kindes, ehe es die einzelnen Körper sammt ihren Farben und Umrissen beachtet, zuerst nur das Alles erhellende Licht bemerkt; wie nachmals vor allen andern lebendigen Wesen der Säugling nur von der Mutter weiß, die ihm Nahrung giebt und belebende Wärme; so hat der aus dem Geist geborne Mensch ursprünglich und vor Allem nur von Dem gewußt, was ihn hält und trägt und in jedem Augenblick seinem innren Leben Odem giebt und Gedeihen. Denn das Kind im Hause ist nicht ohne eine Mutter, nicht ohne die fühlbare Nähe einer erbarmend pflegenden Liebe aufgewachsen. Es lehrt uns alles Entstehen der Sichtbarkeit, daß der Zug jedes

Einzelnen zu seinem höheren Mittelpunkt eher wirksam sey, als der Zug nach andern Einzelnen. Denn vor dem Entstehen der mannichfaltigen Dinge der Erde und ihrer Wechselbeziehung auf einander, war der Zug da, welcher den Planeten an die Sonne kettet, jener Zug, bei welchem der einzelne Weltkörper, seiner selber nicht mächtig, dem Gesetz eines Bewegens folget, von welchem kein Abweichen der Wahl oder Willkühr des Einzelnen möglich ist. So bewirket auch der Zug des Menschengeistes zu dem allwaltenden Geiste aus Gott ein Bewegen, welches nicht von der Macht oder der Willkühr des Einzelnen abhänget; ein Werk der Begeistrung, das nicht der Mensch durch seine Kunst sich schaffet, sondern das aus einem von oben her in seine Natur gefallenen Saamen erwächset.

Die Weisheit der ältesten Zeit ist eine Weisheit der Tempel gewesen; ein überliefertes Gut, das meist von einem besondren hierzu angewiesenen Stande verwahrt und verwaltet wurde. Denn es wird mit großer Allgemeinheit im Alterthum die Ansicht verbreitet gefunden, daß, nicht zwar ein willkührlich zu ergreifender „Stand" in unsrem Sinne des Wortes, wohl aber ein gewisser „Zustand" der Seele und des Leibes zu dem Geschäft jener Tempelweisheit vorzugsweise geeignet mache. Ein Zustand, welcher theils als angeborne Anlage von den Eltern auf die Kinder vererbt, theils durch leibliche Enthaltungen und Reinigungen könne vorbereitet und gefördert werden, weil hierbei nicht ein mühsames Aufsuchen des da oder dort verborgenen Stoffes des Erkennbaren, sondern nur die rechte Empfänglichkeit für ein überall vorhandnes Element des Erkennens nöthig sey, welches, wie das Licht dem Auge, dem Menschengeist von selber sich aufdringt. Darum nennt uns auch die älteste Zeit der Tempelweisheit keine Namen der Erfinder und Begründer ihrer Erkenntnisse; denn die Anfänge von diesen waren in der That nicht, in unsrem Sinne des Wortes erfunden; sie waren nicht einem Einzelnen, sondern Vielen zugleich aus einem gemeinsamen Quell der geistigen Anregung gekommen. Wie wir nämlich in der Geschichte der einzelnen, mit

Empfindung begabten Lebendigen bemerken, daß die anfängliche Hinbewegung des Bedürfnisses nach der ihm nöthigen Sättigung durch das bewirkt werde, was wir Instinkt nennen; so ist auch die erste Hinbewegung des erkennenden Menschengeistes, nach einem seiner Natur entsprechenden Erkennbaren, aus einem eingebornen Triebe hervorgegangen, der verschieden ist von dem, was wir Wille nennen. Dieser Trieb wurzelt in dem innren Zug und Sinn des Menschengeistes für das Wahre und Feststehende; in jenem Vermögen, das wir oben, im §. 34, als Ahndungsvermögen und Gewissen kennen lernten. Keppler und Galilei sowie Newton hatten es geahndet, daß ein Gesetz des Bewegens in der sichtbaren Körperwelt da sey; dieses Ahnden des Wahren trieb sie zu ihrem mühsamen Forschen und Suchen nach diesem Gesetz an, und gab ihnen, als das Licht, das aus der Mitte des Erkennbaren dem forschenden Auge entgegenkommt, und das Dunkel zerstreut, die Kraft, das Gesuchte zu finden. Der nach dem Erkennen des Wahren ausgehende Trieb und das Licht, das ihm das Erkennbare beleuchtet und sichtbar machet, sind sich in der frischen Jugendkraft unsres Geschlechtes, in der Zeit jener Weltenreiche, die „dem goldnen Haupte" verglichen werden, näher gewesen, als in den späteren Menschenaltern, in denen die bewegenden Kräfte des Begehrungsvermögens und der Zug des Einzelnen zu andern Einzelwesen die Stimme jenes innren Triebes übertäubten; es war anfänglich ein Zustand des Menschengeistes bei diesem vorherrschend, den man eine Erleuchtung des Ahndungsvermögens zum Erkennen dessen, was der Gegenstand dieses innren Sinnes ist: zum Erkennen des göttlichen Gesetzes nennen könnte.

Von ganz andrer Natur und innrer Richtung als die Tempelweisheit des Alterthumes, erscheinet, seit ihren ältesten Anfängen, die Wissenschaft in engerem Sinne. Während der Kreis, den jene beschreibt, zunächst nur das Erkennen Dessen umfasset, was das einzelne Seyn in Beziehung und im Verhältniß zu dem Grund und Ursprung alles Seyns ist, gehet die Wis-

senschaft auf das Erkennen Dessen aus, was die ganze Welt des Geschaffnen nicht nur in Beziehung auf den Schöpfer, sondern was sie vor allem für und zu der Natur des Menschen seyn soll, sowie Dessen, was der einzelne Mensch für und in Beziehung auf andre Menschen und auf alle Dinge seiner Sichtbarkeit ist.

Mitten auf dem Marktplatz des geselligen Verkehres der Völker, an die älteste Hauptstraße des Handelns und Wandelns der Welttheile hatte die ewige Weisheit ein Volk gestellt, das seinen natürlichen Anlagen nach vorzugsweise für den geselligen Wechselverkehr gemacht war. Leichtbeweglich und empfänglich, wie es vor andern Gliedern des Leibes das Auge ist; begierig nach dem Sehen und Erforschen des Neuen und Fremden, klar erkennend und weit hinblickend über all das Verschiedene und Getrennte, erscheint unter allen Völkern der alten Welt das Volk der Griechen. Wie die kleinen Inseln seiner Heimath, jede für sich umzäunt ist von dem felsigen Gestade und von dem gemeinschaftlichen Meere; so wird von frühe an dieses Volk in kleinere Völkerschaften und einzelne Gemeinden zertheilt gefunden, deren jede gleich kräftig neben der andern hervortritt; regiert durch eigne Gesetze und eigne Verwaltung, welche aber alle durch das Band der gemeinsamen Sprache und Sitte, wie zu einem lebendigen Homerischen Epos vereint sind. Und wie im Ganzen des Volkes die einzelnen Völkerschaften, so gestalten sich, selbstständig und gleichkräftig, nebeneinander die einzelnen Familien und Häuser des Bürgers. Hiermit hat sich bei den Griechen jene Art des Gemeinwesens entfaltet, in welcher der einzelne Bürger für alle Andre, alle aber für einen da sind und wirken.

Wie das Volk der Bienen ausgehet über Thal und Hügel und von da wie von dort die vielartige Würze der Kräuter holt, um aus ihr eine Speise für Alle zu bereiten; so hat sich der Trieb des Forschens von den Griechen aus durch alle Länder und Völker ergangen, und hat von allen Orten jene Nahrung des Erkennens, welche für Alle ist, zusammengetragen. Diese Nahrung des Erkennens war nicht mehr Etwas, das die Seele,

passiv aufnehmend, wie die Pflanze das Licht und den nährenden Thau, von oben und innenher empfängt, sondern das, was jeder Menschengeist durch selbstständiges Bewegen, wie das Thier die Nahrung, aufsuchen kann und erforschen; Etwas, das Alle wissen und verstehen können, welche es nur wissen und verstehen wollen. Darum verließ die Wissenschaft bei den Griechen schon frühe das auch ihnen einst nahe gestandne Geheimniß der Tempel und begleitete, wie in Hesiodos Gesängen, den Landmann wie den Bürger auf dem Weg seiner Tagesgeschäfte. Während die Richtung des anfänglichen Erkennens eine geradelinigte wie das Licht, von oben nach unten, von innen nach außen gehende war, so erscheint dagegen allerdings die Richtung der Wissenschaft im engeren Sinne, hin auf die umgebende Welt des Sinnlichen und Leiblichen, neben jener andren gleich einer Hemmung und Brechung des geraden Laufes des Lichtes durch ein Dunkles. Eben diese Hemmung ist jedoch der Grund, aus welchem die Farbe offenbar wird und der die Umrisse der Dinge bezeichnende Schatten. Und so kommt, gerade durch den Schatten, zu dem bloßen Sehen des Lichtes ein Unterscheiden der gegenseitigen Verhältnisse der einzelnen Dinge. Wie denn, nach einer alten Sage, einer der ältesten Führer auf den Weg der eigentlichen Wissenschaft: der Grieche Thales es war, der seinen Lehrern, den ägyptischen Priestern es gezeigt haben sollte, wie sie aus der Länge des Schattens die Höhe ihrer Pyramiden messen könnten.

Auch das Volk der Römer hat in dem großen, folgenreichen Tagewerk, das ihm übertragen worden, den Anbau des Reiches der Wissenschaft nicht versäumt. Rom hat übrigens seine Wissenschaft wie seine Kunst aus Griechenland empfangen, welches der Herrscherin der Völker diese Kinder des Geistes zugesendet, damit sie in ihrem Heere dienen, ihrem Winke gehorchen möchten. Rom hat vornämlich in einem Gebiet des Wissens durch eigenthümliche, unübertreffbar große Kraft geglänzt, dieses war das Gebiet der Geschichte. Mit Recht hatte die Weltherrscherin vor Allem diese Wissenschaft, welche mehr als die andren, Völker und Welt beherrscht,

zu ihrer Freundin und Gesellin erwählt. Das Gedicht in römischer Zunge, das vor andren als ein bedeutungsvolles Eigenthum des römischen Geistes erscheint, ist jenes des Epikuräers Lucretius, welcher in der Begeistrung eines in der Irre gehenden, tiefen Sehnens, noch zuletzt, in der Zeit der Heiden, die Nacht besungen, die bald nach dieser Zeit dem aufgehenden Lichte einer ewigen Wahrheit weichen sollte. Die Töne der lyrischen Begeistrung aus Horazens Munde, schienen, wie einst Pindars, einen neuen Frühling der Dichtkunst zu verkünden, und in der Wärme dieser schönen Tage sind auch des Dichters der Georgika: Virgils Werke, zur lieblichen Frucht gereift. Es folgte indeß auf diesen Nachfrühling, mitten in der Zeit des späten Herbstes, kein Sommer, und die Zeit des Gesanges war in dem alten Rom nur von kurzer Dauer. So haben auch die Redekunst (so reich begabt sie auch an Cicero erscheint), wie die Philosophie nur zur Miethe in den hohen Mauern Roms gewohnt, ohne ein andauerndes Bürgerrecht zu gewinnen.

Die Geschichte der alten, klassischen Zeit des Heidenthumes stehet zuletzt bei einem Schauspiele still, welches mächtiger als irgend ein andres, dem selbstbewußten Geiste des Menschen zu lehren vermag, wohin der ungebrochene Eigenwille seiner Natur ihn führe, wenn derselbe der innren Heimath sich entreißet und seine Lust bei dem Fremden, Vergänglichen sucht. Auch das Gebiet der Wissenschaft erscheinet um jene Zeit, wie ein verlassenes Land, welches der Winter bedeckt; es sind da noch die Bäume, welche vorhin Früchte trugen, und in ihren entlaubten Zweigen werden noch Wohnungen des Geflügels gesehen, das hier genistet; die Vögel selber aber sind hinweggezogen in ein andres Land. Säulen stehen da noch und das Gemäuer der hohen Tempel, die Stimme aber der Bewohner, welche vormals hier lebten, die ist schon längst im Grabe verstummt. Es sind jedoch gerade diese Zeiten einer nächtlichen Stille und tiefen äußren Verlassenheit vor allem geeignet, bei dem in der Fremde verirrten Geiste des Menschen das Verlangen erwachen zu lassen nach der Heimkehr, und

aus dem umgebenden Dunkel den Blick des Erkennens wieder hinaufwärts zu lenken, nach einem obren Lichte. Das, was in dieser Zeit des Sehnens der Mensch begehrte, das ist ihm selber, wie ein Vater dem verirrten Sohne, entgegengekommen: das ewig Seyende hat sich als ein gleichartig Mitseyendes zu der erkennenden Kraft des bei der Sterblichkeit wohnenden Geistes gesellt. Hiermit hat ein neuer Aufschwung des Erkennens begonnen, der sich freilich dem nachforschenden Auge öfters, wie der Flug des Adlers in dunklem Gewölk verbirgt. Die Menschenseele, verlassen von dem, was der sinnlichen Augen Lust und des Eigenwillens Begehren war, hat sich, gezogen von der Macht einer Alles überwindenden Liebe, vom Schein zum Seyn gewendet; hat sich aus dem vertrockneten Bette, das ein schnell vorübergehender Winterstrom in das nun dürre Land grub, wieder aufgemacht zum immer gefüllten Strom des lebendigen Wassers.

Mag immerhin einem nur das Aeußerliche beachtenden Auge das geistige Leben der christlichen Völker des Mittelalters, namentlich in Beziehung auf Wissenschaft, so erscheinen, wie das leibliche Leben eines Volkes, welches vergnügt an dem, was die Früchte des überreichen Landes und der Ertrag der Heerden zur Nahrung und Bekleidung darbieten, weder nach Gold und Silber, noch auch nach Eisen im Boden gräbt, oder nach kostbaren Steinen auf den Gebirgen sucht, so wird ein solches Stehenbleiben bei dem Einen, Nothwendigsten, keinen zu scharfen Tadel verdienen. Das Leben: die Ernährung und Bekleidung, ist mehr als der glänzende Schmuck des Leibes; ein Gut, das der Mensch schon besitzt und das ihm durch Erbe zugefallen, braucht nicht erst durch das mühsam zusammen gelesne Gold erkauft zu werden; zum freundlichen Verkehr mit Brüdern und Verwandten bedarf man nicht der Rüstung und Bewahrung durch scharfes Eisen und Panzer. — Das, was der Geist des Menschen in den Zeiten der ersten christlichen Jahrhunderte gefunden und besessen, das war eine so durchaus genügende, lieblich erquickende Nahrung, daß er über dem Genuß des tiefen, innren

Friedens der Wanderungen in die Fremde und der Kämpfe vergaß; es war die Zeit der ersten Liebe, da, in der Stille wohnend, der Jüngling für das Tagwerk und den Lebensberuf des Mannes bekräftiget wird und diesem entgegenreifet.

Bei dem Wiedererwachen der Wissenschaften in der neueren Zeit hat sich dieselbe Aufeinanderfolge und Art der Entwicklung der einzelnen Gebiete wiederholt, welche wir in der ältesten Geschichte der Wissenschaften bemerken. Jene Begeistrung, durch welche dem Menschen die Sprache wird, muß überall als Erfinderin und Begründerin vorangehen, wo im Reich des Erkennens ein neuer Bau entstehen soll; wie die Pythagoräer die aufgehende Sonne mit Hymnen zum Preise der Gottheit, so begrüßte und begann das christliche Europa den Morgen eines neuen Tages des Erkennens mit Dantes (geb. 1265, gest. 1321) unsterblichem Gesange von dem Leben der Ewigkeit. Der Geist der alten, hochgebildeten Menschensprachen begann jetzt mit seiner Klarheit das ganze, weite Feld des menschlichen Wissens zu beleuchten, machte, denn erst aus dem Worte der Rede kommt Ordnung des Denkens, offenbar das allvereinende Band, das durch die Gebiete der Sichtbarkeit gehet: das was die Dinge eines für das andre sind, und gab den neuen Bearbeitern des Feldes das Zeichen, das Tagwerk der Wissenschaft zu beginnen. Auch dieses Mal fieng jener Zweig des Wissens vor andern zeitig an seine Blüthen zu entfalten, welcher seine Richtung nach dem Gebiet des sichtbaren Erscheinens nimmt: der Zweig der Naturwissenschaft. Gleich mit dem rege gewordnen Interesse an dem Studium der Werke und Sprachen des klassischen Alterthumes, hat sich das Thor, hinaus zu den freien Räumen des Forschens und Erkennens, aufgethan: Peurbach und Regiomontan eilten zu der früher von der aufgehenden Sonne beleuchteten Höhe der Sternkunde, bald nachher, da auch ins Thal herunter die Strahlen fallen, gehen Georg Agricola, Otto Brunfels, Conrad Geßner und Andere an die Arbeit des Bestellens der lange brach gelegenen Felder der Naturgeschichte. Wenn wir jedoch

auch nur in dem hier als Beispiel hervorgehobenen Kreis der Naturkunde das, was die christliche Zeit der Völker in wenig Menschenaltern hervorgebracht, mit dem vergleichen, was im Laufe langer Jahrhunderte die alten Völker hierinnen gewirkt hatten, so wird als Hauptunterschied zwischen beiden auffallen, daß jene (die christliche Zeit), verwandt hierinnen der Tempelweisheit, ein geschärfteres, tiefer eindringendes Auge für das Erkennen der Gesetze (wie z. B. das des Falles der Körper, der Umlaufszeiten und Entfernungen der Planeten, der Schwere) empfangen hat, und diese Gabe zugleich mit jener andern vereint, welche die Freiheit des Lebens der Dinge und ihr Bewegen erkennet.

Wie in der Sprache nach §. 42 ein zweifaches Element gefunden wird, einmal jenes, welches aus dem Wechselverkehr des Menschen mit Gott hervorgegangen ist, dann jenes, das aus dem Verkehr des Menschen mit andren Menschen sich entfaltet, so ist auch im Wissen des Menschengeistes dieses doppelte Element vorhanden. Es gab und giebt eine Weisheit, welche im einsamen, stillen Verkehr des Menschengeistes mit dem Göttlichen erwächset, und die sich auch, ihrer Natur nach in der Einsamkeit des Adlers wohlbefinden kann, und eine Wissenschaft im engeren Sinne, die sich nur im geselligen Verein des Menschen mit andren Menschen ausbilden kann. Das erstere Element, (der Tempelweisheit) ist das ursprünglichere, ältere gewesen; sein Inhalt ist ein durchaus prophetischer, welcher sich zunächst nur auf die Bestimmung des Menschengeistes für ein Seyn und Leben der Ewigkeit beziehet. Aus dieser innren und höheren Grundlage des Erkennens empfieng auch das andre Element der Wissenschaft sein Leben und dieses nahm den fruchtbaren Keim, den es aus dem höheren Anfang bekommen, mit sich hinüber in das Werk der Mittheilung und gemeinsamen geistigen Gestaltung eines Aufbaues der Gedanken. Die eine, nach innen und oben gekehrte Richtung rief nothwendig die andre, selbstthätig nach außen gehende, als ihren ergänzenden Pol hervor.

Das Werk der Sprache, die Ausbildung von dieser war die erste That des wissenschaftlichen Strebens. Der Menschengeist, wie er in seine Zunge die Macht des Wortes legte, theilte diese auch der äußeren Natur mit; er lehrte auch diese das Wort nachsprechen; er erfand die Buchstabenschrift. Diese Erfindung scheint noch in eine frühere Zeit hinaufzugehen, als jene ist, welche das Zeugniß des Alterthumes der Anwendung der Schreibkunst beileget (nach Kallisthenes, bei Simplicius, wäre dieselbe schon um 2234 v. Chr. im Gebrauch gewesen). Die Buchstabenschrift ist nach Eichhorns Ansicht nur

einmal erfunden; alle schreibende Völker empfiengen diese Gabe aus einem gemeinschaftlichen Quell der Ueberlieferung. Hiermit scheint jene Erfahrung an vielen neuern Völkern in Uebereinstimmung, welche bei übrigens ziemlich hoher psychischer Lebendigkeit und selbst Entwicklung dennoch nicht zu der Erfindung des Schreibens gekommen waren, wie dies namentlich von den Bewohnern mancher Südseeinseln gilt.

Die Wissenschaft hat ihren Blick überall zuerst nach oben gewendet, dieses wird namentlich auch in der Geschichte der Naturwissenschaften erkannt, deren ältester Zweig, die Sternkunde und Erkenntniß der siderischen Perioden, ohnfehlbar eines der frühesten Werke des Menschengeistes ist (m. v. meine Geschichte der Natur, erster Bd. §. 2); ungleich höheren Alters als die Bauwerke der ägyptischen Pyramiden. Auch die Sprache der Wissenschaft war ursprünglich jene der Begeistrung: der Poësie, wie auch ihr Inhalt aus demselben Quell des eröffneten (prophetischen) Ahnungsvermögens gekommen war. Die Nachklänge aus einer Orphëischen Zeit (im 13ten Jahrhundert v. Chr.) lassen diesen Inhalt auch bei den Griechen errathen. Bei den Hebräern, deren klassische Literatur von Moses bis zur Rückkehr aus dem babylonischen Exil eine mehr als tausendjährige Entwicklungsperiode durchlebt hat, bleibt jene ursprüngliche Richtung die vorwaltende; bei ihnen behält auch die Wissenschaft den Charakter der Tempelweisheit; selbst die Blüthenperiode der Kunst (Baukunst u. s.) fällt bei ihnen in die Davidische und Salomonische Aera, die Zeit der prophetischen Weissagungen von Joel und Amos bis zu Haggai und Sacharja zwischen das 6te und fast 9te Jahrhundert v. Chr. Während dieser Zeit hat sich auch bei den Griechen die Wissenschaft zu ihrem Tagwerk erhoben, zu dessen ersten Thaten die Feststellung der menschlichen Gesetze und bürgerlichen Ordnung, namentlich durch Lykurg (um 725) und Solon (594) gehörte, so wie das Erkennen der göttlichen Gesetze alles Seyns und Werdens (Thales war Zeitgenosse des Propheten Jeremias, Pythagoras des Daniel). Der Weg eines unmittelbaren historischen Forschens, welches zunächst an dem Menschlichen, an seinen Beziehungen auf die Welt des Geistigen wie des leiblich Gewordenen, an seiner Entwicklung in der Geschichte der Völker sich festhält, wird im 5ten Jahrhundert nach jenen verschiedenen Richtungen hin von Herodot (484—408), Sokrates (469—409) und Hippokrates (460—370) betreten. Die Geschichte der irdischen Naturreiche findet schon in Aristoteles (384—322) und Theophrast (370—285) ihre rüstigen Bearbeiter; die Sternkunde, anfangs ein Eigenthum der Tempelweisheit, wird erst durch Eratosthenes (276—195) und seinen Zeitgenossen Aristarch, so wie durch Hipparch (st. 125 v. Chr.) zur eigentlichen Wissenschaft. Ungleich kürzer als bei den Griechen hat die Zeit des Gesanges wie des wissenschaftlichen Forschens bei den weltbeherrschenden Römern gewährt; ihre höchsten Leistungen in

diesem Gebiet fallen sämmtlich in das erste Jahrhundert vor und in das erste nach Chr. Geb. Als eine That der besondern, erhaltenden Fürsorge auch für die wissenschaftlichen Schöpfungen des Menschengeistes erscheint das Tagwerk, zu welchem der ältere Plinius (23—79 v. Chr.) so wie bald nachher Cl. Ptolemäus der Aegypter (um 169) und Galen (geb. 131) berufen wurden. Selbst die Araber müssen dieses Werk der Erhaltung, ja des Fortbaues der Wissenschaft üben, namentlich für die Naturwissenschaften Albategnius (um 880) und Avicenna oder Ebn Sina (geb. 980). Indeß war im Christenthume, in den Werken der Evangelisten wie der Väter der Kirche den Völkern der Erde das Licht eines höheren, göttlichen Erkennens aufgegangen, an welchem auch Erscheinungen der untergeordneten, menschlich=wissenschaftlichen Art sich sonnten und entfalteten, wohin namentlich die Abfassung der Pandekten unter Justinian (im 6ten Jahrh.) gehörte. Gleichzeitig mit den wissenschaftlichen Bestrebungen der Araber, jedoch höher wie tiefer im Erkennen eines Göttlichen gründend, erwachten im Abendlande die Forschungen der Scholastiker, (namentlich durch Alkuin aus York (st. 804), Rabanus Maurus zu Fulda und Mainz (776 b. 856), Joh. Scotus Erigena (880), Gerbert von Auvergne (Aeneas Sylvius st. 1003) bis zu Bonaventura (geb. 1221 st. 1274) und Thom. v. Aquino (1224—1274). Mehr zur Betrachtung der natürlichen Dinge gewendet in Albert d. Gr. (1193—1280) und Roger Baco (1214—1294). Während in Frankreich und Deutschland die Troubadours so wie Minnesänger und Dichter der Heldensagen lebten, erreichte die Dichtkunst der Italiener in Dante und Petrarka, den Zeitgenossen Cimabues und Giotto's, so wie der Erbauer vieler herrlicher Tempelgebäude schon eine Stufe der höheren, klassischen Vollendung. Mit dem Studium der Werke, namentlich des griechischen Alterthumes, erhub sich im Abendlande auch wieder die Richtung des ernsteren, wissenschaftlichen Forschens (namentlich im Gebiet der höheren Naturwissenschaft durch Peurbach (1423—1461) und Regiomontan (1436—1476), so wie eines freieren philosophischen Forschens durch Cartesius, Leibnitz u. A. Während das Abendland mit dem höchsten, christlichen Erkennen auch das wissenschaftliche sich erhielt, verlosch dieses mit jenem zugleich in mehreren Ländern des Ostens, und der jetzige Zustand mancher Völker, namentlich der Abyssinier, zeigt deutlich, welche Folgen die völlige Versäumniß der wissenschaftlichen Bildung habe.

Der Staat.

§. 61. Der erste Grund aller Verfassung und Haltung des Staates wird in dem Verhältniß der Familien gefunden. Das schwächere Weib schließt sich,

als seinem Schützer, dem stärkeren Manne an; das zarte Kind wird durch seine Hülfsbedürftigkeit zum Gehorsam und zur dankbaren Neigung gegen die pflegenden Eltern bewogen, dem Stärkeren aber und Aelteren hat überall Gott die natürliche Neigung für das Schwächere und Jüngere ins Herz gegeben, eine Neigung, welche selbst im Thierreich stärker ist und kräftiger, als die der Jungen zu ihren Alten. Von Anfang an hat Gott in das Geschlecht des Menschen die Keime einer Verschiedenheit eingepflanzt, welche hier geistig, dort leiblich Begabtere oder Unbegabtere entstehen lässet, damit hieran ein Gewebe des wechselseitigen Bedürfnisses und der innigen Bruderliebe sich anknüpfen möge, welches die für sich allein unvollkommenen Einzelnen zu einem vollendeten Ganzen verschmilzt. Hat hierbei die Schaar der Schwächeren und minder Begabten mit anerkennender Neigung sich zu den Kräftigeren und Besseren gezogen gefühlt, so war umgekehrt die aufopfernde Liebe, welche diese Besseren zu der ihnen untergeordneten Menge trieb, keine weniger innige und lebendige; ja sie glich immer, im gesunden Zustand dieses Wechselverhältnisses, der Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Denn wenn Lykurg und Solon alle Kräfte, allen Genuß ihrer Tage an das Eine, große Werk des Lebens wendeten, dem Volke das Gesetz zu lehren; wenn jener Mann des Sinai, der Mann der Donner des Gesetzes „alle Plage des Lebens" auf sich nahm, welche größer war, als jede, die irgend ein Andrer im Volke trug, nur damit dieses Volk zu Gott geführt und bei Gott erhalten werde; da zeigte sich deutlich, daß der Stärkere an Kraft zugleich auch der Stärkere in Liebe sey. Kämpfend wie die Löwin für ihre Jungen haben sich die alten Fürsten und Herzoge unsres Volkes an die Spitze der Ihrigen gestellt, haben ihre Brust und den kräftigen Arm zum Schirme und Schild gemacht für die wehrlosen Bewohner der Hütte, für die Mütter und Kinder des Landes. Wo der Rath und die Hülfe aus war und Hülfe Noth that, da schrie die Schaar der Schwächeren zu dem stärkeren, mächtigeren Führer, und dieser mußte, so weit Menschenkraft reichet, der andern

Trost seyn. So wurde im besseren und naturgemäßen Gange der Entwicklungsgeschichte der Völker, der Thron der Herrscher öfters auf viele Opfer und Selbstverläugnungen derselben begründet, während allerdings andre Male die wilde Herrschsucht da geschnitten und geerntet, wo sie nicht gesäet hatte.

Der einzelne Mensch hat da sein liebes Vaterland, wo viele Menschen leben, die er nachbarlich kennt und herzlich liebt. Darum kann der armselige Lappländer mitten unter den Genüssen und Gütern eines reicheren Landes sich nicht eingewöhnen; er verlangt, heimwehkrank, dahin, wo die Menschen wohnen, an denen sein Herz hängt. Denn je unfruchtbarer und reizloser die Natur ist, in welcher ein Volk lebt, desto inniger und wärmer schließt sich hier Mensch an Menschen an, damit dieser ihm Alles das sey, was die übrige Sichtbarkeit ihm nicht zu seyn vermag.

Der Mensch soll hienieden durch die Liebe zu dem sichtbaren, seine eigne Mangelhaftigkeit ergänzenden Mitmenschen, für die Liebe zu einem Unsichtbaren, Allerfüllenden; durch die Unterwerfung und den Gehorsam gegen eine äußere Herrscherordnung, zur Unterwerfung des eignen Willens und zum Gehorsam gegen Gott erzogen werden. Darum hat die Weisheit aller Zeiten, sobald ihr die Wahrheit eingeleuchtet, daß unser Wesen nicht allein für das vergängliche Leben des Fleisches, sondern für ein Leben der Ewigkeit gemacht ist, alsbald auch erkannt, daß jene äußre Ordnung, welche über den Willen und die streitenden Neigungen Vieler (damit ein Ende des Haders komme) den Willen Eines, durchs Gesetz und nach dem Gesetz herrschenden Fürsten stellet, für die Erziehung und für das Wohlergehen der Völker die beste und heilsamste sey.

Die Erziehung zum Wissen.

§. 62. Das „Lehren aufs Wort merken" in einem mehrfachen, höheren sowohl als niedreren, innerlicheren wie äußerlicheren Sinne ist das erste Werk der Erziehung der Menschenseele durch andre Seelen. Das Wort,

das Gott dem Menschen bei der Schöpfung desselben als lebendigen Odem in den Mund gelegt, ist auch in der frühesten Jugend des Menschen das erste, was die schon zum Selbstbewußtseyn des Geistes und hiermit zur Rede gelangte Seele der Eltern in die des Kindes legt. Die früheste Nahrung des Geistes, welche der Mensch empfängt, ist für seine künftige innre Entwicklung und geistige Richtung von höchster Bedeutung (§. 31) und auch im Gebiet des Wissens muß das Verarbeiten des Genossenen durch die selbstthätige Bewegung des Willens mit dem Genuß Hand in Hand gehen, wenn anders der innre Mensch gesund bleiben soll.

Als ein vorzüglich brauchbares, wohlthätiges Element für die Bildung des Menschengeistes hat sich (wie uns dies nach §. 61 schon die Entwicklungsgeschichte des ganzen Geschlechtes voraussetzen ließ) auch in der Hand der Erzieher die Uebung und das Studium jener ältern Sprachen erwiesen, denen noch reichlicher als den späteren, die Kräfte der ursprünglichen Menschensprache innenwohnen (nach §. 42). Doch giebt uns hierbei die Beachtung jenes nothwendigen Wechsels der polarisch sich ergänzenden Seelenzustände, von denen wir oben sprachen (§. 38), einige nicht ganz zu übersehende Winke.

Zuletzt ist, wir wiederholen den Ausdruck noch einmal, der Anfang und das Ende aller Erziehung des erkennenden Menschengeistes nichts Andres, als die Aufgabe, daß derselbe lerne auf das „Wort" merken; denn in Ihm, dem Worte, ist das Leben des Geistes.

VII. Die Herrschaft des Geistes.

§. 63. Allerdings ist es der Geist und nur der Geist, welcher die Macht der Menschenseele zu jenen Werken steigert und bekräftiget, die wir in dem vorhergehenden Abschnitt (VI.) betrachteten. Er ist es, welcher dem Kunsttriebe, der sich auch im Thier mit prophetischer Kraft reget, bei dem Menschen die Voraussicht

und das Hineinschauen in ein Seyn und Wesen der Ewigkeit verleihet (nach §. 58); er ist es, welcher in das Werk der Staaten und der bürgerlichen Ordnungen neben und über jener äußren Form, die an das Zusammengesellen der Bienen erinnert, den Abglanz einer höheren, göttlichen Ordnung hineinlegt. Es giebt aber noch andre Thaten der Menschenseele, bei denen das Walten des Geistes so außerordentlich und unverkennbar ist, daß dieselben in ausschließenderem Sinne als Thaten des Geistes, dessen Leben aus Gott ist, erscheinen. Mitten unter den Schmerzen des herannahenden Todes dichtete und sang Franziskus von Assisi ein Loblied, welches Gott preiset, für das Geschenk der lieblich wärmenden Sonne; für die Lichter der Nacht, den Mond und die Sterne; für den erfrischenden Sturmwind und das nährende Wasser, zuletzt aber, vor Allem, für den freundlich zur Heimath führenden Bruder, den Tod. So ist es der Geist aus Gott, welcher den Tod, dessen Schrecken die Seele fühlte, in einen lieblichen Boten aus der Heimath verwandelt.

Dem Menschen die rechte Demuth und zugleich die Heldenkraft zu geben, auch die liebsten, tiefest gewurzelten Neigungen der sinnlichen Natur, einer höheren, göttlichen Liebe aufzuopfern, das stehet nicht in der Macht der Seele; das vermögen auch nicht die guten, das Höhere vorbereitenden Engel der Wissenschaft und Kunst. Unverfälschte Liebe zu Gott und den Brüdern, Demuth und Gehorsam, Zucht und Ordnung sind die unverkennbaren Früchte der Weisheit, welche nicht der Mensch aus eigner Kraft erfand, sondern welche Gott ins Herz legte.

Es spricht das Buch der Bücher von einer Gewalt, welche das Himmelreich zu erleiden vermag, und die ihm Gewalt thun, die reißen es an sich. Welch' andre Kraft aber als eine himmlische selber, könnte den Himmel bewältigen, welch' andre Macht als eine göttliche, vermöchte Gott zu bewegen? Darum ist es, nach dem Wort der Offenbarung, nicht der Leib, es ist nicht die im athmenden Blute lebende Seele, sondern es ist der Geist aus Gott, welcher die Thaten des Gebetes thut.

Wie das Kind zu seinem Vater, so spricht der durch den Geist betende Mensch zu seinem Gott. Dieser aber, der Vater, der des Kindes Flehen vernimmt, ist zugleich der Herr über alles Wesen und Seyn der sichtbaren wie der unsichtbaren Welt. Darum, wie das Kind den durch Liebe starken Arm des Vaters; so bewegt der im Menschen betende Geist die Macht des Schöpfers und durch diese die Schöpfung der Dinge.

Was die Ordnung und das Band des Staates im Reiche der Seelen, das ist die Religion im Reiche des Geistes. Ja, kein andres Band knüpfet so fest, so tief, so innig Geist an Geist, Seele an Seele, Herz an Herz, als das Band der gemeinsamen Religion. Aber wir wissen noch einen andren, uns näher liegenden Namen für dieses Band, als den ausdrucksvollen, vielsinnigen des Wortes Religion. Uns heißt es Glaube des Christen; in diesem hat jene bindende, ziehende Macht die Gestalt einer lebenden, sanft führenden Hand empfangen. Ja, die Wallfahrt des Christen, durch die Nacht des Lebens, ist das Wandeln eines Kindes an des Vaters Hand. Denn der Führer, mit seinem festhaltenden Arme, tritt zu ihm in der Taufe, welche in der Kraft jenes Wortes geschieht, das Leib und Seele erschuf, und das zur Seele den Geist giebt. Er, der getreue Führer, erleuchtet den Pfad des Dunkels durch sein Wort, nähret und stärket die Kraft des Müden durch sein Sakrament. Allerdings erscheinet unter den offenkundigsten Dingen dieses als das größte Geheimniß: wie Gott selber ein Mensch geworden; wie Der, welcher von Anfang war, gelitten und gestorben, aus Liebe für die Sünder. Denn eine solche Liebe wird selber nur durch eine Liebe begriffen, die nicht vom Geschlecht des Fleisches ist, sondern welche der Geist aus Gott dem Geist des Menschen giebet. Es erscheint als ein Geheimniß, wie in dem Namen eines Gekreuzigten und in dem Glauben an Ihn eine solche Kraft seyn konnte, daß vor ihm die stolze Macht und die Herrschaft des hochgebildeten Heidenthumes sich beugen und entweichen mußte. Unbegreiflich der Vernunft erscheint es, wie die Liebe zu einem Gekreuzigten die Macht der Sinn=

lichkeit bewältigen, die Seele heiligen und dieselbe sättigen könne mit einem Frieden, der nie endet. Unbegreiflich erscheint es, wie ein Hinzunahen zu Gott, in dem Namen eines Menschensohnes, Thaten wirken könne, zu deren Vollbringen die Kraft aller Helden und Starken im Lande nicht hinreichet. Ein Geheimniß der Vernunft ist es, wie das Göttliche so ganz zu dem leiblichen Menschen sich hinzuthun könne, daß es, in leiblicher Wesenheit selber von ihm erfasset wird inmitten des Sakramentes. Ein Geheimniß der Vernunft alles Weben und Wirken des Geistes von oben, in und durch die von ihm beseligte und geweihete Natur des armen Menschen. Was jedoch der selberherrschenden, hochgebildeten Vernunft geheim ist und verborgen, das verstehet auf dem Arm der Mutter ein demüthig liebendes Kind.

Was das Werk der Seelen beim Erbauen der von Händen gemachten Tempel (nach §. 59), das ist, im Reiche des Geistes, das Werk desselben beim Begründen der Gemeinde oder Kirche. Sie beruhet auf jener Einigkeit im Geiste, durch das Band des Friedens, in dem Alle, welche würdiglich wandeln des Berufes auf die Eine, gemeinsame Hoffnung, Ein Leib sind und Ein Geist. Denn sie Alle haben Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott und Vater Aller, der da ist über Alle und durch Alle und in Allen. Wie die Glieder eines gemeinsamen Leibes, durchdringt sie allzumal die Kraft des Lebens, welche ausgehet von dem Haupt der Gemeine: der Geist der Liebe, die sich dargegeben hat für die Gemeine, auf daß sie dieselbe heiligte und reinigte. Dieses ist die Kirche, gegründet auf einen Felsen: die Kirche, von welcher der Mund der Wahrheit saget, daß die Pforten der Hölle sie nicht werden überwältigen. Nur in dem lebendigen Verband der Liebe und des gemeinsamen Glaubens Aller an Einen und Aller zu Einem ist Heil und Wohlfahrt des Geistes; denn nur so lange er am Weinstock bleibet, grünet und gedeihet der Rebe.

Wie die einzelne Seele in der fest in ihr begründeten Hoffnung auf ein künftiges Seyn des Geistes

MONACENSIS.

eine Bürgschaft für ihre Fortdauer findet, so die Gesammtheit der Kirche in der auf einem festen, prophetischen Worte beruhenden Hoffnung auf ein Reich des Geistes, das künftig erscheinen soll. Ja, es harret mit uns die Creatur der Offenbarung eines Neuen, da die Gebundenheit zur Freiheit, die Gebrechlichkeit zur Herrlichkeit heranwachsen wird. Die schöne Erde, mit dem Schmuck ihrer Auen und den hehren Vesten ihrer Gebirge wird nicht für immer ein Feld des Unfriedens und des eitlen Geschreies der Empörer; ein Thal des Jammers und der Thränen bleiben. Es ist uns gesagt von einer noch künftigen „Ruhe" der Kinder im Hause des Vaters; im Wort verheißen: siehe es wird Alles neu werden, und Erde und Meer wie der Himmel sollen voll werden Seines Lobes. Dann werden die Geschlechter der Erde in Frieden beisammen wohnen, gleichwie in einer Stadt, deren Mauern Heil und deren Thore Lob heißen. Wie aus Abend und Morgen der einzelne Tag, so wird in der gesammten Zeit der Völker aus dem Weinen des Abends die Freude eines Morgens kommen, dem ein Licht leuchtet, das nicht mehr untergehet.

In Beziehung zum Theil auf das, was wir oben zu dem Inhalt des §. 49 hinzufügten, erinnern wir hier nur noch an die Kennzeichen des Lebens und der Herrschaft des Geistes, wie uns dieselben die Zeit der Apostel vor Augen stellt: Neue, ins Verborgene eindringende Sinnen (Geist der Weissagung, welcher straft und bessert); bewegende, neugestaltende Kräfte, welche die äußere wie innere Natur des Menschen erfassen und durchdringen; neue Züge der Verwandtschaft selbst zu dem, was der sinnlichen Natur widerstrebt; höhere Kräfte des Ausgebärens und Erzeugens eines gleichartigen Lebens, in andern Seelen: ein Gebären neuer, geistig Lebendiger durch den Tod (das Blut) der Glaubenszeugen. Die Kunst, welche der Geist übt, bringt zunächst innre Werke (die Gestaltung des Menschen der Ewigkeit) hervor; seine Wissenschaft umfasset vor Allem das Werk der Selbstbesserung; was im Verkehr der Seelen der Staat, das ist in dem der Geister die Kirche.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ldm.

D. Knode.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schubert, Gotthilf Heinrich <<von>>,

Lehrbuch der Menschen- und Seelenkunde zum Gebrauch für Schulen und zum Selbststudium

Erlangen 1842

Anthr. 125 ib
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255527-2